**Der Tag wird kommen**

Lion Feuchtwanger

ERSTES BUCH

# Domitian

## ERSTES KAPITEL

Nein, was Josef da hingeschrieben hat, wird er kaum stehenlassen können. Von neuem überliest er seine Sätze über Saul, den Hebräerkönig, wie dieser, wiewohl ihm

N

kundgeworden ist, er werde den Tod finden und die Seinen in den Untergang führen, entschlossen in den Kampf zieht. »Das hat Saul getan«, hat er geschrieben, »und dadurch gezeigt, daß solche, die nach ewigem Ruhme streben, ähnlich handeln sollten.« Nein, sie sollten nicht ähnlich handeln. Gerade jetzt dürfte er so was nicht schreiben. Seine Landsleute sind in diesen Jahrzehnten nach dem Untergang ihres Staates und ihres Tempels ohnedies geneigt, ein neues, unsinniges kriegerisches Unternehmen zu versuchen. Jene Geheimverbindung, die den Anbruch des Tages beschleunigen will, die »Eiferer des Tages«, gewinnen immer neue Anhänger und neuen Einfluß. Josef darf ihre hoffnungslose Tapferkeit nicht durch sein Buch noch weiter spornen. Sosehr der finstere Mut dieses Königs Saul ihn anzieht, er muß der Vernunft folgen, nicht seinem Gefühl, er darf seinen Juden diesen König nicht als nachahmenswerten Helden hinstellen.

Flavius Josephus, Ritter des Zweiten römischen Adels, der große Schriftsteller, dessen Ehrenbüste in der Bibliothek des Friedenstempels aufgestellt ist, oder besser der Doktor Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe aus Jerusalem, wirft den Schreibgriffel beiseit, geht auf und nieder, setzt sich schließlich in einen Winkel seines Arbeitszimmers. Da sitzt er, im Halbdunkel, die Öllampe hebt nur den Schreibtisch heraus mit den paar Büchern und Rollen, die darauf liegen, und dem goldenen Schreibzeug, das ihm einstmals der verstorbene Kaiser Titus geschenkt hat. Fröstelnd — denn kein Feuer kommt auf gegen die feuchte Kälte dieses frühen Dezember —, mit abwesenden Augen schaut Josef auf das mattgleißende Gold. Merkwürdig, daß er die enthusiastischen Sätze hingeschrieben hat über Sauls sinnlose Tapferkeit. Ist ihm also doch wieder einmal das Herz durchgegangen? Will es sich, dieses fünfzigjährige Herz, noch immer nicht bescheiden mit der ruhevollen Betrachtsamkeit, die allein in seinem großen Buch zu Worte kommen soll?

Wenigstens unterläuft es ihm jetzt immer seltener, daß ihm Griffel oder Feder durchgeht. Er hat sich den Gleichmut erkämpft, den sein großes Werk bedingt, seine »Universalgeschichte des jüdischen Volkes«. Er hat dem Getriebe entsagt, er jammert dem wilden Leben nicht nach, das hinter ihm liegt. Er hat sich seinerzeit mit heißem Eifer hineingestürzt in den großen Krieg seines Volkes, hat daran teilgenommen auf Seite der Juden und auf Seite der Römer, als Politiker und als Soldat. Hat tiefer hineingesehen in die Begebenheiten dieses Krieges als die weitaus meisten Zeitgenossen. Hat die großen Geschehnisse miterlebt in der nächsten Umgebung des ersten flavischen Kaisers und des zweiten, als Tätiger und als Leidender, als Römer, Jude und Weltbürger. Hat schließlich die klassische Geschichte dieses jüdischen Krieges geschrieben. Ist gefeiert worden wie wenige andere und erniedrigt und beschimpft wie wenige andere. Jetzt ist er müde der Erfolge und der Niederlagen, das heftige Tun ist ihm schal geworden, er hat erkannt, daß seine Aufgabe und seine Kraft in der Betrachtung liegen. Nicht Geschichte zu machen, ist er eingesetzt von Gott und von den Menschen, sondern die Geschichte seines Volkes zu ordnen und aufzubewahren, ihren Sinn zu erforschen, ihre Träger beispielhaft hinzustellen zum Ansporn und zur Warnung. Dazu ist er da, und er ist es zufrieden.

Ist er zufrieden? Die schöne und unweise Stelle über den König Saul zeugt nicht dafür. Er ist fast fünfzig, aber den ersehnten Gleichmut hat er noch nicht gefunden.

Er hat alles getan, ihn sich zu erwerben. Durch keinerlei Bemühungen um äußern Erfolg hat er sich von seinem Werk ablenken lassen. Nichts von ihm ist während dieser ganzen vier Jahre an die Öffentlichkeit gelangt. Während Vespasian und Titus ihm freundlich gesinnt waren, hat er keinen Finger gerührt, um an den Kaiser von heut, an den mißtrauischen Domitian heranzukommen. Nein, es ist in dem stillen, abseits lebenden Josef dieser letzten Zeit nichts mehr von jenem früheren, heftigen, betriebsamen.

Die Sätze über den dunkeln Mut des Königs Saul, die er da geschrieben hat, sind schön und hinreißend, und die »Eiferer des Tages« würden sie mit Begeisterung lesen. Aber ach, gerade das sollen sie ja nicht. Nicht in der Begeisterung sollen sie sich üben, sondern in der Vernunft, in der schlauen Geduld. Sie sollen sich fügen und kein zweites Mal sinnlos gegen Rom die Waffen erheben.

Warum wohl sind ihm gerade heute die schönen und verruchten Sätze über den König Saul in die Feder gekommen? Er hat es gewußt, schon während er die Worte hinschrieb; er hat es nicht wissen wollen, doch jetzt kann er sein Wissen nicht länger vor sich selber verbergen. Es geschah, weil ihm gestern Paulus begegnet ist, sein Junge, der Sechzehnjährige, der Sohn seiner geschiedenen Frau. Josef hat diese Begegnung nicht wahrhaben wollen, hat sich’s nicht eingestehen wollen, daß der junge Mensch, der da an ihm vorbeiritt, sein Paulus sei. Er hat sich befohlen, dem Jungen nicht nachzuschauen, aber sein Herz hat einen Sprung getan, und er hat gewußt: es war Paulus.

Ein kleines Stöhnen kommt aus dem Munde des im Halbdunkel sitzenden Mannes. Wie hat er seinerzeit geworben um diesen seinen Sohn Paulus, den Halbfremden, den Sohn der Griechin, wieviel schwere Schuld hat er auf sich geladen seinethalb. Der Junge hat trotzdem alles ausgetilgt, was er mit soviel scheuer Beharrlichkeit in ihn einzusenken versucht hat, und jetzt er hat für ihn, den Vater, den Juden, nur Verachtung. Josef denkt an die schauerliche Stunde, da er unter dem Joch des Siegers hat durchschreiten müssen, unter dem Bogen des Titus, er denkt daran, wie ihm da für den Bruchteil einer Sekunde das Gesicht seines Sohnes Paulus erschienen ist. Unter den vielen tausend höhnischen Gesichtern jener dunkeln Stunde wird es ihm unvergeßbar bleiben, eingefressen ins Herz, dieses blaßbräunliche, hagere, feindselige Gesicht. Nichts anderes als die Erinnerung an dieses Gesicht war es, Selbstverteidigung gegen dieses Gesicht, die ihm die Feder geführt hat, als er jene Sätze schrieb über den Judenkönig Saul.

Denn ach, in die Schlacht zu gehen, auch wenn sie sichern Untergang bringt, wie leicht ist das, gemessen an dem, was er damals auf sich genommen hat. Herzzerdrückend ist es, schmachvoll, Bewunderung zeigen zu müssen für den frechen Sieger, weil man weiß, daß solche Selbsterniedrigung der einzige Dienst ist, den man dem eigenen Volke leisten kann.

Später, in hundert Jahren oder in tausend, wird man das erkennen. Heute aber, an diesem neunten Kislev des Jahres 3847 nach Erschaffung der Welt, ist es ihm ein geringer Trost, daß ihn die sehr viel Späteren einmal bewundern werden. In seinen Ohren ist nichts von diesem Ruhm, in seinem Herzen ist nichts als die Erinnerung an jenes Geschrei aus hunderttausend Mündern: »Lump, Verräter, Hund«, und darüber, lautlos und doch lauter als alle anderen Stimmen, die seines Sohnes Paulus: »Mein Vater, der Lump, mein Vater, der Hund.«

Weil er sich gegen diese Stimme hat verteidigen wollen, deshalb hat er die Sätze über den düstern Mut des Saul geschrieben. Süß und erhebend war es, sie zu schreiben. Süß und erhebend ist es, sich von seinem Mut fortreißen zu lassen, bedenkenlos. Aber höllisch schwer ist es, niederdrückend, taub zu bleiben vor der Lockung und nichts zu hören als die ruhige, keineswegs hinreißende Stimme der Vernunft.

Da hockt er, ein noch nicht alter Mann, und das Zimmer, dämmerig mit Ausnahme des von der Öllampe beleuchteten Schreibtisches, ist voll von den ungetanen Taten, nach denen er sich sehnt. Denn die Gelassenheit, von der er soviel hermacht, diese seine Stille hier inmitten des lauten, glänzenden, von Taten berstenden Rom ist künstlich, ist erkrampft, ist Schwindel. Alles in ihm ist wund und weh vor hungrigem Ehrgeiz und Tatendrang. Rausch erzeugen, Tatenlust, das ist etwas. Die Geschichte des Königs Saul so erzählen, daß die Jugend seines Volkes ihm zujubelt und begeistert in den Tod geht wie damals, als er sie, jung und dumm, mit seinem Makkabäerbuch hinriß, das ist etwas. Die Geschichte Sauls und Davids und der Könige und der Makkabäerfürsten, deren Blut er selber in den Adern trägt, so schreiben, daß sein Sohn Paulus spürt: Mein Vater ist ein Mann und ein Held, das ist etwas. Aber die Billigung der eigenen Vernunft, die Bewunderung der Späteren, der Nachwelt, das ist Schall und Dunst.

Er darf das nicht denken. Er muß die Gesichte fortjagen, die ihm hier im Dunkeln auflauern. Er klatscht dem Diener, befiehlt: »Licht, Licht!« Alle Lampen und Kerzen müssen angezündet werden. Erleichtert spürt er, wie er wirklich, da sich der Raum erhellt, wieder er selber wird. Jetzt kann er der Vernunft folgen, seiner wahren Führerin.

Er setzt sich von neuem an den Arbeitstisch, zwingt sich zur Sammlung. »Damit es nicht den Anschein habe«, schreibt er, »als beabsichtige ich, König Saul über Gebühr zu loben, fahre ich jetzt in meiner eigentlichen Erzählung fort.« Und er fuhr fort, erzählte, sachlich, gemessen.

So mochte er eine Stunde gearbeitet haben, als ihm der Diener meldete, ein Fremder sei da, der sich nicht abweisen lasse, ein Doktor Justus aus Tiberias.

Josef hatte seinen großen literarischen Gegner in den letzten Jahren selten gesehen und kaum je allein. Es konnte schwerlich Gutes bedeuten, daß ihn Justus zu so ungewohnter Stunde aufsuchte.

Das graugelbe Antlitz des Mannes, wie er jetzt ins Zimmer trat, Feuchtigkeit und Kälte mit sich bringend, schien dem Josef noch härter geworden, trockener, zerfurchter, als er es in der Erinnerung hatte. Alt, verbraucht, mühsam hochgehalten saß der Kopf des Justus auf dem erschreckend dürren Hals. Josef, so gespannt er auf das wartete, was ihm der andere sagen werde, richtete mechanisch das Aug auf den Stumpf jenes linken Armes, den man dem Justus damals hatte amputieren müssen, als ihn Josef vom Kreuz herunterholte. Er hat sich damit einen scharfen Mahner vom Kreuz geholt, der mit grausam sicherem Blick jede faule Stelle an ihm durchschaute, einen Mann, vor dem Josef immer Angst hatte und den er doch nicht entbehren konnte.

»Und was wollen Sie, mein Justus?« fragte er ihn nach einigen Sätzen geradezu. »Ich möchte Ihnen einen dringlichen Rat geben«, erwiderte Justus. »Sehen Sie sich in den nächsten Wochen gut vor, was Sie reden und zu wem. Denken Sie auch darüber nach, ob Sie vielleicht in letzter Zeit Dinge gesagt haben, die Übelwollende zu Ihren Ungunsten ausdeuten könnten, und überlegen Sie, wie solche Kommentare zu entkräften wären. Es gibt in der Umgebung des Kaisers Leute, die Ihnen nicht wohlwollen, und Sie selber sollen ab und zu Leute bei sich sehen, deren Staatstreue fraglich ist.« — »Darf man nicht mit Leuten verkehren«, fragte Josef, »die römisches Bürgerrecht haben und die niemals von einer Behörde verdächtigt worden sind?« Justus verzog die dünnen Lippen. »Man durfte es«, antwortete er, »in Friedenszeiten. Aber jetzt sieht man sich besser einen jeden genau an, mit dem man Worte wechselt, nicht nur darauf, ob einmal etwas gegen ihn vorgelegen hat, sondern auch, ob einmal in Zukunft etwas gegen ihn vorliegen könnte.«

»Sie denken, der Friede im Osten ...?« Josef vollendete den Satz nicht.

»Ich denke, der Friede im Osten ist wieder einmal zu Ende«, erwiderte Justus. »Die Daker haben die Donau überschritten und sind in das Gebiet des Reichs eingefallen. Die Meldung kommt aus dem Palatin.«

Josef war aufgestanden. Er hatte Mühe, den andern nicht merken zu lassen, wie sehr ihn die Nachricht aufrührte. Der neue Krieg, der da anrollte, dieser Krieg im Osten, konnte unabsehbare Folgen haben für ihn und für Judäa. Wenn die östlichen Legionen in einen Kampf verwickelt waren, wenn man mit einer Intervention der Parther rechnen durfte, werden dann die »Eiferer des Tages« nicht losschlagen? Werden sie nicht die aussichtslose Erhebung wagen?

Und da, vor einer Stunde noch, hat er König Saul gerühmt, den Mann, der, den sichern Untergang vor Augen, dennoch in den Krieg geht. Er ist, mit seinen Fünfzig, ein noch größerer Narr und Verbrecher als damals mit Dreißig.

»Mein Justus, was können wir tun?« sagte er seine tiefe Sorge geradeheraus, die Stimme heiser vor Erregung.

»Mann, Josef, das wissen doch Sie besser als ich«, antwortete Justus, und er höhnte: »Siebenundsiebzig sind es, die haben das Ohr der Welt, und Sie sind einer von ihnen. Sie müssen sich hören lassen. Sie müssen ein klares Manifest abfassen, das von allen Unüberlegtheiten abrät. Je simpler, um so besser. Das können Sie doch. Sie verstehen sich doch auf die Sprache des gemeinen Mannes, Sie verstehen sich doch auf die großen und billigen Worte.« Seine scharfe Stimme klang besonders unangenehm, die dünnen Lippen verzogen sich, und da war auch wieder jenes peinliche Kichern, das an Josefs Nerven riß.

Trotzdem ging Josef auf den Hohn des andern nicht ein.

»Wie wollen Sie mit Worten aufkommen gegen ein so starkes Gefühl?« fragte er. Und: »Ich möchte ja selber nach Judäa«, brach es aus ihm heraus, »teilnehmen an diesem Aufstand, als was immer, fallen in diesem Aufstand.«

»Das glaub ich Ihnen«, höhnte Justus, »das könnte Ihnen so passen. Wenn ein Stärkerer einen schlägt, dann schlägt man einfach zurück und reizt ihn so lange, bis er einen totschlägt. Aber wenn die ›Eiferer des Tages‹ eine Entschuldigung haben, Sie haben keine. Sie sind nicht dumm genug.« Und da Josef vor sich hin starrte, hilflos, grimmig, sagte er noch: »Schreiben Sie das Manifest! Sie haben viel gutzumachen.«

Als Justus gegangen war, setzte sich Josef hin, um seine Mahnung zu befolgen. Es gehöre, schrieb er, viel mehr Mut dazu, sich zu überwinden und den Aufstand zu unterlassen als ihn zu beginnen. Vorläufig, auch wenn der Krieg im Osten ausbräche, gehe es für uns Juden darum, den Staat des Gesetzes und der Bräuche weiter auszubauen und unsere ganze Kraft dieser Aufgabe allein zu widmen. Wir müßten es Gott und der leitenden Vernunft überlassen, die Voraussetzungen zu schaffen dafür, daß dieser Staat des Gesetzes und der Bräuche, das Jerusalem im Geiste, auch seinen sichtbaren Rahmen und Unterbau erhalte, das steinerne Jerusalem. Der Tag sei noch nicht gekommen. Ein zur Unzeit begonnenes, bewaffnetes Unternehmen aber schiebe den Tag nur hinaus, dem wir alle entgegeneiferten.

Er schrieb. Er versuchte sich vollzusaugen mit Begeisterung für die Vernunft so lange, bis ihm ihr Wasser wie Wein schmeckte, so lange, bis ihm die Sätze, die er verkündete, nicht mehr nur Sache seines Verstandes schienen, sondern Sache seines Herzens. Zweimal mußte der Diener die Kerzen erneuern und das Öl der Lampen, ehe sich Josef mit seinem Konzept zufriedengab.

Den Abend darauf fanden sich in der Behausung des Josef vier Gäste ein. Da war der Möbelhändler Cajus Barzaarone, Präsident der Agrippenser-Gemeinde, Repräsentant der römischen Judenheit, ein maßvoller, vernünftiger Mann, dessen Name auch in Judäa guten Klang hatte. Da war weiter Johann von Gischala, einmal ein Führer im jüdischen Krieg, ein schlauer und kühner Mann. Jetzt saß er als Terrainhändler in Rom, seine Geschäfte erstreckten sich übers ganze Reich; in Judäa aber war heute noch in den Köpfen der »Eiferer des Tages« die Erinnerung an seine Tätigkeit während des Krieges lebendig. Da war zum dritten Justus von Tiberias. Da war schließlich Claudius Regin, Finanzminister des Kaisers, geboren von einer jüdischen Mutter und gleichwohl nie ein Hehl daraus machend, daß er die Sache der Juden begünstige, ein Mann, der Josefs Bücher verlegt und ihm in allen seinen Nöten geholfen hatte.

Es mußten unter diesem mißtrauischen Kaiser Domitian Zusammenkünfte ein harmloses Aussehen tragen, um nicht wie Verschwörung zu wirken; denn es gab in beinahe jedem Hause Spitzel des Polizeiministers Norban. Die Herren führten also zunächst, während sie zu Abend aßen, beiläufige Reden über die Dinge des Tages. Natürlich sprach man vom Krieg.

»Im Grunde«, meinte Johann von Gischala, und sein braunes, wohlwollendes, pfiffiges Gesicht lächelte vergnügt, ein wenig hinterhältig, »im Grunde ist der Kaiser nicht kriegerisch für einen Flavier.« Claudius Regin wandte sich ihm zu, salopp lag er da, die schweren Augen schauten schläfrig und mokant unter der vorgebauten Stirn. Er wußte, daß er dem Kaiser unentbehrlich war, und durfte sich deshalb ab und zu eine übellaunig spaßhafte Offenheit leisten. Auch heute nahm er keine Rücksicht auf die servierenden Diener. »Nein, kriegerisch ist DDD nicht«, erwiderte er dem Johann; DDD aber nannte man den Kaiser nach den Anfangsbuchstaben seines Titels und Namens: Dominus ac Deus Domitianus, der Herr und Gott Domitian. »Allein er findet leider, daß ihm der Triumphmantel des Jupiter nicht schlecht steht, und dieses Kostüm ist ein wenig kostspielig. Unter zwölf Millionen kann ich einen Triumph nicht machen, von den Kosten des Krieges ganz abgesehen.« Endlich konnte Josef, die Tafel aufhebend, die Dienerschaft wegschicken, und man redete zur Sache. Als erster äußerte sich Cajus Barzaarone. Er glaube kaum, setzte der joviale Herr mit den listigen Augen auseinander, daß sie, die römischen Juden, durch den bevorstehenden Krieg unmittelbar bedroht seien. Natürlich müßten sie sich in dieser schwierigen Zeit still halten und jedes Aufsehen vermeiden. Bittgottesdienste für den Kaiser und für den Sieg seiner Adler habe er für seine Agrippenser-Gemeinde bereits angeordnet, und selbstverständlich würden die andern Synagogen nachfolgen.

Das war eine vage, unbefriedigende Rede. So hätte Barzaarone im Verein der Möbelhändler sprechen können, dem er vorstand, oder bestenfalls vor den Ratsmitgliedern seiner Gemeinde; aber wenn er hier sprach, zu ihnen, dann hatte es doch keinen Sinn, die Augen vor der Gefahr zu schließen.

Johann von Gischala schüttelte denn auch den braunen, breiten Kopf. Leider, meinte er mit gutmütigem Spott, sei nicht die ganze Judenheit so brav und vernünftig wie die wohldisziplinierte Agrippenser-Gemeinde. Da gebe es zum Beispiel, wie dem verehrten Cajus Barzaarone bestimmt nicht unbekannt sei, die »Eiferer des Tages«.

Diese »Eiferer des Tages«, stellte auf seine trockene Art Justus fest, würden sich ärgerlicherweise auch auf manches Wort des Großdoktors Gamaliel berufen können. Es war aber Großdoktor Gamaliel, der Präsident der Universität und des Kollegiums von Jabne, der anerkannte Führer der gesamten Judenheit. Bei aller Mäßigung, fuhr Justus fort, habe der Großdoktor, wenn er sich nicht von den »Eiferern des Tages« allen Wind aus den Segeln habe nehmen lassen wollen, die Hoffnung auf die baldige Wiedererrichtung des Staates und des Tempels immer neu schüren und sich manchmal auch starker Worte bedienen müssen. Dessen würden sich jetzt die Fanatiker erinnern. »Der Großdoktor wird es nicht leicht haben«, schloß er.

»Machen wir uns nichts vor, meine Herren«, faßte auf seine rücksichtslose Art Johann von Gischala zusammen. »Es ist so gut wie sicher, daß die ›Eiferer des Tages‹ losschlagen werden.«

Im Grunde hatten sie das alle gewußt; dennoch gab es ihnen einen kleinen Ruck, wie Johann es so nüchtern feststellte. Josef beschaute sich diesen Johann, den nicht großen, doch breiten und kräftigen Körper, das braune, gutmütige Gesicht mit dem kurzen Knebelbart, der eingedrückten Nase, den grauen, verschmitzten Augen. Ja, Johann war der richtige galiläische Bauer, er kannte sein Judäa von innen heraus, er war unter den Anstiftern und Führern des jüdischen Krieges der populärste gewesen, und sosehr Josef sich gegen seine ganze Art auflehnte, er konnte dem Mann nicht abstreiten, daß seine Vaterlandsliebe aus den Tiefen seines Wesens kam. »Wir hier in Rom«, begründete Johann von Gischala die Entschiedenheit, mit der er gesprochen, »können uns schwer vorstellen, wie der Krieg im Osten die in Judäa aufrühren muß. Wir hier erleben sozusagen an unserm eigenen Körper die Macht des römischen Reichs, sie ist immerfort um uns herum, das Gefühl dieser Macht ist uns ins Blut übergegangen und verbietet uns jeden Gedanken an Widerstand. Aber wenn ich«, überlegte er laut, und sein Gesicht nahm einen nachdenklichen, gesammelten, schmerzhaft begehrlichen Ausdruck an, »wenn ich nicht hier in Rom säße, sondern in Judäa und dort von einer Schlappe der Römer hörte, dann könnte ich nicht für mich einstehen. Ich weiß natürlich mathematisch sicher, daß eine solche Schlappe am Ausgang des Krieges nichts ändern würde; ich habe es am eigenen Leib zu spüren bekommen, wohin ein solcher Aufstand führt. Jung bin ich auch nicht mehr. Und trotzdem, mich selber reißt es, loszugehen, loszuschlagen. Ich sage euch: die ›Eiferer des Tages‹ werden nicht stillhalten.«

Johanns Worte rührten die andern an. »Was können wir

tun, sie zu ernüchtern?« unterbrach Justus das Schweigen. Er sprach mit kalter, beinahe anstößiger Schärfe; doch die Ernsthaftigkeit seiner Gesinnung, die Unbestechlichkeit seines Urteils hatte ihm Achtung erworben, und daß er teilgenommen hatte am jüdischen Krieg, daß er für Jerusalem am Kreuz gehangen war, bewies, daß es nicht Feigheit war, wenn er ein neues kriegerisches Unternehmen so verächtlich abtat.

»Man könnte vielleicht«, schlug behutsam Cajus Barzaarone vor, »dem Kaiser die Aufhebung der Kopfsteuer nahelegen.

Man müßte ihm plausibel machen, daß es angezeigt wäre, in einer so kritischen Zeit die Gefühle der jüdischen Bevölkerung zu schonen. Vielleicht legt da unser Claudius Regin für uns Fürsprache ein.« Unter allen judenfeindlichen Maßnahmen nämlich erregte die Erhebung dieser Kopfsteuer am meisten Unwillen. Nicht nur war die Tatsache, daß die Römer jene Doppeldrachme, welche einstmals jeder Jude als Steuer für den Tempel in Jerusalem zu zinsen hatte, jetzt zur Erhaltung des Tempels des Capitolinischen Jupiter einzogen, eine bittere, höhnische Mahnung an die Niederlage, sondern es wurde auch die Eintragung in die Judenlisten, ihr öffentlicher Anschlag und die Einziehung der Steuer auf brutale und diffamierende Art vorgenommen.

»Es verlangt heute einigen Mut, meine Herren«, sagte nach einem kleinen Schweigen Claudius Regin, »zu zeigen, daß man mit Ihnen sympathisiert. Trotzdem würde ich vielleicht diese Kühnheit aufbringen und dem Kaiser die Anregung unseres Cajus Barzaarone unterbreiten. Aber glauben Sie nicht, daß DDD, wenn er sich wirklich zum Verzicht auf die Doppeldrachme entschließen sollte, dafür eine ungeheure Gegenleistung fordern würde? Er würde im besten Fall als Gegenleistung eine Sondersteuer ausschreiben, die für Ihre Gefühle weniger empfindlich wäre, für Ihre Kasse aber um so mehr. Ich weiß nicht, mein Cajus Barzaarone, ob Sie den weiteren Besitz Ihrer Möbelfabrik oder die Befreiung von der Judensteuer vorziehen. Ich für mein Teil würde lieber ein bißchen Kränkung einstecken und dafür mein Geld behalten. Ein reicher Jude, auch gekränkt, hat immer noch etwas Macht und Einfluß, ein armer Jude, auch ungekränkt, ist gar nichts.«

Justus tat die platten Weisheiten des Claudius Regin und die undurchführbaren Anregungen des Cajus Barzaarone mit einer kleinen Handbewegung ab. »Was wir tun können«, sagte er, »ist verdammt wenig. Wir können Worte machen, nichts sonst. Das ist armselig, ich weiß es. Aber wenn die Worte sehr klug berechnet sind, wirken sie vielleicht dennoch. Ich habe Doktor Josef nahegelegt, ein Manifest abzufassen.« Alle schauten auf Josef. Der schwieg und regte sich nicht; er spürte hinter den Worten des Justus einen leisen, kratzenden Hohn. »Und haben Sie ein Sendschreiben abgefaßt?« fragte schließlich Johann.

Josef nahm aus dem Ärmel seines Gewandes das Manuskript und las es vor. »Es ist ein wirkungsvolles Manifest«, sagte, als er zu Ende war, Justus, und außer Josef hörte kaum einer den Hohn dieser Anmerkung. »Auf die ›Eiferer des Tages‹ wird es wenig Wirkung tun«, meinte Johann. »Die ›Eiferer des Tages‹ kann nichts zurückhalten«, gab Justus zu, »und die um den Großdoktor brauchen keine Mahnung. Aber es gibt Leute zwischen beiden Lagern, es gibt Schwankende, und die werden sich vielleicht bestimmen lassen von uns, die wir hier in Rom leben und die Lage besser beurteilen. Einige Wirkung wird das Schriftstück tun«, beharrte er. Er hatte beinahe heftig gesprochen, als wollte er nicht nur die andern, sondern auch sich selber überzeugen. Nun aber erschlaffte er und, trüb, setzte er hinzu: »Und dann, etwas müssen wir tun, schon unserthalb. Frißt es euch nicht das Herz ab, dazuhocken und zuzuschauen, wie die andern ins Unglück rennen?« Er dachte daran, wie er damals, vor und zu Beginn des Krieges, vergeblich gewarnt hatte. Auch diesmal wird man vergeblich warnen, er wußte es. Und in abermals zwanzig Jahren, wenn sich das gleiche wiederholt, wird er auch wieder warnen müssen, noch so tief überzeugt, daß er nur die Luft erschüttert. »Ich denke«, trieb er die andern weiter an, »wir sollten unsere Namen unter das Schriftstück setzen und uns überlegen, wen sonst noch wir zur Unterschrift auffordern.«

Der bittere Eifer des sonst so zurückhaltenden Mannes ging den andern ans Herz. Gleichwohl drückte der Möbelhändler Cajus Barzaarone unbehaglich herum. »Mir scheint«, meinte er, »es kommt weniger auf die Zahl der Unterschriften an als darauf, daß die Unterzeichner bei den jüngeren Leuten in Judäa Geltung haben. Was zum Beispiel soll es nützen, wenn die Unterschrift eines alten Möbelhändlers unter diesem Manifest steht?« — »Vielleicht nützt es nicht viel«, antwortete Justus, und der Unwille klang nur leise durch seine Worte. »Aber schon damit die andern Unterzeichner gedeckt seien, sollten auch Unterschriften unverdächtiger Herren auf dem Dokument sein.« — »Das ist richtig«, trieb Claudius Regin den ängstlichen Barzaarone noch mehr in die Enge. »Die Leute unseres Polizeiministers Norban wittern Unrat hinter allem, und wenn ihnen das Manifest in die Hände fällt, dann werden sie erklären, die Unterzeichner hätten um verdächtige Umtriebe in Judäa gewußt. Je unbedenklichere Unterschriften unter dem Manifest stehen, um so geringer wird die Gefahr für jeden einzelnen.« — »Sperren Sie sich nicht lange, mein Barzaarone«, sagte Johann von Gischala und strich sich den Knebelbart, »Sie müssen schon heran.«

Man beriet, auf welche Weise man das Schriftstück nach Judäa bringen sollte. Nicht nur gab es jetzt im Winter keine rechten Schiffsverbindungen, es gab auch sonst Fährnisse. Man konnte das Dokument nur einem sichern Manne anvertrauen. »Ich weiß wirklich nicht«, meinte wiederum Cajus Barzaarone, »ob der Gewinn, den wir im besten Fall aus dem Sendschreiben ziehen, im rechten Verhältnis steht zu dem Risiko, dem wir uns und unsere Gemeinschaft aussetzen. Denn wer immer jetzt im Winter unter so schwierigen Verhältnissen nach Judäa fährt, muß stichhaltige Gründe angeben können, wenn er den Behörden nicht auffallen will.« — »Aber Sie kommen nicht los, mein Cajus Barzaarone«, ließ der verschmitzte Johann von Gischala nicht locker. »Ich weiß einen Mann, der stichhaltige Gründe hat, jetzt nach Judäa zu reisen, Gründe, die auch den Behörden einleuchten. Zweifellos werden infolge des Krieges die Bodenpreise in Judäa fallen. Da trifft es sich nicht schlecht, daß wir einen Terrainhändler unter uns haben, nämlich mich. Meine Firma hat großen Grundbesitz in Judäa. Sie wünscht, überzeugt von dem raschen Sieg der Legionen, die Konjunktur auszunutzen und ihre Terrains abzurunden. Ist das ein stichhaltiger Grund? Ich werde meinen Prokuristen, den redlichen Gorion, nach Judäa schicken. Vertrauen Sie mir das Schriftstück an. Es wird sicher befördert.«

Man unterzeichnete. Auch Cajus Barzaarone setzte schließlich, zögernd, seinen Namen unter Josefs Manifest.

Drei Tage später erfuhren die Herren zu ihrer Überraschung, daß nicht Gorion, sondern Johann von Gischala selber nach Judäa aufgebrochen war.

Josef stieg die Treppe hinauf zu den Zimmern, in denen Mara mit den Kindern wohnte. Es war eine enge, unbequeme Treppe, alles in seinem Haus war eng, unbequem, verwinkelt. Schon damals, als ihn Domitian aus dem schönen Gebäude ausquartiert hatte, das ihm der alte Kaiser zur Wohnung angewiesen, hatte man sich gewundert, daß ein so angesehener Mann sich dieses armselige, altmodische, kleine Haus in dem höchst unvornehmen Bezirk »Freibad« aussuchte. Seitdem gar Mara mit der kleinen Jalta zu ihm gekommen war und ihm die zwei Söhne zugeboren hatte, war ihm das Haus wirklich nicht mehr angemessen; aber Josef, verbissen in eine erkrampfte Bescheidenheit, hatte sich darauf beschränkt, es um ein Stockwerk zu erhöhen. Da stand es, eng, schmal, baufällig, davor die Buden von ein paar Kleinhändlern mit allerlei übelriechendem Kram, keine würdige Wohnstätte für einen Mann seines Ranges und seines Namens.

Mara hatte sich trotz ihrer Schlichtheit von Anfang an in diesem Hause nicht wohlgefühlt. Sie wollte freien Himmel über sich haben; in einer großen Stadt zu leben zwischen steinernen Wänden, das allein ging ihr gegen die Natur. Hier gar, in dem dumpfigen, verschachtelten Gemäuer, in der niedrigen Stube unter der verschwärzten Decke, fühlte sie sich zwiefach unbehaglich. Wenn es nach ihr gegangen wäre, dann wäre man längst wieder nach Judäa übersiedelt auf eines von Josefs Gütern.

Es war jetzt der fünfte Tag, seitdem die Nachricht von dem Einbruch der Daker bekannt geworden war. Josef war inzwischen oft mit Mara zusammen gewesen, er hatte die meisten Mahlzeiten mit ihr geteilt und viel mit ihr gesprochen. Von dem bevorstehenden Grenzkrieg indes war kaum je die Rede gewesen. Wahrscheinlich ahnte Mara nicht, welche Rückwirkungen auf Judäa die Vorgänge an der Donau haben könnten. Sicher aber spürte sie, die mit seinem Wesen bis ins kleinste vertraut war, hinter der Maske seines Gleichmuts seine innere Sorge.

Wie er jetzt zu ihr hinaufstieg, wunderte er sich, daß er so lange bemüht gewesen war, diese Sorge vor ihr zu verbergen. Sie ist der einzige Mensch, vor dem er sich ganz ohne Scham so zeigen kann, wie er ist. Als die andere es von ihm verlangte, hat sie sich von ihm fortschicken lassen, und sie ist zu ihm zurückgekehrt, als er sie wieder rief. Sie ist da, wenn er sie braucht, und wenn sie ihn stört, löscht sie sich aus. Vor ihr kann er alles heraussagen, seinen Stolz, seine Zweifel, seine Schwäche.

Er schlug den Vorhang zurück und trat in ihre Stube. Der niedrige Raum war vollgestopft mit Sachen aller Art, selbst von der Decke hingen, nach der Sitte der kleinen Städte Judäas, Körbe herunter mit Lebensmitteln und mit Wäsche. Die Kinder waren um Mara, das Mädchen Jalta und die beiden kleinen Söhne, Matthias und Daniel.

Josef überließ Tochter und Söhne gerne der Mara, er wußte mit Kindern nicht viel anzufangen. Doch heute wie stets betrachtete er mit einer Art gerührter Verwunderung den Matthias, den dritten seiner Söhne und doch eigentlich seinen ältesten, denn Simeon war tot und Paulus für ihn mehr als tot. An diesen seinen Sohn Matthias aber knüpfte Josef neue Hoffnungen und Wünsche. Deutlich waren in dem Kleinen Züge des Vaters, deutlich Züge der Mutter, aber die Mischung ergab ein völlig Neues, Vielversprechendes, und Josef hoffte, in diesem Matthias werde er sich vollenden können, der werde erreichen, was er selber nicht hatte erreichen können: Jude zu sein und gleichzeitig Grieche, ein Weltbürger.

Da also saß die Frau, arbeitete mit Hilfe einer Leibeigenen an einem Gewandstück und erzählte den Kindern eine Geschichte. Josef bat sie durch Zeichen, sich nicht stören zu lassen. So schwatzte sie denn weiter, und Josef sah, daß es ein frommes, etwas albernes Märchen war. Es handelte von dem Fluß, dessen Sprache jene Menschen verstehen, welche die wahre Gottesfurcht haben; der Fluß berät sie, was sie tun sollen und was lassen. Es ist ein schöner Fluß, und er fließt in einem schönen Land, in ihrem Heimatland Israel, und einmal wird sie mit den Kindern hingehen, und wenn die Kinder ordentlich sind, dann wird der Fluß auch mit ihnen reden und sie beraten.

Josef beschaute Mara, während sie erzählte. Sie war mit ihren Zweiunddreißig voll geworden und schon ein wenig verblüht. Von dem mondlich Strahlenden ihrer ersten Jugend war nichts mehr da, keine Gefahr mehr war, daß heute einRömer sie frech für sein Bett fordern werde wie damals der alte Vespasian. Allein für Josef war sie immer noch, was sie ihm früher gewesen, ihm blieb ihr eirundes Gesicht zart und klar, ihm schimmerte ihre niedrige Stirn wie damals.

Mara hatte aufgeleuchtet, als sie ihn kommen sah. Sie hatte die ganzen letzten Tage über gemerkt, daß ihn etwas drückte, und darauf gewartet, daß er mit ihr spreche. Gewöhnlich sprach er griechisch mit ihr, aber wenn er sich ihr nahe fühlte und es um Wichtiges ging, dann sprach er aramäisch, die Sprache der Heimat. Gespannt jetzt, nachdem sie die Kinder fortgeschickt, wartete sie darauf, in welcher Sprache er sie anreden werde.

Und siehe, er spricht aramäisch. Er ist nicht mehr der Mann von ehemals, sein Gesicht ist faltig, der Bart nicht mehr sorgfältig gelockt und gekräuselt, er ist ein Mann von fünfzig Jahren, man sieht ihm an, daß er viel erlebt hat. Auch hat er ihr viel Leides zugefügt, und ganz verwunden hat sie es nie. Trotz alledem aber geht für sie auch heute noch das Leuchten von ihm aus, das früher um ihn war, und sie ist voll großen Stolzes, daß er zu ihr spricht.

Er spricht ihr von der Zusammenkunft mit den andern und von seiner Sorge vor dem Aufstand. Er schüttet sich ganz vor ihr aus, ja eigentlich wird ihm erst, während er mit ihr spricht, ganz klar, was alles die neue Gefahr Judäas in ihm heraufwühlt. Er hat ein heftiges Leben hinter sich, Gipfel und Abgründe, er hat geglaubt, jetzt habe er Frieden und dürfe sich versenken in seine Bücher und es beginne ihm ein ruhiger Abend. Statt dessen rollen neue Prüfungen und Bitternisse an. Der Aufstand in Judäa, so sinnlos er ist, wird losbrechen, Josef wird dagegen kämpfen, und er wird von neuem Schimpf und Schmach auf sich nehmen müssen, weil er sein Gefühl niederdrückt um der Vernunft willen.

Mara hat ihn dieses böse Lied schon früher singen hören. Aber wenn sie ihm früher bedingungslos recht gab, denn er war weise und sie unweise, so lehnte sich jetzt ihr Herz gegen ihn auf. Warum, wenn er spürte wie die andern, handelte er anders? Wäre es nicht besser für sie alle, er wäre weniger weise? Er war ein sehr großer Mann, dieser Doktor und Herr Josef, ihr Mann, und sie war stolz auf ihn, doch manchmal und so auch jetzt dachte sie, wieviel schöner es wäre, wenn er weniger groß wäre. »Deine Bedrückung liegt auf mir wie eine eigene«, sagte sie, und dann, und ihr Rücken wurde rund und schlaff, fügte sie noch hinzu, leise: »Land Israel, mein armes Land Israel.«

»Land Israel«, sagte sie, aramäisch. Josef verstand sie, und Josef beneidete sie. Er hatte sein Weltbürgertum, aber er war zerspalten. Sie indes war ganz eins. Sie war verwachsen mit dem Boden Judäas, sie gehörte zu Judäa, unter den Himmel Judäas und zu seinem Volk, und Josef wußte, wenn sie ihn mehrmals in ihrer stillen Art aufgefordert hatte, dorthin zurückzukehren, so hatte sie recht gehabt, und er hatte unrecht, es ihr zu verweigern.

Er dachte an die vielen kunstvollen Argumente, die er konstruiert hatte, um seine Weigerung zu begründen. In Judäa, hatte er erklärt, werde ihm die Nähe der Dinge den Blick trüben, er werde sich fortreißen lassen von der Leidenschaft der andern, er werde dort an seinem Werk nicht mit der Sachlichkeit arbeiten können, welche die Grundbedingung des Gelingens sei. Allein sie beide wußten, daß das eine Ausflucht war. Alle die Gründe, die ihn angeblich in Rom hielten, waren Ausflüchte. Er hätte sein Buch in Judäa eher besser schreiben können als hier, es wäre in einem guten Sinn jüdischer geworden. Und vielleicht hatte sie auch damit recht, daß es für die Kinder besser wäre, auf einem Landgut in Judäa unter freiem Himmel heranzuwachsen als hier in den engen Straßen der Stadt Rom. Dies letzte freilich war sehr zweifelhaft; denn wenn sein kleiner Matthias das werden sollte, was Josef plante, dann mußte er in Rom bleiben.

Auf alle Fälle trotzte er und machte sich taub gegen die stillen Bitten Maras. Er hatte sich für ein zurückgezogenes Leben entschieden, aber er wollte nicht darauf verzichten, das Brausen der Stadt Rom rings um sich zu wissen. In der Provinz zu leben hätte ihn beengt; in Rom, auch wenn er sich in sein Zimmer einschloß, tröstete ihn der Gedanke, er brauche nur wenige hundert Schritte zu tun, dann stehe er auf dem Capitol, dort, wo das Herz der Welt schlägt.

In seinem Innersten aber verspürte er Unbehagen, ja ein ganz leises Gefühl der Schuld, daß er Mara hier in Rom hielt.

»Armes Land Israel«, nahm er Maras Seufzer auf, und: »Es wird ein Winter voller Sorgen werden«, schloß er.

Beim Abendessen, vor seiner Frau Dorion und vor seinem Stiefsohn Paulus, ließ Annius Bassus, Domitians Kriegsminister, sich gehen. Vor diesen beiden konnte er reden, und daß des Paulus Lehrer anwesend war, der Grieche Phineas, störte ihn nicht. Phineas war Freigelassener, er zählte nicht. Ganz ungetrübt freilich waren bei aller Vertrautheit seine Beziehungen auch zu Frau und Stiefsohn nicht. Manchmal hatte er das Gefühl, Dorion halte ihn trotz seiner ungewöhnlichen Karriere für unbedeutend und sehne sich trotz ihres Hasses zurück nach ihrem Flavius Josephus, diesem widerwärtigen jüdischen Intellektuellen. Sicher war, daß sie sich aus dem Jungen, den sie ihm, dem Annius, geboren hatte, aus dem kleinen Junius, nicht viel machte, während sie Paulus, den Sohn ihres Josephus, bewunderte und verwöhnte. Übrigens konnte er selber sich nicht wehren gegen die Anmut, die von Paulus ausging.

Ja, er liebte Dorion, und er liebte Paulus. Und wiewohl ihre Neigung für ihn geringer sein mochte als die seine für sie, so waren doch sie die einzigen, vor denen er seinen Sorgen freien Lauf lassen konnte, dem fressenden Ärger, den sein Amt unter dem schwer durchschaubaren, menschenfeindlichen Kaiser mit sich brachte. Dabei hing Annius dem Domitian von Herzen an, er verehrte ihn, und DDD hatte, wiewohl kein geborener Soldat, Verständnis für Heeresangelegenheiten. Allein des Kaisers Mißtrauen kannte keine Grenzen und zwang seine Räte häufig, taugliche Männer von den rechten Stellen abzuberufen und sie zu ersetzen durch weniger taugliche, die sich nur dadurch auszeichneten, daß sie dem Kaiser kein Mißtrauen einflößten.

Auch jetzt wieder wurde der dakische Feldzug von Anfang an erschwert durch die finstern Hintergedanken Domitians. Das Gegebene wäre gewesen, das Oberkommando dem Frontin anzuvertrauen, der die meisterhaften Befestigungslinien an der untern Donau angelegt und durchgeführt hatte. Aber da der Kaiser wünschte, Frontin solle sich nicht für unersetzlich halten und nicht übermütig werden, war er auf die unglückliche Idee gekommen, das Kommando dem Gegner des Frontin anzuvertrauen, dem General Fuscus dem Draufgänger.

Dorion schien nicht sehr interessiert an diesen Ausführungen, ihre hellen grünen Augen schauten bald ein wenig abwesend auf Annius, bald einfach vor sich hin. Auch Phineas, wiewohl ihm, dem fanatischen Griechen, Schwierigkeiten der römischen Reichsverwaltung innere Genugtuung bereiten mochten, schien wenig Anteil zu nehmen. Um so mehr interessiert war Paulus. Er war jetzt sechzehn Jahre alt, es war noch kein Jahr her, daß man ihn feierlich zum erstenmal die Toga des Erwachsenen hatte anlegen lassen. Die Mutter hätte es gern gesehen, wenn er in Begleitung seines Lehrers eine griechische Universität bezogen hätte. Er selber aber mühte sich, die griechischen Neigungen zu bekämpfen, welche die beiden ihm eingepflanzt hatten; er wollte Römer sein, nichts als Römer. Deshalb hatte er sich einem Freunde des Annius angeschlossen, dem Obersten Julian, einem ausgezeichneten Soldaten, der seinen Sommerurlaub in Rom verbracht hatte. Julian hatte sich des Knaben angenommen und ihn in militärischen Fragen unterwiesen; im Herbst aber hatte er nach Judäa zurückkehren müssen, zu seiner Legion, der Zehnten. Paulus hätte ihn ums Leben gern begleitet, auch dem Annius, der selber ein passionierter Soldat war, wäre es lieb gewesen, aus seinem Stiefsohn einen rechten Offizier zu machen. Doch Dorion hatte sich dagegen gesträubt. Auch Phineas hatte dem Knaben auf seine stille, vornehme und darum um so wirksamere Art vorgestellt, wie verrohend das Soldatenleben in der fernen Provinz auf ihn wirken müsse, wenn er sich nicht vorher durchsättigt habe mit griechischer Gesittung, und Paulus hatte sich zuletzt fügen müssen. Jetzt indes, nach dem Ausbruch der dakischen Wirren, hatte er neue Hoffnung. Das Offiziershandwerk während eines Krieges zu erlernen, das war eine einmalige Gelegenheit, die zu benützen man ihm nicht verwehren durfte.

Mit leidenschaftlichem Interesse also hörte er zu, wie Annius über die Schwierigkeiten des Feldzuges sprach, in den man hineinging. Man hätte an der Donau wirklich einen Feldherrn von Format gebraucht, eben den Frontin, nicht den sturen Draufgänger Fuscus. Die Daker waren keine Barbaren mehr, ihr König Diurpan war ein Strateg, der sich sehen lassen konnte, unsere Kräfte dort, knapp drei Legionen, genügten nicht, die Grenze von fast tausend Kilometern zu sichern, und der harte Winter dieses Jahres erschwerte die Verteidigung; denn er gab dem Angreifer die Möglichkeit, über die vereiste Donau ständig neue Verstärkungen nachzuschieben. Dazu war der Dakerkönig Diurpan ein geschickter Politiker, er zettelte überall im Osten und hatte gute Aussichten, eine Intervention selbst der Parther durchzusetzen. Unter allen Umständen müsse man damit rechnen, daß gewisse östliche Provinzen, welche die Herrschaft Roms nur mit Unwillen ertrugen, unbequem würden, Syrien zum Beispiel und insbesondere das nie ganz befriedete Judäa.

Dorions Gleichgültigkeit war auf einmal vorbei, als Annius das auseinandersetzte. Sie hatte lange nichts gehört von Josef, dem Manne, der mehr als alle andern Menschen in ihr Schicksal eingegriffen hatte. Ein Aufstand in Judäa, das war ein Ereignis, das auch diesen Mann Josef wieder aus seiner jetzigen Dunkelheit wird auftauchen machen. Wirr durcheinander gingen ihr Erinnerungen dessen, was sie mit ihm erlebt hatte. Wie er die Geißelung auf sich genommen hatte, um sich von seiner lächerlichen jüdischen Frau scheiden und sie heiraten zu können, wie sie untergetaucht und versunken waren in ihrer Liebe dort in dem kleinen Haus, das Titus ihnen überlassen, wie die Feindschaft zwischen ihnen aufgesprungen war, wie sie mit ihm um ihren Sohn gekämpft hatte, um diesen Paulus, wie sie ihn in seinem Triumph gesehen hatte, da man seine Büste aufgestellt im Friedenstempel und Rom ihm zugejauchzt, alles das, ihr wilder Haß und ihre wilde Liebe waren jetzt in ihr, unzertrennbar.

Auch Phineas gab es auf, den Gleichgültigen zu spielen, als Annius von Judäa zu sprechen anfing, und sein großer, blasser Kopf rötete sich. Wenn wirklich Wirren in Judäa ausbrächen, so daß es gezüchtigt würde, das barbarische Land, wie herrlich wäre das! Phineas gönnte es den abergläubischen Juden, daß sie wieder einmal die Faust Roms zu spüren bekämen. Er gönnte es vor allem *einem,* diesem Josephus, seinem früheren Herrn. Er verachtete ihn, diesen Josephus, alles an ihm, seinen albernen Kampf um Paulus, seine Großmut und seine Demut, seinen Aberglauben, seine billigen Erfolge, sein elendes Griechisch, alles, alles. Herrlich wäre es, wenn diesem Josephus einmal wieder gezeigt würde, wie armselig sein Judäa war, wenn er wieder einmal zu spüren bekäme, was es heißt, Knechtschaft zu erleiden.

In seine und der Dorion aufgewühlte Gedanken und Gefühle kamen Worte des Paulus. »Das wird einem gewissen Manne gewisse Schwierigkeiten bereiten«, sagte Paulus. Es waren einfache Worte, doch die Stimme, die sie sprach, war so erfüllt von Haß und Triumph, daß Dorion erschrak und daß selbst Annius Bassus hochsah. Auch ihm war Flavius Josephus zuwider; der offene, lärmende Soldat fand den Juden geduckt, schleicherisch. Doch wenn er, der römische Offizier, der gegen die Juden zu Felde gezogen war, zuweilen über den Josephus schimpfte und sich lustig machte, ihm war das erlaubt. Auch dem Phineas war es erlaubt, dem Freigelassenen des Josephus. Nicht aber war es erlaubt den beiden andern an diesem Tisch, nicht der Frau, die einmal mit diesem Juden vermählt gewesen war, nicht seinem Sohne. Nicht nur aus soldatischem Anstand lehnte sich Annius dagegen auf, er spürte auch, daß Dorions überhitzter Haß gegen Josephus aus einer Unsicherheit des Gefühls stammte. Wohl führte sie zuweilen ungerechte, ja unflätige Reden gegen ihn, doch dann wieder, wenn von ihm die Rede war, schleierten sich ihre Augen bedenklich. Dem Annius wäre es lieb gewesen, wenn sich seine Frau und sein Stiefsohn von dem zwielichtigen Mann innerlich ganz losgesagt hätten, so daß sie ihn weder haßten noch liebten.

Vorläufig indes setzte Paulus seine Haßrede fort. Herrlich wäre es, wenn sich Judäa empörte und Anlaß gäbe, es endlich zu züchtigen. Was für ein Leben wäre es, wenn er hinüberfahren dürfte, teilnehmen an einer solchen Strafexpedition unter Führung Julians, dieses guten Lehrers. Wie müßte das seinen Vater, den Juden, treffen. »Ihr müßt mich hinüber nach Judäa lassen!« brach es aus ihm heraus.

Dorion wandte den langen, dünnen Kopf gegen ihn, und ihre meerfarbenen Augen über der stumpfen Nase beschauten ihn nachdrücklich. »Nach Judäa? Du nach Judäa?« fragte sie. Es klang ablehnend, doch Paulus spürte, daß sie seinen Haß gegen den Juden, seinen Vater, teilte. »Ja«, beharrte er, und seine hellen Augen schauten heftig in die prüfenden der Mutter, »ich muß hinüber nach Judäa, nun es dort losgeht. Ich muß mich reinwaschen.« Sie klangen dunkel, diese leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte: »Ich muß mich reinwaschen«; trotzdem verstand selbst der schlichte Soldat Annius, was sie besagen wollten. Paulus schämte sich seines Vaters, es verlangte ihn, gutzumachen, daß er dieses Vaters Sohn war.

Jetzt aber war es genug, Annius wollte dieses heillose Gerede nicht länger anhören, er griff ein. »Ich höre solche Worte nicht gern aus deinem Mund«, tadelte er.

Paulus merkte, daß er zu weit gegangen war, aber er beharrte, wenn auch in maßvolleren Wendungen. »Oberst Julian wird es einfach nicht verstehen«, sagte er, »wenn ich jetzt nicht nach Judäa gehe. Ich möchte nicht verzichten auf Oberst Julian.«

Schmal und zart saß Dorion da, locker und doch streng, ihr ein wenig breiter, aus dem hochfahrenden Gesicht frech vorspringender Mund lächelte ein kleines, schwer deutbares Lächeln. Annius, sosehr dieses Lächeln ihn aufbrachte, spürte, wie sehr er die Frau liebte, und für immer. Sie aber, Dorion, schaute auf den Lehrer ihres Sohnes. »Wie denken Sie darüber, mein Phineas?« fragte sie.

Der sonst so gelassene, elegante Mann konnte seine Erregung schwer verbergen. Nervös beugte und streckte er die langen Finger der großen, dünnen, krankhaft blassen Hände, nicht einmal die Füße in den griechischen Schuhen konnte er ruhig halten. Hin und her gerissen war er von zwiespältigen Gefühlen. Es schmerzte ihn, daß er Paulus endgültig verlieren sollte. Er liebte den schönen, begabten Jungen, er hatte sich so heiß bemüht, ihm sein Griechentum einzupflanzen. Er hatte wohl gesehen, daß ihm Paulus langsam entglitt, aber er wird es schwer verwinden, wenn Paulus ganz und für immer ein Römer werden sollte, und das war nicht zu verhindern, wenn er zur Legion nach Judäa ging. Andernteils war es ein starker Trost, sich auszumalen, wie es diesen Josephus treffen mußte, wenn sein eigener Sohn, sein Paulus, teilnahm an dem Kampf gegen sein Volk, im Lager der Römer. Mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme sagte Phineas: »Es wäre mir ein Schmerz, wenn unser Paulus nach Judäa gehen sollte, doch ich muß sagen, in diesem Fall verstünde ich ihn.«

»Auch ich verstehe ihn«, sagte die Dame Dorion, und: »Ich fürchte, mein Sohn Paulus«, sagte sie, »ich werde dir nicht mehr sehr lange nein sagen können.«

Die Reise nach Judäa in dieser Jahreszeit war umständlich, ja gefährlich. Paulus betrieb die Vorbereitungen mit Eifer und mit Umsicht. Er war jungenhaft glücklich; nichts mehr war in ihm von dem unberechenbar Heftigen, Leidenschaftlichen, das die um ihn so häufig erschreckt hatte. Entwichen aus ihm waren jene jüdischen Meinungen und Eigenschaften, die sein Vater in ihn hatte einsenken wollen. Entwichen aus ihm war das Griechentum, mit dem ihn zu durchtränken seine Mutter und sein Lehrer so heiß bemüht gewesen waren. Gesiegt hatte der Raum um ihn, gesiegt hatte die Zeit um ihn: er, der Sohn des Juden und der Griechin, war ganz zum Römer geworden.

Steifen, unbeholfenen Schrittes ging der Kaiser die Käfige seines Tierparks in Alba entlang. Das Schloß war als Sommerresidenz gedacht, aber Domitian fuhr häufig auch in der schlechten Jahreszeit heraus. Er liebte dies sein Schloß in Alba mehr als alle seine anderen Besitzungen, und wenn er das weitläufige, prunkvolle Palais als Prinz mit ungenügenden Mitteln begonnen hatte, so war er jetzt bestrebt, es um so großartiger zu vollenden. Unabsehbar dehnte sich der kunstvolle Park, überall wuchsen Nebengebäude aus dem Boden.

Unförmig, in Filzmantel, Kapuze und Pelzschuhen, storchte der große Mann die Käfige entlang, hinter ihm der Zwerg Silen, dick, wüst behaart, verwachsen. Es war ein feuchter, kalter Tag, vom See stieg Dunst auf, die sonst so farbige Landschaft lag blaß, selbst die Blätter der Olivenbäume waren ohne Glanz. Ab und zu blieb der Kaiser vor einem Käfig stehen und beschaute abwesenden Blickes die Tiere.

Er war froh, daß er sich entschlossen hatte, den Palatin zu verlassen und hier herauszufahren. Er gefiel sich in der winterlich dunstigen Landschaft. Gestern waren ausführliche Depeschen von der Donaugrenze eingetroffen, der Einfall der Daker ins Reich hatte schlimmere Folgen gehabt, als er angenommen, man konnte nicht mehr von Grenzzwischenfällen reden, was sich jetzt da unten vorbereitete, war ein Krieg.

Er preßte die aufgeworfene Oberlippe auf die Unterlippe. Er wird jetzt wohl selber zu Felde ziehen müssen. Angenehm ist das nicht. Er liebt keine schnellen, unbequemen Reisen, er liebt es nicht, lange zu Pferde zu sitzen, und jetzt im Winter ist alles doppelt strapaziös. Nein, er ist kein Soldat, er ist nicht wie sein Vater Vespasian und sein Bruder Titus. Die waren nichts als Soldaten, ins Gigantische gereckte Feldwebel. Noch hat er die schmetternde Stimme des Titus im Ohr, und ein angewidertes Zucken geht über sein Gesicht. Nein, ihm liegt nichts an glänzenden Siegen, die man dann doch nicht weiterverfolgen kann. Er strebt Gewinne an, die bleiben, Sicherungen. Er hat einiges gesichert, in Germanien, in Britannien. Er ist die Erfüllung des flavischen Geschlechts. Wenn er sich vom Senat den Titel »Herr und Gott Domitian« hat zuerkennen lassen, dann mit Recht.

Er stand jetzt vor dem Käfig der Wölfin. Es war ein ausgesucht schönes, kräftiges Tier, der Kaiser liebte diese Wölfin, das Ruhelose an ihr, das unberechenbar Wilde, das Schlaue und Kräftige, er liebte in dieser Wölfin das Sinnbild der Stadt und des Reichs. Hochgereckt, die Arme eckig nach hinten gepreßt, den Bauch herausgedrückt, stand er vor dem Käfig.

»Der Herr und Gott, der Imperator Flavius Domitianus Germanicus«, sprach er seinen Namen und Titel vor sich hin, und hinter ihm der Zwerg in der gleichen Haltung wie er selber sprach ihm die Worte nach vor dem Käfig der Wölfin.

Sein Vater und sein Bruder mögen glänzendere Siege errungen haben als er. Aber es kommt nicht auf glänzende Siege an, sondern nur auf die Endresultate eines Krieges. Es gibt Feldherren, die nur Schlachten gewinnen können, aber keinen Krieg. Was er zusammen mit seinem bedächtigen Festungsbaumeister Frontin in Germanien geleistet hat, die Errichtung des Walles gegen die germanischen Barbaren, das glänzt nicht, aber es ist mehr wert als zehn glänzende und folgenlose Siege. Die Ideen dieses Frontin hätten die Feldwebel Vespasian und Titus niemals erfaßt oder gar durchgeführt.

Schade, daß er den Frontin nicht als Oberkommandanten an die Donau nehmen kann. Aber es wäre gegen seine Prinzipien. Man darf keinen zu groß, man darf keinen übermütig werden lassen. Die Götter lieben nicht den Übermut. Der Gott Domitian liebt nicht den Übermut.

Es ist natürlich tief bedauerlich, daß das Fünfzehnte Armeekorps aufgerieben ist, aber es hat auch sein Gutes. Wenn er es genau betrachtet, dann ist es ein Glück, daß die dakischen Dinge diese Wendung genommen und einen richtigen Krieg angefacht haben. Denn dieser Krieg kommt zur rechten Zeit, er wird Münder stopfen, die man sonst nicht so bald zum Schweigen hätte bringen können. Dieser Krieg wird ihm, dem Kaiser, den willkommenen Vorwand liefern, endlich gewisse unpopuläre innerpolitische Maßnahmen zu treffen, die er ohne den Krieg noch jahrelang hätte hinausschieben müssen. Jetzt, mit dem Vorwand des Krieges, kann er seine widerspenstigen Senatoren zwingen, ihm Konzessionen zu machen, die sie ihm im Frieden niemals eingeräumt hätten.

Unvermittelt wendet er sich ab von dem Käfig, vor dem er noch immer steht. Er will sich nicht weiter verlocken lassen, zu träumen, seine Phantasie schweift zu leicht aus. Er liebt Methode, beinahe Pedanterie in den Regierungsgeschäften. Es verlangt ihn nach seinem Schreibtisch. Er will sich Notizen machen, ordnen. »Die Sänfte!« befiehlt er, über die Schulter, »die Sänfte!« gibt der Zwerg kreischend den Befehl weiter, und der Kaiser läßt sich zurück ins Schloß tragen. Es ist ein gutes Stück Weges. Erst geht es durch Oliventerrassen hinauf, dann durch eine Platanenallee, dann an Treibhäusern vorbei, dann durch Ziergärten und Wandelgänge, vorbei an Pavillons, Lauben, Grotten, Wasserkünsten aller Art. Es ist ein schöner, großer Park, der Kaiser liebt ihn, aber heute hat er kein Aug dafür. »Schneller!« herrscht er die Sänftenträger an, er möchte jetzt an seinen Schreibtisch.

Endlich in seinem Arbeitszimmer, gibt er Weisung, ihn unter keinen Umständen zu stören, riegelt die Tür ab, ist allein. Er lächelt böse, er denkt an die albernen Gerüchte, die im Umlauf sind über das, was er anstelle, wenn er sich tagelang allein einschließt. Er spieße Fliegen auf, sagen sie, schneide Fröschen die Schenkel ab und dergleichen.

Er macht sich an die Arbeit. Säuberlich, Punkt für Punkt, notiert er, was alles er unter Bezugnahme auf diesen Krieg aus seinem Senat herausholen will. Zunächst einmal wird er, endlich, seinen alten Lieblingsplan verwirklichen und sich die Zensur auf Lebenszeit übertragen lassen: die Zensur, die Oberaufsicht über Staatshaushalt, Sitte und Recht und damit auch die Musterung des Senats, die Befugnis, Mitglieder dieser Körperschaft aus ihr auszuschließen. Bisher hat er dieses Amt nur jedes zweite Jahr bekleidet. Jetzt, zu Beginn eines Krieges, dessen Dauer sich nicht absehen läßt, können ihm die Senatoren eine solche Stabilisierung seiner Rechte schwerlich verweigern. Er hat Respekt vor der Tradition, er denkt natürlich nicht daran, die Verfassung zu ändern, die die Teilung der Staatsgewalt zwischen Kaiser und Senat vorsieht. Er will diese weise Teilung nicht etwa aufheben: nur eben will er selber die Befugnis haben, die notwendige Kontrolle der mitregierenden Körperschaft vorzunehmen.

Auch die Sittengesetze weiter zu verschärfen, bietet der Krieg willkommene Gelegenheit. Die lächerlichen, eingebildeten, aufsässigen Aristokraten seines Senats werden sich natürlich wieder darüber lustig machen, daß er andern jede kleinste Ausschweifung verwehrt, sich selber aber jede Laune, jedes »Laster« erlaubt. Die Narren. Wie soll er, der Gott, dem es nun einmal vom Schicksal aufgetragen ist, römische Zucht und Sitte mit eiserner Hand zu schützen, wie soll er die Menschen und ihre Laster kennen und strafen, wenn er nicht selber zuweilen jupitergleich zu ihnen herabsteigt?

Sorglich formuliert er die zu erlassenden Vorschriften und Gesetze, numeriert, detailliert, sucht gewissenhaft nach Begründung jeder Einzelheit.

Dann macht er sich an den Teil seiner Arbeit, der ihm der liebste ist, an die Zusammenstellung einer Liste, einer nicht großen, doch folgenschweren Liste.

Es sitzen im Senat etwa neunzig Herren, die nicht verhehlen, daß sie ihm feind sind. Sie schauen herunter auf ihn, diese Herren, die ihre Ahnenreihen zurückführen bis zur Gründung der Stadt und noch darüber hinaus, bis zur Zerstörung von Troja. Sie nennen ihn einen Parvenü. Weil sein Urgroßvater Inhaber eines Inkassobüros und auch sein Großvater noch nichts Berühmtes war, darum glauben sie, er, Domitian, wisse nicht, was wahres Römertum sei. Er wird ihnen zeigen, wer der bessere Römer ist, der Urenkel des kleinen Bankiers oder die Urenkel der trojanischen Helden.

Die Namen *von* neunzig solchen Herren sind ihm bekannt. Neunzig, das ist eine große Zahl, so viel Namen kann er nicht auf seine Liste setzen, es werden leider nur einige wenige der unangenehmen Herren während seiner Abwesenheit beseitigt werden können. Nein, er wird vorsichtig sein, er liebt keine Übereilung. Aber einige, sieben, sechs, oder sagen wir fünf, werden immerhin auf der Liste stehen können, und der Gedanke, daß er bei seiner Rückkehr wenigstens diese nicht mehr wird sehen müssen, wird ihm, wenn er fern von Rom ist, das Herz wärmen.

Zuerst einmal, provisorisch, schrieb er eine ganze Reihe von Namen hin. Dann machte er sich daran zu streichen. Leicht fiel ihm das nicht, und bei manches Verhaßten Namenstilgung seufzte er. Aber er ist ein gewissenhafter Herrscher, er will sich bei seinen letzten Entscheidungen nicht von Sympathie oder Antipathie leiten lassen, sondern lediglich von staatspolitischen Erwägungen. Sorgfältig bedenkt er, ob dieser Mann gefährlicher ist oder jener, ob die Beseitigung dieses Mannes mehr Aufsehen erregen wird oder die Beseitigung jenes, ob die Konfiskation dieses Vermögens dem Staatsschatz mehr einbringen dürfte oder die Konfiskation jenes. Nur wenn die Waage durchaus gleich steht, mag seine persönliche Antipathie entscheiden.

Namen für Namen bedenkt er so. Bedauernd streicht er den Helvid wieder von seiner Liste. Schade, aber es geht nicht, vorläufig muß er ihn noch schonen, diesen Helvid junior. Den Helvid senior hat seinerzeit bereits der alte Vespasian beseitigt. Einmal indes, und hoffentlich ist es nicht mehr lange hin, wird es so weit sein, daß er den Sohn dem Vater wird nachschicken können. Schade auch, daß er den Aelius nicht auf seiner Liste belassen kann, den Mann, dem er einst die Gattin entführt hat, Lucia, jetzt seine Kaiserin. Dieser Aelius pflegte ihn, den Domitian, immer nur »Wäuchlein« zu nennen, nie anders, das weiß er bestimmt, weil er einen beginnenden Bauch hat und weil ihm die Aussprache des B nicht immer glückt. Schön, mag ihn Aelius noch eine Weile Wäuchlein nennen; einmal wird auch für ihn die Stunde kommen, da ihm die Witze vergehen.

Es blieben schließlich fünf Namen auf der Liste. Doch selbst diese fünf schienen dem Kaiser jetzt noch zuviel. Er wird sich mit vier begnügen. Er wird sich noch mit Norban beraten, seinem Polizeiminister, ehe er sich entschließt, wen er nun endgültig in den Hades hinabschicken wird.

So, und nun hatte er sein Pensum erledigt, und nun war er frei. Er stand auf, streckte sich, ging zur Tür, sperrte auf. Er hatte die Essenszeit über gearbeitet, man hatte ihn nicht zu stören gewagt. Jetzt wollte er essen. Er hatte fast seinen ganzen Hof hierher nach Alba bestellt und seinen halben Senat, so ziemlich alle, denen er freund und denen er feind war; er wollte die Geschäfte des Reichs, bevor er seine Hauptstadt verließ, hier in Alba ordnen. Soll er sich Unterhaltung schaffen? Soll er den einen oder andern zur Tafel befehlen? Er dachte an die vielen, die jetzt hier eintrafen in ununterbrochenem Fluß, er stellte sich vor, wie sie sich verzehrten in sorgenvoller Spannung, was wohl der Gott Domitian über sie beschließen werde. Er lächelte tief und böse. Nein, sie sollen unter sich bleiben, er wird sie sich selber überlassen. Sie sollen warten, den Tag über, die Nacht, und vielleicht noch einen Tag, ja vielleicht noch eine Nacht, denn der Gott Domitian wird seine Entschlüsse langsam bedenken und nichts übereilen.

In dieser seiner Residenz Alba wird jetzt vielleicht auch schon Lucia eingetroffen sein, Lucia Domitia, seine Kaiserin. Des Domitian Lächeln schwand von seinem Gesicht, da er an Lucia dachte. Er ist ihr gegenüber lange nichts anderes gewesen als der Mann Domitian, dann aber hat er auch ihr den Herrn und Gott Domitian zeigen müssen, er hat ihren Liebling Paris beseitigen und sie durch den Senat wegen Ehebruchs nach der Insel Pandataria verbannen lassen. Es trifft sich gut, daß er vor drei Wochen seinem Senat und Volk Weisung gegeben hat, ihn zu bestürmen, er möge die geliebte Kaiserin Lucia zurückrufen. Er hat sich denn auch erweichen lassen, hat Lucia zurückgerufen. Sonst hätte er zu Felde ziehen müssen, ohne sie zu sehen. Ob sie schon da ist? Wenn die Reise glatt vonstatten ging, dann muß sie schon eingetroffen sein. Er hat nicht zeigen wollen, daß ihm daran liegt, zu wissen, ob sie eingetroffen sei; er hat Weisung gegeben, ihn nicht zu stören, ihm niemandes Ankunft zu melden. Sein Herz sagt ihm, sie sei da. Soll er nach ihr fragen? Soll er sie bitten, mit ihm zu essen? Nein, er bleibt der Herrscher, er bleibt der Gott Domitian, er bezwingt sich, er fragt nicht nach ihr.

Er ißt allein, hastig, achtlos, er schlingt, er spült die Bissen mit Wein hinunter. Schnell ist die einsame Mahlzeit beendet.

Und was soll er jetzt tun? Was kann er unternehmen, um den Gedanken an Lucia zu vertreiben?

Er suchte den Bildhauer Basil auf, den der Senat beauftragt hatte, eine Kolossalstatue des Kaisers anzufertigen. Seit langem hatte der Künstler ihn gebeten, seine Arbeit zu besichtigen.

Schweigsam beschaute er das Modell. Er war zu Pferde dargestellt mit den Insignien der Macht. Es war ein guter, heldischer, kaiserlicher Reiter, den der Bildhauer Basil geschaffen hatte. Der Kaiser hatte nichts an dem Werk auszusetzen, allein Gefallen daran fand er auch nicht.

Der Reiter trug zwar seine, des Domitian, Züge, aber er war gleichwohl irgendein Kaiser, nicht der Kaiser Domitian.

»Interessant«, sagte er schließlich, doch in einem Ton, der seine Enttäuschung nicht verbarg. Der kleine, hurtige Bildhauer Basil, der die ganze Zeit aufmerksam des Kaisers Züge durchspäht hatte, erwiderte: »Sie sind also nicht zufrieden, Majestät? Ich bin es auch nicht. Das Pferd und der Rumpf des Reiters fressen zuviel Raum weg, es bleibt zuwenig für den Kopf, für das Gesicht, fürs Geistige.« Und da der Kaiser schwieg, fuhr er fort: »Es ist schade, daß mich der Senat beauftragte, Eure Majestät zu Pferde darzustellen. Wenn Eure Majestät erlauben, dann mache ich den Herren einen Gegenvorschlag. Ich spiele da mit einer Idee, die mir reizvoll scheint. Mir schwebt vor eine Kolossalstatue des Gottes Mars, die Eurer Majestät Züge trägt. Ich denke natürlich nicht an den üblichen Mars mit dem Helm auf dem Kopf, der Helm würde mir zuviel von Ihrer Löwenstirn wegnehmen. Was mir vorschwebt, ist ein ruhender Mars. Darf ich Eurer Majestät einen Versuch zeigen?« Und da der Kaiser nickte, ließ er das andere Modell herbeischaffen.

Er hatte dargestellt einen Mann von gewaltigem Körperbau, doch sitzend, in bequemer Haltung ausruhend. Die Waffen hatte der Gott abgelegt, das rechte Bein hatte er lässig vorgestellt, das Knie des linken, hinaufgezogen, hielt er lässig mit beiden Händen umfaßt. Der Wolf lag ihm zu Füßen, der Specht saß frech auf dem abgelegten Schild. Das Modell war offenbar in der ersten Phase, aber der Kopf war schon ausgeführt, und dieser Kopf, ja, das war ein Haupt, wie es dem Domitian gefiel. Die Stirn hatte wirklich das Löwenhafte, von dem der Künstler gesprochen, sie erinnerte an die Stirn des großen Alexander. Und die Haartracht gar, die kurzen Locken, gaben dem Kopf eine Ähnlichkeit mit gewissen bekannten Köpfen des Herkules, des angeblichen Ahnherrn der Flavier, eine Ähnlichkeit, die einige der Herren Senatoren nicht schlecht ärgern wird. Leicht gekrümmt sprang die Nase vor. Die geblähten Nüstern, der halboffene Mund atmeten Kühnheit, herrische Leidenschaft.

»Stellen Sie sich vor, Majestät«, erläuterte angeregt der Bildhauer, da sein Werk dem Kaiser sichtlich gefiel, »wie die Statue wirken muß, wenn sie erst in ganzer Größe vollendet ist. Wenn Sie mir die Ausführung meines Projektes erlauben, Majestät, dann wird diese Statue mehr noch der Gott Domitian sein als der Gott Mars. Denn hier zieht nicht der übliche Helm die Hauptaufmerksamkeit des Beschauers auf sich, auch nicht der gewaltige Leib, sondern jede Einzelheit ist darauf berechnet, die Aufmerksamkeit des Beschauers auf das Gesicht hinzulenken, und es ist der Ausdruck des Gesichts, der den Gott übers menschliche Maß hinaushebt. Dieses Gesicht soll dem Erdkreis zeigen, was der Titel Herr und Gott besagen will.«

Der Kaiser schwieg, doch aus seinen vortretenden, kurzsichtigen Augen beschaute er mit sichtlich steigendem Wohlgefallen sein Bild. Ja, das wird eine gute Sache. Mars und Domitian, sie gehen gut ineinander, diese beiden. Selbst die Haare, wie er sie leicht in die Wange hat hineinwachsen lassen, selbst diese Andeutung eines Backenbarts paßt gut zur Vorstellung des Gottes Mars. Und die drohend zusammengezogenen Brauen, die Augen, voll von Stolz und Herausforderung, der gewaltige Nacken, das sind Eigenschaften des Gottes Mars und dabei Merkmale, an denen jeder ihn erkennen muß, den Domitian. Dazu das entschiedene Kinn, das einzig Gute an des Vaters Kopf und, glücklicherweise, das einzige auch, was er, Domitian, von ihm geerbt hat. Er hat recht, dieser Bildhauer Basil: der Titel, den er sich hat zusprechen lassen, der Titel Herr und Gott, an diesem Mars sieht jeder, was er besagen will. So wie dieser ruhende Mars, so will er sein, Domitian, und so ist er: gerade in der Ruhe düster, göttlich, gefährlich. So hassen ihn seine Aristokraten, so liebt ihn sein Volk, so lieben ihn seine Soldaten, und was Vespasian mit all seiner Leutseligkeit, was Titus mit all seinem Geschmetter nicht erreicht hat, Volkstümlichkeit, er, Domitian, hat es erreicht, eben durch seine finstere Majestät.

»Interessant, sehr interessant«, anerkannte er, diesmal aber mit dem rechten Ton, und: »Das haben Sie nicht schlecht gemacht, mein Basil.«

Und nun liegt ein langer Abend vor dem Kaiser, und was soll er beginnen, bevor er schlafen geht? Wenn er sich die Gesichter der Menschen vorstellt, die er hierher nach Alba geladen hat, dann, so viele es ihrer sind, findet er keinen, auf dessen Gesellschaft er Lust hätte. Nach einer einzigen steht sein Verlangen; aber die zu rufen, verbietet ihm sein Stolz. Er wird also den Abend lieber allein verbringen, bessere Gesellschaft als die eigene findet er nicht.

Er gibt Weisung, alle Lichter des großen Festsaals anzuzünden. Auch die Mechaniker läßt er kommen, die sinnreiche Maschinerie des Festsaals zu bedienen, dessen Wände sich nach Belieben zurückdrehen lassen und dessen Decke man heben kann, bis man unter freiem Himmel ist. Die sinnreiche Maschinerie war seinerzeit als Überraschung für Lucia gedacht. Sie hat sie nicht nach Gebühr gewürdigt. Sie hat viele seiner Geschenke nicht nach Gebühr gewürdigt.

Begleitet nur von seinem Zwerg Silen, betritt der Kaiser den weiten, lichtglänzenden Saal. Seine Phantasie füllt ihn mit den Massen seiner Gäste. Lässig sitzt er da, er hat unwillkürlich die Haltung jener Mars-Statue angenommen, und er stellt sich vor, wie seine Gäste verteilt in den vielen Gemächern seines Palastes hocken und liegen und warten, voll von Angst und Spannung. Er läßt den Saal erweitern und verengen, spielerisch, läßt die Decke heben und wieder senken. Dann geht er eine Weile auf und nieder, läßt den größten Teil der Lichter wieder löschen, so daß nur noch einzelne Teile der Halle in schwachem Licht liegen. Und weiter geht er auf und ab in dem mächtigen Raum, und riesig begleitet ihn sein Schatten, und winzig begleitet ihn sein Zwerg.

Ob wohl Lucia in Alba ist?

Unvermittelt — er fühlt sich noch frisch und bereit zu neuer Arbeit — befiehlt er seinen Polizeiminister Norban vor sich.

Norban war schon zu Bett gegangen. Die meisten der Minister waren, wenn sie Domitian zu einer unerwarteten Stunde vor sich befahl, in Verlegenheit, wie sie erscheinen sollten. Auf der einen Seite wünschte der Kaiser nicht zu warten, auf der andern fühlte er seine Majestät beleidigt, wenn man sich anders als sehr sorgfältig angezogen vor ihm sehen ließ. Norban indes wußte sich seinem Herrn so unentbehrlich und so fest in seiner Gunst, daß er sich begnügte, das Staatskleid übers Nachthemd zu werfen.

Sein nicht großer, doch stattlicher Körper dunstete also noch die Wärme des Bettes aus, wie er vor dem Kaiser erschien. Der mächtige, viereckige Kopf auf den noch mächtigeren, eckigen Schultern war nicht zurechtgemacht, das feste Kinn, unrasiert, wie er war, wirkte noch brutaler, und die modischen Stirnlocken des sehr dicken, tiefschwarzen Haares zackten, starr gefettet und trotzdem unordentlich, grotesk in das vierschrötige Gesicht. Seinem Polizeiminister nahm der Kaiser diese Nachlässigkeit nicht übel, vielleicht bemerkte er sie gar nicht. Er wurde vielmehr sogleich vertraulich. Legte, der große Mann, den Arm um die Schulter des viel kleineren, führte ihn auf und ab in dem weiten, dämmerigen Saal, sprach mit ihm halblaut in Andeutungen.

Sprach davon, daß man den Krieg und seine Abwesenheit dazu benutzen könnte, den Senat ein wenig auszukämmen. Nochmals, mit Norban jetzt, ging er die Namen seiner Feinde durch. Er wußte gut Bescheid und hatte ein gutes Gedächtnis, doch Norban hatte in seinem breiten Kopf noch viel mehr Fakten vorrätig, Vermutungen und Gewißheiten, Pros und Kontras. Auf und ab ging der Kaiser mit ihm, steifen Schrittes, beschwerlich, den Arm immer um seine Schultern. Hörte zu, warf Fragen ein, äußerte Zweifel. Er trug kein Bedenken, Norban in sein Inneres hineinschauen zu lassen, er hatte tiefes Vertrauen zu ihm, ein Vertrauen, das aus einem geheimen Schacht seiner Seele kam.

Norban erwähnte natürlich auch den Aelius, den ersten Mann der Kaiserin Lucia, jenen Senator, der dem Domitian den Namen Wäuchlein gegeben hatte und den Domitian so gern auf seiner Liste gelassen hätte. Es war dieser Aelius ein lebenslustiger Herr. Er hatte Lucia geliebt, er liebte sie wohl heute noch, er liebte auch die vielen andern angenehmen Dinge, mit denen ihn das Schicksal begnadet hatte, seine Titel und Ehrungen, sein Geld, sein gutes Aussehen und fröhliches Wesen, das ihm überall Freunde schuf. Aber mehr als dieses alles liebte er seinen Witz, und er stellte ihn gern ins Licht. Schon unter den früheren Flaviern hatten ihm seine Witzworte Unannehmlichkeiten gebracht. Unter Domitian, der ihm Lucia entführt hatte, war er doppelt gefährdet und hätte seine Zunge mit doppelter Vorsicht hüten müssen. Statt dessen erklärte er frivol, er kenne genau die Krankheit, an der er einmal werde sterben müssen, diese Krankheit werde ein guter Witz sein. Auch heute berichtete Norban dem Kaiser von ein paar neuen respektlosen Witzen des Aelius. Bei der Wiedergabe des letzten indes unterbrach er sich, bevor er zu Ende war. »Sprich weiter!« forderte ihn der Kaiser auf; Norban zögerte. »Sprich weiter!« befahl der Kaiser; Norban zögerte. Der Kaiser lief rot an, beschimpfte seinen Minister, schrie, drohte. Schließlich erzählte Norban. Es war ein ebenso geschliffener wie obszöner Witz über jenen Körperteil der Lucia, durch den Aelius mit dem Kaiser sozusagen verwandt war. Domitian wurde tödlich blaß. »Sie haben einen guten Kopf, Polizeiminister Norban«, sagte er schließlich mühsam. »Schade, daß Sie jetzt sich und mich um diesen Kopf geredet haben.« — »Sie haben mir befohlen zu reden, Majestät«, sagte Norban. »Gleichviel«, erwiderte der Kaiser und begann plötzlich schrill zu schreien, »du hättest solche Worte nicht wiederholen dürfen, du Hund!«

Norban indes war nicht sehr erschüttert. Bald denn auch beruhigte sich der Kaiser wieder, und man sprach sachlich weiter über die Kandidaten der Liste. Wie Domitian selber schon befürchtet hatte, konnte man in seiner Abwesenheit schwerlich mehr als vier der Staatsfeinde erledigen; mehr wäre zu gewagt gewesen. Auch sonst war Norban mit der Liste des Kaisers nicht ganz einverstanden, und er beharrte stur darauf, daß man die Erledigung auch eines zweiten Senators, der auf der Liste stand, noch hinausschiebe. Schließlich mußte der Kaiser zwei Namen von seiner Fünfmännerliste streichen, dafür aber konzedierte ihm Norban einen neuen Namen, so daß schließlich vier Namen blieben. Diesen vier Namen dann konnte Domitian endlich den Buchstaben M beifügen.

Es war aber dieses verhängnisvolle M der Anfangsbuchstabe des Namens Messalin, und dieser Messalin war der dunkelste Mann der Stadt Rom. Da er, ein Verwandter des Dichters Catull, einem der ältesten Geschlechter entstammte, hatte jedermann erwartet, er werde sich im Senat der Opposition anschließen. Statt dessen hatte er sich dem Kaiser verschworen. Er war reich, es geschah nicht um des ausgesetzten Gewinnes willen, wenn er den oder jenen, auch Freunde und Verwandte, eines Majestätsverbrechens bezichtigte: er tat es aus Lust am Verderb. Er war blind, dieser Messalin, doch niemand konnte besser als er verborgene Schwächen aufspüren, niemand besser aus unverfänglichen Äußerungen verfängliche, aus harmlosen Handlungen verbrecherische machen. An wessen Spuren sich der blinde Messalin heftete, der war verloren, wen er anklagte, gerichtet. Sechshundert Mitglieder zählte der Senat, ihre Haut war dick und hart geworden in diesem Rom des Kaisers Domitian, sie wußten, daß, wer sich da behaupten wollte, ohne ein robustes Gewissen nicht durchkam. Wenn aber der Name Messalin fiel, dann verzogen selbst diese abgebrühten Herren den Mund. Der blinde Mann legte Wert darauf, nicht an seine Blindheit erinnert zu werden, er hatte gelernt, seinen Weg im Senat ohne Führer zu finden, er ging durch die Bänke an seinen Platz allein und als sähe er. Alle hatten sie dem bösen, gefährlichen Mann etwas heimzuzahlen, den Untergang eines Verwandten, eines Freundes, alle hatten sie Lust, ihn an ein Hindernis anrennen zu lassen, daß er an seine Blindheit gemahnt werde. Doch keiner wagte es, dieser Lust zu folgen, sie wichen ihm aus, sie räumten ihm die Hindernisse aus dem Weg.

Hinter vier Namen also setzte schließlich der Kaiser den Buchstaben M.

Damit war dieser Gegenstand erledigt, und eigentlich, fand Norban, hätte ihn DDD jetzt ruhig wieder in sein Bett zurücklassen können. Doch der Kaiser behielt ihn weiter da, und Norban wußte auch, warum. DDD möchte zu gern etwas über Lucia hören, möchte zu gerne von ihm erfahren, was Lucia getrieben hat auf ihrer Verbannungsinsel Pandataria. Aber das hat er sich verscherzt. Da hätte er ihn vorhin nicht so anschreien dürfen. Jetzt wird sich Norban hüten, er wird sich keiner weiteren Majestätsverletzung schuldig machen. Er wird seinem Kaiser auf vornehme Art beibringen, sich zu beherrschen.

Domitian brannte denn auch wirklich vor Begier, den Norban auszufragen. Aber so wenig Geheimnisse er vor dem Mann hatte, er schämte sich, nun es um Lucia ging, und die Frage wollte ihm nicht über die Lippen. Norban seinesteils aber schwieg tückisch und beharrlich weiter.

Statt ihm von Lucia zu sprechen, erzählte er dem Kaiser, da ihn dieser nun einmal nicht entließ, allerlei Gesellschaftsklatsch und kleine politische Begebenheiten. Auch von der verdächtigen Geschäftigkeit erzählte er ihm, die man seit dem Ausbruch der östlichen Wirren im Hause des Schriftstellers Flavius Josephus wahrnahm, ja er konnte eine Abschrift des von Josef verfaßten Manifestes vorlegen. »Interessant«, sagte Domitian, »sehr interessant. Unser Josef. Der große Historiker. Der Mann, der unsern jüdischen Krieg für die Nachwelt beschrieben und aufbewahrt hat, der Mann, in dessen Hände es gelegt ist, Ruhm und Schande zu verteilen. Für die Taten meines vergotteten Vaters und meines vergotteten Bruders hat er allerhand rühmende Worte gefunden, mich hat er spärlich behandelt. Also zweideutige Manifeste verfaßt er jetzt. Sieh an, sieh an!«

Und er gab dem Norban Auftrag, den Mann weiter zu beobachten, aber vorläufig nicht einzugreifen. Er wird sich, und wahrscheinlich noch vor seiner Abreise, diesen Juden Josef selber vornehmen; seit langem hat er Lust darauf, einmal wieder mit ihm zu sprechen.

Lucia, die Kaiserin, war wirklich am späteren Nachmittag in Alba eingetroffen. Sie hatte erwartet, Domitian werde sie begrüßen. Daß er es nicht tat, amüsierte sie eher, als daß es sie verdrossen hätte.

Jetzt, während sie, ohne daß man ihren Namen nannte, die Unterredung Domitians mit Norban beherrschte, hielt sie Tafel in vertrautem Kreis. Von den Geladenen hatten nicht alle zu kommen gewagt; wenn der Kaiser Lucia auch zurückgerufen hatte, man wußte noch nicht, wie er es aufnehmen werde, wenn man bei ihr speiste. Man war vor finstern Überraschungen niemals sicher; es war vorgekommen, daß der Kaiser, wenn er jemand endgültig verderben wollte, ihm gerade vor dem Ende besondere Freundlichkeit zeigte.

Diejenigen, die an der Abendtafel der Kaiserin teilnahmen, gaben sich fröhlich, und Lucia selber war bester Laune. Nichts war ihr anzumerken von den Strapazen der Verbannung. Groß, jung, strotzend saß sie da, die weit auseinanderstehenden Augen unter der reinen, kindlichen Stirn lachten, ihr ganzes, kühnes, helles Gesicht strahlte Freude. Ohne Scheu erzählte sie von Pandataria, der Insel der Verbannung. Domitian hatte ihr diese Insel vermutlich bestimmt, damit die Schatten der fürstlichen Frauen sie schreckten, die früher dorthin verbannt waren, die Schatten der Agrippina, der Octavia des Nero, der augusteischen Julia. Aber da hatte er sich verrechnet. Wenn sie an diese Julia des Augustus dachte, dann dachte sie nicht an ihr Ende, sondern nur an ihre Freundschaft mit Silan und Ovid und an die Vergnügungen, welche die letzte Ursache dieses Endes gewesen waren.

Sie berichtete Einzelheiten über ihr Leben auf der Insel. Siebzehn Verbannte hatte es dort gegeben, Eingeborene hatte die Insel an die fünfhundert. Natürlich hatte man sich einschränken müssen, auch störte es einen, immer nur die gleichen Menschen um sich zu sehen. Bald kannte man einander bis in die letzte Falte. Das Zusammenleben auf dem öden Felsen, immer nur das grenzenlose Meer ringsum, machte manchen melancholisch, schrullig, führte zu unangenehmen Reibungen; es gab Zeiten, da man sich so anhaßte, daß man einander, eingesperrten Spinnen gleich, am liebsten aufgefressen hätte. Aber es hatte auch sein Gutes, die zahllosen Gesichter Roms los zu sein und seine ewige Geselligkeit und angewiesen zu sein auf sich selber. Sie habe bei dieser Unterhaltung mit sich selber gar keine schlechten Erfahrungen gemacht. Dazu habe es gewisse Sensationen gegeben, von denen man sich in Rom nichts träumen lasse, zum Beispiel die Erregung, wenn so alle sechs Wochen das Schiff angekommen sei mit den Briefen und Zeitungen aus Rom und den allerhand Dingen, die man sich dort bestellt hatte. Im ganzen, faßte sie zusammen, sei es keine schlechte Zeit gewesen, und wenn man sie so sah, heiter und ungeheuer lebendig, dann glaubte man ihr das.

Die Frage blieb, wie nun Lucia hier in Rom weiterleben, wie sich der Kaiser zu ihr stellen werde. Ohne Scheu sprach man darüber; mit besonderer Offenheit äußerten sich Claudius Regin, der Senator Junius Marull und Lucias früherer Gatte, Aelius, den zu dieser Tafel zuzuziehen sie keinerlei Bedenken getragen hatte. Schon am nächsten Tage, meinte Aelius, werde Lucia mit Sicherheit erkennen können, was sie für die Zukunft von Wäuchlein zu gewärtigen habe. Wenn er sie zunächst allein werde sehen wollen, dann sei das kein gutes Zeichen, denn dann wolle er sich mit ihr auseinandersetzen. Wahrscheinlich aber werde Wäuchlein vor Auseinandersetzungen mit ihr genau solche Furcht haben wie seinerzeit er selber, Aelius, und werde also diese Aussprache hinausschieben wollen. Ja, er, Aelius, sei bereit, eine Wette einzugehen, daß der Kaiser morgen eine Familientafel abhalten werde, weil er nämlich Lucia zunächst nicht allein, sondern zusammen mit andern werde sehen wollen.

Lucia ihresteils hatte offenbar keine Furcht vor der bevorstehenden Auseinandersetzung mit dem Kaiser. Ohne Scheu gab auch sie ihm seinen Spitznamen und, in Gegenwart aller, sagte sie zu Claudius Regin: »Später muß ich Sie fünf Minuten allein haben, mein Regin, damit Sie mir raten, was ich füglich von Wäuchlein verlangen kann, ehe ich mich versöhnen lasse. Wenn er wirklich dicker geworden ist, wie man mir sagt, dann muß er mehr zahlen.«

Wie die meisten seiner Gäste schlief Domitian selber nicht gut in dieser Nacht. Noch immer nicht hatte er sich erkundigt, ob Lucia da sei, aber eine innere Stimme sagte ihm mit Sicherheit, sie war da, er schlief jetzt wieder unter *einem* Dach mit ihr.

Er bereute es, daß er den Norban gekränkt hatte. Hätte er das nicht getan, dann wüßte er jetzt, was Lucia getrieben hat auf ihrer Verbannungsinsel Pandataria. Es waren nur wenige Männer gewesen, die ihr dort vor Gesicht gekommen waren, und er konnte sich nicht vorstellen, daß einer unter ihnen Lucia sollte angezogen haben. Allein sie war unberechenbar und erlaubte sich alles. Vielleicht hatte sie dennoch mit einem dieser Männer geschlafen, vielleicht auch mit einem der Fischer oder mit sonst einem aus dem Pack, das die Insel bewohnte. Allein das konnte ihm niemand sagen außer dem Norban, und dem hatte er selber törichterweise den Mund verschlossen.

Allein auch wenn er genau wüßte, was in Pandataria gewesen ist, wenn er es, Minute für Minute, wüßte, was sie dort getrieben hat, es hülfe ihm nicht viel. Mit einer Spannung, gemischt aus Unbehagen und Begier, erwartete er die Unterredung, die er morgen mit Lucia haben wird. Er schliff sich Sätze zurecht, mit denen er sie treffen wird, er, der großmütige Domitian, der Gott, die Sünderin, die er in Gnaden wieder aufnimmt. Aber er wußte zuvor, sie wird, und wenn er noch so treffende Sätze für sie findet, nur lächeln, und schließlich wird sie lachen, ihr volles, dunkles Lachen, und ihm etwas antworten wie: Komm, komm, Wäuchlein, und hör jetzt schon auf, und was immer er sagen oder tun wird, sie ist von solcher Beschaffenheit, daß er ihr keine Angst wird einflößen können. Denn während die andern, seine frechen Aristokraten, vielleicht gerade weil sie so alten Geschlechtern entstammen, dünnblütig geworden sind, kraftlos, lebt in ihr, in Lucia, in Wahrheit das Strotzende, die Kraft der alten Patrizier. Er haßte Lucia um dieser ihrer stolzen Kraft willen, aber er brauchte sie, er vermißte sie, wenn sie nicht da war. Er sagte sich, sie sei die leibgewordene Göttin Rom, nur deshalb brauche und liebe er sie. Aber was er brauchte und liebte, das war einfach Lucia, die Frau, nichts sonst. Er wußte, er kann nicht ins Feld gehen, ehe er nicht die kleine Narbe unter ihrer linken Brust geküßt haben wird, und wenn sie ihn sie küssen läßt, dann wird das ein Geschenk sein. Ach, ihr kann man nichts befehlen, sie lacht; unter allen Lebenden, die er kennt, ist sie die einzige, die den Tod nicht fürchtet. Sie liebt das Leben, sie nimmt vom Augenblick alles, was er geben kann, aber gerade deshalb hat sie keine Angst vor dem Tod.

Für den andern Morgen in aller Frühe hatte der Kaiser die vertrautesten seiner Minister zu einem geheimen Kabinettsrat geladen. Die fünf Herren, die sich im Saal des Hermes versammelten, waren unausgeschlafen, sie hätten es alle vorgezogen, länger liegenzubleiben, aber wenn es auch vorkam, daß einen der Kaiser endlos warten ließ, wehe dem, der es gewagt hätte, selber unpünktlich zu sein.

Annius Bassus, in seiner offenen, lärmenden Art, packte vor Claudius Regin seine Sorgen aus um den bevorstehenden Feldzug; offenbar wollte er, daß ihn Regin beim Kaiser unterstütze. Einesteils, meinte er, halte es DDD für seiner, des Gottes, nicht würdig zu sparen, so daß die Hofhaltung, vor allem die Bauten, auch in seiner Abwesenheit viel Geld verschlinge, andernteils lege er — eine Erbschaft, die er vom Vater überkommen — Gewicht darauf, ungedeckte Ausgaben unter allen Umständen zu vermeiden. Was dabei zu kurz komme, das sei die Kriegführung. Man werde, fürchte er, den Generälen an der Donaufront nicht genügend Truppen und Material zur Verfügung stellen, und was dann an Kräften und Mitteln fehle, das werde, und das sei die Hauptgefahr, der Oberkommandierende Fuscus durch Mut auszugleichen suchen.

»Nein, einfach ist der Staatshaushalt nicht«, erwiderte seufzend Regin, »mir, mein Annius, brauchen Sie das nicht zu sagen. Ich habe da gestern ein Gedicht erhalten, das mir der Hofdichter Statius gewidmet hat.« Und grinsend über das ganze, unordentlich rasierte, fleischige Gesicht, ironisch blinzelnd mit den schweren, schläfrigen Augen, zog er aus dem Ärmel seines Staatskleides das Manuskript; mit den dicken Fingern hielt er das kostbare Gedicht, und mit seiner hellen, fettigen Stimme las er: »Anvertraut dir allein ist die Verwaltung der geheiligten Schätze des Kaisers, die Reichtümer, erzeugt von allen Völkern, das Einkommen der gesamten Welt. Was immer Iberien aus seinen Goldbergwerken herausbricht, was immer glänzt innerhalb der Höhen Dalmatiens, was immer eingebracht wird von Libyens Ernten, was immer düngt der Schlamm des erhitzten Nilflusses, was immer an Perlen die Taucher der östlichen See ans Licht fördern und erjagen an Elfenbein die Jäger am Indus: dir als einzigem Verwalter ist es anvertraut. Wachsam bist du, scharfäugig, und mit sicherer Schnelle errechnest du, was täglich erfordern unter jeglichem Himmel die Armeen des Reichs, was die Ernährung der Stadt, was die Tempel, die Wasserleitungen, was des ungeheuren Straßennetzes Unterhalt. Unze für Unze kennst du Preis, Gewicht und Legierung jeglichen Metalls, das sich, aufstrahlend im Feuer, wandelt in Bilder der Götter, in Bilder der Kaiser, in römische Münze.« — »Der Mann, von dem da die Rede ist, bin ich«, erläuterte grinsend Claudius Regin, und es war wirklich ein wenig komisch, den schlampigen, skeptischen, unprätentiösen Herrn mit den erhabenen Versen zu vergleichen, die ihm galten.

Der Hofmarschall Crispin ging mit nervösen Schritten in

dem kleinen Raum auf und ab. Der junge, elegante Ägypter war trotz der frühen Stunde mit höchster Sorgfalt gekleidet, er mußte viel Zeit auf seine Toilette verwendet haben, er roch, wie stets, nach Wohlgerüchen wie der Leichenzug eines vornehmen Herrn. Die ruhigen, wachsamen Augen des Polizeiministers Norban folgten ihm mit sichtbarer Mißbilligung. Norban mochte ihn nicht leiden, den jungen Gecken, er spürte, daß er sich über seine Vierschrötigkeit lustig machte. Doch Crispin war einer der wenigen, denen Norban nicht ankonnte. Wohl wußte der Polizeiminister um viele bedenkliche Einzelheiten der Geldbeschaffung des verschwenderischen Crispin. Allein der Kaiser hatte für den jungen Ägypter eine unerklärliche Vorliebe. Er sah in ihm, der erfahren war in allen feinen Lastern seines Alexandrien, den Spiegel der Eleganz und des guten Tons. Domitian, der Hüter strengrömischer Tradition, verachtete zwar diese Künste, doch Domitian, der Mann, war daran interessiert.

Crispin, immer auf und ab gehend, meinte: »Es wird sich wieder einmal um neue, verschärfte Sittengesetze handeln. DDD kann sich nicht genug daran tun, unser Rom in ein gigantisches Sparta zu verwandeln.« Niemand antwortete. Wozu die Dinge das tausendstemal wiederkäuen? »Vielleicht auch«, meinte morgendlich gähnend Marull, »hat er uns wieder einmal nur wegen eines Steinbutts oder wegen eines Hummers herbeordert.« Er spielte an auf jenen bösartigen Witz, den sich vor nicht langer Zeit der Kaiser geleistet, als er seine Minister mitten in der Nacht nach Alba gesprengt hatte, um sie zu befragen, auf welche Art ein über alle Maßen großer Steinbutt bereitet werden sollte, den man ihm zum Geschenk gemacht hatte.

Die Augen des allwissenden Norban, in dessen Dossiers die Handlungen und Äußerungen jedes einzelnen genau verzeichnet waren, folgten nach wie vor dem auf und nieder hastenden Crispin; es waren braune Augen, auch ihr Weiß war bräunlich, und sie erinnerten in ihrer ruhigen, sprungbereiten Aufmerksamkeit an die Augen eines wachsamen Hundes. »Haben Sie wieder etwas über mich herausgebracht?« fragte schließlich, nervös unter diesem ständigen Blick, der Ägypter. »Ja«, erwiderte schlicht Norban. »Ihr Freund Mettius ist gestorben.« Crispin hielt mitten im Schritt inne und wandte dem Norban das lange, feine, dünne, lasterhafte Gesicht zu; Erwartung, Freude und Besorgtheit mischten sich auf ihm. Der alte Mettius war ein sehr reicher Mann, Crispin hatte ihn auf verschlungene Art, mit Freundschaftsbezeigungen und mit Drohungen, verfolgt, und der Greis hatte ihn zuletzt auch in seinem Testament mit großen Summen bedacht. »Ihre Freundschaft ist ihm nicht gut bekommen, mein Crispin«, berichtete, während jetzt auch die andern zuhörten, der Polizeiminister. »Mettius hat sich die Adern geöffnet. Unmittelbar vorher übrigens hat er sein gesamtes Vermögen« — Norban legte einen kleinen Ton auf das Wort: gesamtes — »unserm geliebten Herrn und Gott Domitian verschrieben.« Es gelang dem Crispin, sein Gesicht ruhig zu halten. »Sie sind immer der Überbringer erfreulicher Botschaften, mein Norban«, sagte er höflich.

Wenn die fette Erbschaft nicht ihm selber zufiel, dann gönnte sie Crispin dem Kaiser noch als erstem. Alle fünf Männer in dem kleinen Saal, so übel ihnen Domitian zuweilen mitgespielt hatte, waren ihm ehrlich freund. DDD, trotz seiner finsteren Schrullen, faszinierte die Massen sowohl wie diejenigen, die er näher an sich heranließ.

Claudius Regin hatte mit einem kleinen Feixen zugehört. Jetzt ließ er sich wieder erschlaffen, schlampig, schläfrig hockte er in einem Sessel. »Die haben es leicht«, sagte er halblaut zu Junius Marull, mit dem Kopf auf die drei andern weisend, »sie sind jung. Sie aber, mein Marull, und ich, wir haben etwas erreicht, was unter den Freunden des Kaisers eigentlich nur uns zuteil ward: wir sind beide über Fünfzig alt geworden.«

Norban hatte unterdessen den Crispin in einer Ecke festgehalten. Auf seine ruhige, etwas bedrohliche Art, die klobige Stimme dämpfend, daß die andern seine Worte nicht hörten, sagte er zu ihm: »Ich habe eine weitere gute Nachricht für Sie. Die Vestalinnen werden den Palatinischen Spielen beiwohnen. Sie werden Ihre Cornelia zu sehen bekommen, mein Crispin.« Das bräunliche Gesicht des Crispin wurde fast töricht vor Bestürzung. Er hatte ein paarmal freche, begehrliche Äußerungen über die Vestalin Cornelia getan, doch nur zu intimen Freunden, denn der Kaiser nahm es genau mit seinem Erzpriestertum und liebte keine unehrerbietigen Äußerungen über seine Vestalinnen. Crispin erinnerte sich jetzt genau, was er gesagt hatte. Und wäre diese Cornelia von oben bis unten in ihr weißes Kleid eingenäht, er werde mit ihr schlafen, hatte er sich vermessen. Auf welchem höllischen Weg aber war das schon wieder zu diesem verfluchten Norban gedrungen?

Endlich wurden die Herren ins innere Arbeitskabinett gebeten.

Der Kaiser saß auf seinem erhöhten Sitz, am Arbeitstisch, prunkvoll steif, angetan mit dem ihm vorbehaltenen Kleid der Majestät, und wiewohl der Tisch seine Füße deckte, trug er den unbequemen hochgesohlten Schuh. Es beliebte ihm, ganz der Gott zu sein; nur mit einem hieratisch stolzen Nicken erwiderte er die dem Gott zukommende demütig zeremoniöse Begrüßung seiner Räte.

Um so mehr dann stach von dieser Haltung die Sachlichkeit ab, mit der er die Sitzung führte. Obwohl durchdrungen von dem Gefühl seiner Göttlichkeit, prüfte er mit gutem Menschenverstand die Gründe und Gegengründe, welche seine Herren vorbrachten.

Man behandelte zunächst jene Gesetzesvorlage, welche die Oberaufsicht über Sitte und Senat für immer auf den Kaiser übertragen, die Rechte der mitregierenden Körperschaft aufs Formale einschränken, die absolute Monarchie zur Realität machen sollte. Bis in jede stilistische Kleinigkeit arbeitete man die Argumente aus, mit denen man diese Vorlage begründen wollte. Sodann überlegte man, wie man die Grundlinien des Kriegsund des Friedensetats in Einklang bringen könnte. Da galt es einerseits dem Festungsbaumeister Frontin große Summen zur Verfügung zu stellen für die Fortführung des Walles gegen die germanischen Barbaren, andernteils den an die Front gehenden Truppenteilen hohe Prämien und Sonderlöhnungen zu konzedieren. Aber man konnte auch nicht ohne weiteres die großangelegten Bauunternehmungen in der Stadt und in den Provinzen stillegen, wenn man nicht das Prestige des Kaisers gefährden wollte. Wo also konnte man sparen? Und wo und auf welchem Gebiet konnte man noch Steuererhöhungen durchführen, ohne die Untertanen zu heftig zu bedrücken? Weiter setzte man fest, welche Maßnahmen man gegen die unsichern Provinzen ergreifen, welche Privilegien man ihnen geben oder nehmen sollte. Umständlich ferner beriet man, wieweit man die Vorschriften mildern könnte, die den Weinbau zugunsten des Getreidebaus einschränken sollten; man wollte diese notwendige Reform nicht allzu unpopulär werden lassen. Besonders lange schließlich verweilte man bei den geplanten Sittengesetzen: Verordnungen, die der zunehmenden Emanzipation der Frauen steuern, Bestimmungen, die den Kleiderluxus einschränken, Vorschriften, die eine schärfere Kontrolle der Schauspiele ermöglichen sollten. Wieder einmal mußten die Räte erkennen, daß es nicht etwa Heuchelei war, wenn Domitian von seiner erzpriesterlichen Sendung sprach, altrömische Zucht und Tradition mit den strengsten Mitteln wiederherzustellen. So unbedenklich er den eigenen maßlosen Begierden frönte, so tief war er durchdrungen von seiner Sendung, sein Volk zur Sitte und zum religiösen Herkommen der Altvordern zurückzuführen. Römische Zucht und römische Macht sind das gleiche, das eine kann ohne das andere nicht bestehen, die strenge Sitte ist die Basis des Imperiums. Steif und kaiserlich saß er da und führte das aus, eine redende Statue. Ausstrahlte von ihm die tiefe Überzeugtheit von seiner Mission, und den andern, obwohl sie das Schauspiel des sich offenbarenden Gottes Domitian nicht das erstemal erlebten, wurde es beinahe unheimlich vor seiner Besessenheit.

Mit Ausnahme dieser einen aber erwog man alle Fragen sachverständig unter der sachverständigen Leitung des Kaisers und ohne Ressentiment des einen gegen den andern. Domitian hatte es verstanden, sich und seine Räte zu einem Organismus zu verschmelzen, der mit einem einzigen Gehirn dachte. Es wurde eine lange Sitzung, alle sehnten sich nach Entspannung, doch eine Unterbrechung gönnte der Kaiser weder sich noch seinen Räten.

Und selbst als er die erschöpften Herren entließ, behielt er den Norban noch zurück. Er hätte freilich klug daran getan, sich ein wenig auszuruhen. Vor ihm lag zunächst eine anstrengende Familientafel — der Menschenkenner Aelius hatte recht gehabt, der Kaiser wollte Lucia zuerst im Kreise der Familie sehen — und dann die erhoffte und gefürchtete Auseinandersetzung mit Lucia. Allein es war gerade um dieser Auseinandersetzung willen, daß Domitian noch mit seinem Polizeiminister reden wollte. Der war nun einmal der einzige, der ihm Material geben konnte, Material gegen Lucia, das ihm vielleicht bei der großen Aussprache dienlich wäre. Doch Norban blieb auch heute einsilbig, und der Kaiser brachte auch heute seine Frage nicht über die Lippen. Er wartete darauf, daß Norban von allein sprechen sollte; es war niederträchtig von ihm, daß er seinen Kaiser nicht informierte, auch ungefragt. Allein Norban hatte seinen harten Kopf, er sprach nicht.

Seufzend gab es der Kaiser auf, von ihm etwas über Lucia zu hören. Da er ihn aber nun einmal dahatte, fragte er ihn wenigstens über Julia aus. Sein Verhältnis zu dieser seiner Nichte Julia war zwiespältig und wechselnd. Titus, sein Bruder, hatte ihm seinerzeit seine Tochter Julia als Frau angetragen, doch Domitian, damals danach trachtend, seines Bruders Mitregent zu werden, hatte sich nicht auf solche Art abspeisen lassen wollen. Dann aber hatte er sich, teils aus Haß gegen den Bruder, teils weil ihm Julias lässig anmutige, füllige Fleischlichkeit anzog, das Mädchen durch Gewalt und Überredung gefügig gemacht. Auch nachdem Titus Julia mit dem Vetter Sabin verheiratet hatte, ja gerade deshalb, hatte er diese seine skandalösen Beziehungen zu ihr fortgesetzt. Nun war Titus tot, Domitian hatte keine Ursache mehr, ihn zu ärgern, doch er hatte sich mittlerweile an die blonde, träge, weißhäutige Julia gewöhnt. Sie liebte ihn sichtlich, und in diese Liebe rettete er sich, wenn der Ärger über den unangreifbaren Stolz der Lucia zu tief an ihm fraß. Und je nach der Art, wie ihn Lucia behandelte, änderte sich seine Neigung für Julia.

Nun war Julia schwanger. Er hatte ihr vor einiger Zeit verboten, mit ihrem Manne Sabin, seinem Vetter, zu schlafen, sie schwor, das Kind sei von ihm, nicht von Sabin, und der Mann Domitian möchte das auch gerne glauben, aber der Kaiser Domitian ist mißtrauisch. Oder vielleicht auch glaubt es der Kaiser Domitian, denn ihn, den Gott, kann man nicht hintergehen, aber der Mensch Domitian ist mißtrauisch. Über diese seine Zweifel mit seinem Norban zu reden, trug er keine Scheu. Lucia hatte ihm ein Kind geboren, aber es war im Alter von zwei Jahren gestorben, und der Leibarzt Valens gab dem Kaiser keine Hoffnung, von Lucia Nachkommenschaft zu erwarten. Es wäre großartig, wenn Julia ihm ein Kind gebäre.

Aber wer konnte ihm sagen, ob die Frucht, die sie trug, wirklich sein Kind war? Niemals wird er dessen ganz sicher sein können; denn wenn das Kind flavische Merkmale welcher Art immer tragen wird, diese Merkmale können von ihr selber stammen, von ihm und von Sabin. Wer behebt seine Zweifel?

Norban war seinem Herrn nicht nur tief ergeben, sondern ehrlich freund. Es wäre ihm eine ungeheure Freude gewesen, wenn Domitian einen Sohn gehabt hätte, dem er den Thron hätte vererben können. »Ich habe verlässige Leute im Hause des Prinzen Sabin«, erklärte er, »Leute mit gutem Blick. Nicht um der Prinzessin Julia, sondern um des Prinzen Sabin willen. Meine Leute erklären mit Bestimmtheit, die beiden lebten wie Vetter und Base, nicht wie Mann und Frau.« Der Kaiser richtete die etwas vorquellenden Augen trüb und starr auf den Norban. »Du willst den Herrn und Gott Domitian trösten«, antwortete er, »weil du dem Manne Domitian freund bist.« Norban hob die breiten Schultern eindrucksvoll und senkte sie wieder. »Ich berichte nur«, sagte er, »was verlässige Leute mir berichten.«

»Auf alle Fälle ist es ärgerlich«, meinte Domitian, »daß Sabin in der Welt ist, dieser hochmütige Dummkopf. Von Natur ist er nur dumm. Daß er so hochmütig geworden ist, daran ist Titus schuld gewesen. Ich sage dir, Norban, mein Bruder Titus war im Grunde sentimental, bei all seinem Geschmetter. Er hat den Sabin verhätschelt, aus Familienrührseligkeit. Es war einfach idiotisch, daß er ihm die Julia zur Frau gegeben hat.« — »Es ziemt mir nicht«, antwortete Norban, »an dem Gotte Titus Kritik zu üben.« — »Ich sage dir«, erwiderte ungeduldig der Kaiser, »er war häufig ein Idiot, der Gott Titus. Der Hochmut dieses Sabin ist wirklich höchst ärgerlich. Dieser Hochmut grenzt schon beinahe an Hochverrat.« — »Er hält sich peinlich fern von jeder politischen Tätigkeit«, warf, beinahe bedauernd, der Polizeiminister ein. »Das ist es eben«, sagte Domitian. »Dafür spielt er den Mäzen lauter versnobter Intellektueller, lauter Oppositioneller natürlich.« — »Ist das Hochverrat?« überlegte Norban. »Ich glaube, es genügt nicht.« — »Er hat seine Leute die weiße Livree tragen lassen, die dem Haushalt des Kaisers vorbehalten ist«, führte Domitian weiter aus. »Das genügt nicht«, beharrte Norban. »Er hat die weiße Livree wieder abgeschafft, sowie Sie es ihm befohlen haben. Nein, was vorliegt, genügt nicht«, schloß er. »Aber vertrauen Sie Ihrem Norban, mein Gott und Herr«, redete er ihm zu.

»Der Prinz Sabin ist von solcher Art, daß bestimmt einmal etwas gegen ihn vorliegen wird. Und sobald es soweit ist, vielleicht schon bei Ihrer Rückkehr aus dem Feldzug, mein Gott und Herr, werde ich Ihnen sogleich berichten.«

Des Abends aß der Kaiser zunächst allein, hastig und viel, denn er wollte satt sein, um bei der Familientafel nicht durch Essen von der Beobachtung der andern abgelenkt zu werden. Diese andern versammelten sich mittlerweile in dem kleinen intim festlichen Saal der Minerva. Es waren Lucia, die beiden Vettern des Kaisers, Sabin und Clemens, mit ihren Frauen Julia und Domitilla, sowie die beiden kleinen Zwillingssöhne des Clemens.

Die Garden klirrten die Spieße zur Erde, Domitian betrat den Raum. Sah Lucia. Ihr kühnes, helles Gesicht lachte ihn an, fröhlich, ein wenig spöttisch; ach nein, der Aufenthalt auf der öden Insel hatte sie nicht gebändigt, nicht verändert. Er war froh, nicht mit ihr allein zu sein.

Mit seinem steifen, mühsamen Schritt ging er auf sie zu und küßte sie, wie er dem Zeremoniell zufolge alle Anwesenden zu küssen hatte. Es blieb ein kurzer, formeller Kuß, seine Lippen rührten kaum ihre Wangen. Doch unter seinem Staatskleid spürte sie das starke Pochen seines Herzens. Er hätte eine Provinz darum gegeben, zu wissen, ob sie dort auf ihrer Insel mit einem andern geschlafen hatte. Warum hatte er seinen Norban nicht befragt? Fürchtet er die Antwort?

Ein wildes, kaum zähmbares Verlangen kam ihn an, die Narbe unter ihrer linken Brust zu sehen, mit sanftem Finger darüber zu streichen. Er ist wahrlich ein großer Herrscher, er ist ein Römer, daß er sich bezwingen und sich ruhigen Gesichtes an die andern wenden kann, während er dieses ungeheure Verlangen spürt.

Er umarmt also zunächst seinen Vetter Sabin und küßt ihn, wie es der Brauch vorschreibt. Ein widerwärtiges Mannsbild, dieser Sabin, so dümmlich wie eingebildet. Aber Domitian kann sich auf seinen Polizeiminister verlassen. Der Tag wird kommen, da er die Haut dieses Sabin nicht mehr an der seinen wird spüren müssen.

Er wandte sich an Julia. Man sah ihr von ihrer Schwangerschaft noch nichts an, aber hier waren alle im Bilde. Sicher hat selbst Lucia schon davon gehört, und auch sie wird sich jetzt fragen: Von wem ist das Kind, von Wäuchlein oder von dem blöden Sabin? Des Kaisers ganzes Gesicht, wie er jetzt, die Arme eckig nach hinten, den Bauch leicht eingezogen, auf sie zuging, war überrötet; doch das wollte nichts besagen, er errötete leicht und immerzu. Julias blaugraue Augen schauten ihm groß und forschend entgegen. Sie hatte in diesen letzten Monaten weniger unter seinen Launen zu leiden gehabt, aber mit ihrem guten, nüchternen Verstand sah sie voraus, daß sich das ändern werde, sowie er erst wieder mit Lucia zusammen sei. Da stand sie denn, eine rechte Flavierin, raumfüllend, höchst existent. Aber wirkte sie nicht etwas vulgär, wenn man sie an Lucia maß? Domitian küßte sie, und ihre weiße, dünne Haut, ihm vor wenigen Tagen noch sehr lieb, war ohne Reiz für ihn.

Nun begrüßte er mit Umarmung und Kuß seinen jüngeren Vetter, Clemens, den sanften und faulen Clemens, wie er ihn zu höhnen pflegte. Denn Clemens hatte sich nie etwas aus Politik gemacht, er bezeigte keinerlei Ehrgeiz, die freundliche Lässigkeit, die ihn ganz durchdrang, war dem Kaiser, dem Wahrer römischen Wesens, ein Ärgernis. Die meiste Zeit verbrachte Clemens auf dem Land, mit seiner Frau Domitilla und seinen Zwillingssöhnen. Dort beschäftigte er sich mit der pietistischen Doktrin einer jüdischen Sekte, mit der albernen Lehre der sogenannten Minäer oder Christen, die sich allerhand von einem jenseitigen Leben versprachen, da ihnen das diesseitige nicht der Mühe wert schien. Domitian fand diese Doktrin abstoßend, weichlich, weibisch, dumm, eines Römers ganz und gar unwürdig. Nein, beim Herkules, er mochte auch den Vetter Clemens nicht. Aber etwas hatte dieser ihm voraus, um *eines* beneidete ihn Domitian. Das waren die Zwillinge, die vierjährigen Prinzen Constans und Petron, die kleinen Löwen, wie Domitian die weichen, geschmeidigen und kräftigen Knäblein gerne nannte. Die Dynastie mußte fortleben, das war sein brennender Wunsch, weder Sabin noch Clemens eigneten sich für den Thron, was aus Julia entspringen werde, wußte man noch nicht, vorläufig also waren die Zwillinge alles, woran sich Domitian halten konnte, und in seinem Innersten spielte er mit dem Gedanken, sie zu adoptieren. Nur um ihretwillen nahm er den Vetter Clemens hin. Der erwiderte übrigens des Kaisers Abneigung und ließ sich Umarmung und Kuß sichtlich nur mit Widerstreben gefallen.

Mehr reizte und belustigte den Kaiser des Vetters Frau, Domitilla, die er als letzte mit dem Kuß begrüßte. Eine Tochter seiner früh verstorbenen Schwester, hatte auch sie gewisse flavische Eigenschaften, blonde Haare und starkes Kinn. Doch war sie dünn, in jeder Hinsicht dünn, und karg auch von Worten. Freilich waren ihre hellfarbigen Augen beredt, ja fanatisch. Von Domitian sprach sie verächtlich nur als von »Jenem«, selbst »Wäuchlein« war ihr noch zu gut für ihn, und der Kaiser brauchte nicht seinen Norban, um zu wissen, daß Domitilla in ihm das Prinzip des Bösen sah. Bestimmt war sie es, die in ihrem schwachen Mann seine passive Feindseligkeit nährte, die zähe, stille Sanftheit seines Widerstands. Bestimmt war sie es, die ihn in die Gemeinschaft mit jener anrüchigen jüdischen Sekte hineintrieb. Der Kaiser, wie er Domitilla jetzt küßte, schloß sie fester in seine Arme als die andern. Es lag ihm nichts an ihr, doch um sie zu ärgern, beließ er es gerade bei ihr nicht bei dem zeremoniellen Kuß, sondern umfaßte die Widerstrebende lang und herzhaft.

Bei Tafel war er gesprächig und angenehmer Laune. Zwar versagte er sich’s nicht, seine Vettern Sabin und Clemens und Domitilla auf die gewohnte Art zu hänseln. Aber er nahm es nicht übel, daß ihn Lucia anzüglich um seiner Mäßigkeit willen lobte und anerkennend feststellte, sein Bauch habe nur wenig zugenommen. Auch sprach er mit ernster Besorgtheit auf Julia ein, sie möge ihres Zustandes wegen auf sich achten, von dieser Speise essen und von jener nicht. Vor allem aber scherzte er mit den Zwillingen. Sanft strich er ihnen über das helle, weiche Haar — »meine kleinen Löwen«, sagte er. Die Prinzen ließen sich das gern gefallen, offensichtlich erwiderten sie die Neigung ihres Onkels. »Das Volk, die Soldaten und die Kinder lieben mich«, stellte der Kaiser zufrieden fest. »Alle, die unverdorbene Instinkte haben, lieben mich.« — »Habe ich verdorbene Instinkte?« fragte Lucia zurück. Und Julia, freundlich und gelassen, erkundigte sich: »Heißt das, daß Sie unsern Gott Domitian nicht lieben, meine Lucia, oder heißt es, daß Sie ihn trotz Ihrer verdorbenen Instinkte lieben?«

Als die Tafel aufgehoben und die andern gegangen waren, fühlte sich Domitian besser gerüstet für das Gespräch mit Lucia. Trotzdem fand er, wie sie allein waren, keinen rechten Anfang. Lucia sah es, und ein Lächeln breitete sich über ihr Gesicht. So begann denn sie das Gespräch und nahm damit seine Führung in die Hand. »Ich habe«, sagte sie, »Ihnen eigentlich zu danken für meine Verbannung. Als ich erfuhr, daß Sie mir nicht einmal Sizilien, sondern das öde Pandataria zum Exil bestimmt hatten, war ich, ich gestehe es, verärgert und fürchtete, es werde recht langweilig werden. Statt dessen ist mir die Insel zu einem Erlebnis geworden, das ich nicht missen möchte. Angewiesen auf das Dutzend Mitverbannter und auf die eingeborene proletarische Bevölkerung, habe ich entdeckt, daß der Aufenthalt auf einer solchen öden Insel dem Innenleben ihrer Bewohner viel förderlicher ist als etwa der Aufenthalt in Alba oder auf dem Palatin.« Ich werde trotz allem den Norban fragen, sagte sich verbissen Domitian, ob und mit wem sie es dort getrieben hat. »Als Sie geruhten«, fuhr Lucia fort, »mich zurückzurufen, habe ich das beinahe bedauert. Dabei will ich gar nicht leugnen, daß jetzt, nach dem öden Pandataria, unser Alba mir Freude macht.«

»Ich hätte die Gesetze über den Ehebruch strenger anwenden sollen«, meinte, stark überrötet, Domitian. »Ich hätte mich Ihrer entledigen sollen, Lucia.« — »Sie sind launisch, mein Herr und Gott«, gab ihm Lucia zurück, und das Lächeln wich nicht von ihrem Antlitz. »Erst rufen Sie mich zurück, und dann sagen Sie mir solche Grobheiten. Und finden Sie es nicht etwas primitiv, einem immer gleich mit so blutigen Lösungen zu kommen?« Sie trat nahe an ihn heran, sie war größer als er, sie strich ihm leicht über das spärlicher werdende Haar. »Das ist schlechter Geschmack, Wäuchlein«, sagte sie, »das zeugt nicht von guter Rasse. Übrigens habe ich keine Angst vor dem Tod. Ich denke, Sie wissen das. Wenn ich jetzt sterben müßte, wäre es kein zu hoher Preis für das, was ich vom Leben gehabt habe.« Sie hatte allerhand aus ihrem Leben herauszuholen gewußt, das mußte Domitian zugeben. Und Angst vor dem Tod hatte sie wirklich nicht, er hatte es erprobt. Und auch, daß sie noch aus ihrer Verbannung Gewinn zu ziehen vermocht hatte, glaubte er ihr. Nein, man konnte sie nicht zähmen, man konnte ihrer nicht Herr werden. Immer von neuem empörte ihn die Kühnheit, mit der sie zu ihren Taten stand, doch immer von neuem auch unterwarf ihn diese Kühnheit.

Er versuchte, sich stark zu machen gegen sie. Sie war ersetzbar, das hatte ihre Abwesenheit gezeigt. War ihm nicht Julia mittlerweile mehr geworden als eine Bettgenossin? Und erwartete er nicht ein Kind von Julia? Und hatte nicht auch er allerhand aus seinem Leben gemacht in ihrer Abwesenheit? »Auch ich habe einiges geschafft, während du fort warst, Lucia«, sagte er grimmig. »Rom ist römischer geworden, Rom ist mächtiger geworden, stärker, und es ist jetzt mehr Zucht in Rom.« Lucia lachte einfach. »Lache nicht, Lucia!« sagte er, und es war Bitte und Befehl. »Es ist *so.«* Und wieder weicher, fast flehend:

»Ich hab es auch deinethalb getan, ich hab es für dich getan, Lucia.«

Lucia saß still da und schaute ihn an. Sie durchschaute, was an ihm klein und lächerlich war, aber sie sah auch seine Kraft und seine Eignung zum Herrschen. Soviel hatte sie erkannt: es mußte einer, wenn sich in ihm so ungeheure Fülle an Macht vereinigte wie in diesem ihrem Domitian, ein sehr großer Mann sein, um nicht das Maß zu verlieren. Gemeine Vernunft konnte sie von ihm nicht verlangen. Sie verlangte sie nicht. Zuzeiten sogar liebte sie ihn um seines Wahnes willen, es rede und handle aus ihm der Gott. Es schien ihr ein wenig verächtlich, daß er es nicht über sich brachte, sie zu töten; gleichwohl hatte sie sich während ihrer Verbannung häufig nach ihm gesehnt. Sie sah ihn an, nachdenklich, mit trüberen Augen: sie freute sich darauf, mit ihm zu schlafen. Aber sie war sich klar: sie mußte, was von ihm zu fordern sie sich vorgenommen hatte, jetzt von ihm erreichen, vorher. Später, hernach, wird es zu spät sein, und sie wird dann jahrelang mit ihm herumzukämpfen haben. Sie hatte sich genau zurechtgelegt, was sie von ihm verlangen wollte, und der gescheite Claudius Regin hatte ihr recht gegeben.

»Sie sollten mir endlich das Ziegeleimonopol übertragen«, sagte sie also statt einer Antwort. Domitian war ernüchtert.

»Ich spreche Ihnen von Rom und Liebe, und Sie antworten mir: Geld«, beklagte er sich. »Ich habe«, erwiderte sie, »während der Verbannung gelernt, wie wichtig Geld ist. Selbst auf meiner öden Insel hätte ich mir und den andern mit Geld vieles erleichtern können. Es war unfreundlich von Ihnen, meine Bezüge zu sperren. Bekomme ich das Ziegeleimonopol, Wäuchlein?« sagte sie.

Er dachte an die Narbe unter ihrer Brust, er war erfüllt von Wut und Begier. »Schweig!« herrschte er sie an. »Ich denke gar nicht daran«, beharrte sie, »ich rede jetzt von dem Ziegeleimonopol. Und du kommst nicht weiter, ehe du mir ein klares Ja gesagt hast. Bilde dir nur ja nicht ein, du habest mich mürbe gemacht mit deinem Pandataria. Sicher hast du geglaubt, ich werde die ganze Zeit an das scheußliche Schicksal der Octavia denken oder der Julia des Augustus« — er überrötete sich, gerade das hatte er gewollt —, »aber da hast du dich geirrt. Und wenn du mich nochmals hinschickst, dann werde ich auch nicht anders werden, und genau wie für mich jene Julia eine lustvolle Erinnerung war, so soll eine spätere Verbannte dieser Insel auch an mich eher mit Neid denken als mit Schrecken.« Das waren Andeutungen, die dem Domitian nun vollends zeigten, wie machtlos er vor dieser Frau war. Er suchte nach einer Erwiderung. Allein ehe er eine fand, kam sie zurück auf ihre Forderung, und ungestüm drang sie auf ihn ein: »Glaubst du, du allein brauchst Glanz? Wenn du schon größer bauen willst als die vor dir, dann will ich auch was davon haben. Bekomme ich das Ziegeleimonopol?«

Er mußte ihr das Monopol überlassen, und während dieser Nacht bereute er es nicht einmal.

Die Bestimmungen, welche der Kabinettsrat des Kaisers gutgeheißen hatte, bedurften, um Gesetz zu werden, der Zustimmung des Senats. Die Bestimmungen wurden also zusammengefaßt in vier Vorlagen, und schon wenige Tage nach dem Kabinettsrat wurde der Senat einberufen, um darüber zu beraten.

Da standen und saßen sie denn herum, die Berufenen Väter, unausgeschlafen, in der weißen, großartigen, riesigen Halle des Friedenstempels, in der die Sitzung stattfand. Es war früh am Morgen, die Tagung sollte pünktlich mit Sonnenaufgang beginnen, denn nur zwischen Sonnenaufgang und —niedergang durfte der Senat beraten, und man mußte, um die vier Gesetze zu debattieren und zu beschließen, die Zeit nutzen.

Es war ein sehr kalter Tag, die Kohlenbecken vermochten die weiten Hallen nicht zu erwärmen. Die Herren warteten herum in ihren Purpurmänteln und purpurgesäumten Kleidern, flackerig belichtet von den vielen Leuchtern und von den Kohlenbecken, schwatzend, hüstelnd, frierend, sie vertraten sich die Füße, die in den hochgesohlten, unbequemen, prunkenden Schuhen staken, und sie suchten die Hände an den mit heißem Wasser gefüllten Behältern zu wärmen, die sie in den Ärmeln ihrer Galakleider trugen.

Den meisten unter ihnen war es eine höllische Erniedrigung, daß sie nun auch noch diese kleinen Widrigkeiten auf sich nehmen mußten, nur um in feierlicher Tagung Gesetze zu beschließen, die sie für immer entmachten und der Willkür dieses Domitian preisgeben sollten, des maßlos frechen Urenkels des kleinen Bürobeamten. Doch auch die Tapfersten hatten nicht gewagt fernzubleiben.

Hier und dort führte man mißmutige, gedämpfte Gespräche.

»Das Ganze ist Schande und Scheiße«, brach plötzlich der Senator Helvid aus, und er wollte, der hagere, große, verwitterte Herr, den Saal verlassen. Mit Mühe hielt ihn Publius Cornel zurück. »Ich verstehe es, mein Helvid«, sagte er und ließ den Ärmel des andern nicht fahren, »daß Sie mit diesem Senat nichts zu tun haben wollen. Wir alle möchten uns am liebsten den Purpurstreif abreißen, unter diesem Kaiser. Aber was ist erreicht, wenn Sie jetzt mit großer Gebärde von hier weggehen? Der Kaiser würde es Ihnen als frechen Trotz auslegen, und Sie würden es zu zahlen haben, früher oder später. Das ängstliche, geduckte Leben, das wir führen müssen, ist kein Leben, wie viele unter uns zögen einen blendenden, großartigen Untergang vor. Aber ein ostentativer Märtyrertod ist sinnlos. Bleiben Sie vernünftig, mein Helvid. Es ist wichtig, daß diejenigen, welche die Freiheit lieben, diese Zeit überleben. Es ist wichtig, daß sie am Leben bleiben, auch wenn es ein erbärmliches Leben ist.« Cornel war viel jünger als Helvid, er war einer der jüngsten unter den Senatoren, doch trotz seiner Jugend zeigte sein Gesicht finstere, starke Falten. Statt daß er mir zuredet, dachte er, als er den Helvid sanft auf seinen Platz zurückgedrängt hatte, muß ich ihn besänftigen. Freilich habe ich es leichter als er. Ich bin da, aufzuschreiben, was unter dem Tyrannen geschieht. Sagte ich mir das nicht immerzu vor, dann wüßte ich auch nicht, wie ich dieses Leben ertragen sollte.

Endlich, wenige Minuten vor Sonnenaufgang, traf Domitian ein. Die Türen des Gebäudes wurden weit aufgetan, damit die Öffentlichkeit der Sitzung hergestellt sei, und alles Volk sah den Kaiser prunken auf seinem erhöhten Sitz. Purpurn und golden thronte er, gewillt, so auszuharren bis zum Ende der Tagung. Er wünschte, daß die vier Gesetze, die heute zur Debatte standen, seine Gesetze, mit allem Pomp beraten und beschlossen würden.

Das wichtigste unter diesen Gesetzen, jenes, das dem Kaiser auf Lebenszeit die Zensur zusprach, das Amt, Mitglieder des Senats aus dieser Körperschaft auszuschließen, stand als drittes auf der Tagesordnung. Begründet wurde die Vorlage von dem Senator Junius Marull, dessen Namen das Gesetz tragen sollte. Der alte, elegante Herr hatte heute einen guten Tag und fühlte sich jung. Er, der sich mit solcher Leidenschaft so viele entlegene Sensationen bereitet hatte, kostete es aus, den puritanischen Kollegen den feindseligen Hohn heimzuzahlen, mit dem sie oft über ihn, den »frivolen, raffinierten Lüstling«, hergefallen waren. Feierlich sitzend und zerfressen von Grimm, mußten sich’s die republikanisch konservativen Senatoren mitanhören, wie ihr Kollege Marull, der große Anwalt, mit scheinbarer Sachlichkeit dartat, daß die Stabilität der Staatsführung es dem Senat einfach zur Pflicht mache, dem Kaiser die Zensur auf Lebenszeit zu übertragen, und daß das Reich in seinem Bestand bedroht sei, wenn man dem Herrn und Gott Domitian diese Oberaufsicht nicht zubillige.

Der Senator Priscus hörte zu, die Hände in den Ärmeln seines Staatskleides verschränkt. Aus kleinen, tiefliegenden Augen blinzelte er auf den beredten Marull, den runden, völlig kahlen Kopf hielt er steif. Oh, er sprach gut, dieser Marull, er sprach sehr gut für eine höchst niederträchtige Sache. Wie gerne hätte er, Priscus, selber ein Mann des Wortes, diesem Marull geantwortet, es gab viel zu antworten, sehr Treffendes, und er hätte es herrlich formulieren können. Allein er mußte schweigen, der Senator Priscus, unter diesem Kaiser Domitian war er verurteilt, zu schweigen. Ein einziger, armseliger Trost blieb ihm: er wird nach der Sitzung nach Hause gehen und das, was er zu sagen hat, niederschreiben. Dann, später einmal, bei guter Gelegenheit, wird er es behutsam und flüsternd in einem Kreis zuverlässiger Freunde vorlesen, und wenn es ganz gut geht, dann wird er dem frechen Marull sein Manuskript in die Hände spielen. Traurige Vergeltung.

Der Senator Helvid, Sohn jenes Helvid, den des Kaisers Vater hatte töten lassen, knirschte mit den Zähnen und zerbiß sich die Lippen, wie er die niederträchtigen, eleganten Sätze des Marull mitanhören mußte. Schließlich konnte er sich nicht mehr bezähmen. Er vergaß die Warnungen des Cornel, er erhob sich, der große, hagere, verwitterte Herr, und mit gewaltiger Stimme rief er dem Marull zu: »Frechheit, freche Lüge!« Marull unterbrach sich, die hellen, blaugrauen Augen richtete er auf den Zwischenrufer, ja, er führte den blickschärfenden Smaragd ans Auge. Der Kaiser selber drehte langsam, sich rötend, dem Helvid den Kopf zu. Den Helvid aber hatte Cornel auf seinen Sitz zurückgezogen, und da saß er und sagte nichts mehr.

Als Marull zu Ende war, schritt man zur Beratung. Der amtierende Konsul rief jeden der Senatoren bei seinem Namen auf, in der Reihenfolge ihrer Anciennität, und fragte: »Was ist Ihre Meinung?« Gerne hätte da mancher geantwortet: Dieses Gesetz ist der Verderb des Reiches und der Welt. Allein keiner antwortete so. Vielmehr erklärte gehorsam ein jeder: »Ich stimme dem Junius Marull bei«, und höchstens der Ton der Stimme verriet Scham, Bitterkeit, Empörung.

Helvid, in der Pause nach der Abstimmung über dieses dritte Gesetz, sagte zu Cornel: »Wenn unsere Altvordern zeitweise das Höchstmaß an Freiheit erleben durften, so haben wir jetzt das Höchstmaß an Knechtschaft erlebt.«

Bei der Beratung der vierten Vorlage, der letzten, des neuen, verschärften Sittengesetzes, nahm der Kaiser selber das Wort. Wenn es um Zucht und Tradition ging, dann verlangte es ihn danach zu reden. Er fand denn auch würdige, kräftige, sehr römische Sätze, um wieder einmal seine Überzeugung zu bekennen von der innigen Verbindung von Zucht und Macht. Die Sitte, führte er aus, sei die Grundlage des Staates, das Verhalten eines Menschen bestimme seine Gesinnung, und wenn man sein Verhalten bessere, wenn man ihn zwinge, sich sittlich, anständig zu verhalten, dann bessere man auch seine Seele und seine Art. Zucht und Sitte seien die Voraussetzung jeder staatlichen Ordnung, die Disziplin der Bürger sei die Grundlage des Imperiums. Selbst die oppositionellen Senatoren mußten zugeben, daß der Nachfahr des kleinen Bürobeamten mit Würde sprach und sehr kaiserlich.

Die Wände der länglich runden Halle entlang reihten sich ernsthaft die Standbilder der großen Dichter und Denker, unter ihnen die Büste des Schriftstellers Flavius Josephus, des Juden, die Kaiser Titus hier hatte aufstellen lassen. Leicht über die Schulter gedreht, hoch und hochfahrend, hager, fremdartig schimmernd, augenlos, voll wissender Neugier, wohnte der Kopf des Josephus der Sitzung bei.

Endlich war auch das letzte Gesetz beraten und beschlossen, und der amtierende Konsul konnte die Versammlung entlassen mit der Formel: »Ich halte Sie nicht länger auf, Berufene Väter.«

Zehn Tage später, wie es Vorschrift war, wurden vier Erztafeln, in welche der Wortlaut der vier neuen Gesetze eingegraben war, im Staatsarchiv hinterlegt, und damit hatten die vier Gesetze Geltung erlangt. Von diesem Tage an hatte der Imperator Cäsar Domitianus Augustus Germanicus auf Lebenszeit die Befugnis, Mitglieder des Senats aus dieser Körperschaft auszuschließen.

In dem unansehnlichen Hause des Josef erschien zum großen Staunen der Nachbarn ein kaiserlicher Kurier. Er überbrachte dem Josef die Einladung, sich andern Tages auf dem Palatin einzufinden.

Josef selber war mehr verwundert als ängstlich. In den letzten Jahren hatte der Kaiser höchstens gelegentlich ein flüchtiges Wort für ihn gehabt, niemals mehr. Es war merkwürdig, daß er ihn jetzt, unmittelbar vor seiner Abreise, mitten im Drange der Geschäfte, noch zu sich beschied. Hing diese Einladung, oder besser wohl, diese Vorladung, zusammen mit den Dingen in Judäa? Allein Josef bemühte sich, auf dem Weg zum Palatin jede Angst zu unterdrücken. Gott ließ es nicht zu, daß ihm etwas geschah, bevor er sein großes Werk, die Universalgeschichte, vollendet hatte.

Domitian trug, als Josef zu ihm geführt wurde, den purpurnen Mantel über der Rüstung; gleich nach der Unterredung mit dem Juden wollte er eine Deputation seiner Senatoren und Generäle empfangen. So stand er, an eine Säule gelehnt; der Stab, das Zeichen der Gewalt, lag neben ihm auf einem kleinen Tisch. Der Raum war nicht groß; um so mächtiger wirkte die Gestalt des Kaisers. Josef kannte Domitian genau noch aus der Zeit her, da er ein Niemand war, ein Taugenichts, und da ihn sein Bruder Titus nur als das »Früchtchen« bezeichnet hatte. Gegen seinen Willen aber verschmolz jetzt dem Josef der Mann vor ihm in eines mit den vielen Porträtstatuen, die rings aufgestellt waren; er war nicht mehr das Früchtchen, er war Rom.

Der Kaiser war sehr freundlich. »Kommen Sie näher, mein Josephus!« forderte er ihn auf. »Noch näher! Kommen Sie dicht heran!« Er betrachtete ihn aus seinen großen, kurzsichtigen Augen. »Man hat lange nichts mehr von Ihnen gehört, mein Josephus«, sagte er. »Sie sind ein sehr stiller Mann geworden. Waren Sie die ganze Zeit in Rom? Leben Sie ausschließlich Ihrer Literatur? Und woran arbeiten Sie? Schreiben Sie weiter an der Geschichte dieser Zeit?« Und, immer ehe Josef antworten konnte, jetzt aber mit einem kleinen, bösartigen Lächeln: »Werden Sie beschreiben, welche Wirkungen meine Maßnahmen auf Ihr Judäa haben?«

Der Kaiser, nun er zu Ende gesprochen, hielt den Mund noch ein wenig geöffnet, wie auf den meisten seiner Statuen. Ruhig und nachdenklich schaute ihm Josef ins Gesicht. Er wußte, wie verächtlich der Vater und der Bruder dieses Mannes über ihn gedacht hatten, und Domitian wußte, daß er es wußte. Er hatte, dieser Domitian, das starke, vorspringende Kinn des Vaters. Er war als Jüngling eine stolzere Erscheinung gewesen als Vater und Bruder, aber jetzt hatte er, sah man genauer hin, mit seinen Statuen nur mehr wenig gemein. Wenn man die Attribute der Macht abzog, wenn man sich ihn als entkleidet seiner Macht vorstellte, einfach als nackten Mann, was blieb dann? Wenn nicht Rom, das riesige, gewaltige, hinter ihm stand, was war er dann als ein Mensch in mittleren Jahren mit wulstigem Mund, dünnen Beinen, vorzeitigem Bauch und vorzeitiger Glatze? Er war Wäuchlein. Und dennoch war er auch der Imperator Domitianus Germanicus, und Rüstung und Purpur und Stab gewannen Leben erst durch ihn.

»Ich schreibe an einer ausführlichen Darstellung der Geschichte meines Volkes«, erwiderte mit gleichmütiger Höflichkeit Josef. Wann immer er den Kaiser traf, richtete der an ihn die gleiche Frage und gab er die gleiche Antwort.

»Des jüdischen Volkes?« fragte sanft und ein wenig tückisch Domitian und traf damit den Josef tiefer, als er dachte. Und wieder, ehe Josef antworten konnte, fuhr er fort: »Es könnte sein, daß die letzten Ereignisse Einwirkung haben auch auf Ihr Judäa. Glauben Sie nicht?« — »Der Imperator Domitian hat tieferen Einblick in die Ereignisse als ich«, erwiderte Josef. »In die Ereignisse vielleicht, doch schwerlich in die Menschen«, antwortete der Kaiser, mit dem Stabe spielend. »Ihr seid ein schwieriges Volk, und es gibt kaum einen Römer, der sich rühmen dürfte, euch wirklich zu kennen. Mein Gouverneur Pompejus Longin ist ein guter Mann, kein schlechter Psycholog, und berichtet mir regelmäßig, gewissenhaft und gründlich. Trotzdem — gib es zu, mein Jude — verstehst du mehr als er und weißt besser Bescheid über das, was in Judäa vorgeht.«

Eine kleine Angst flog den Josef an, trotz seiner starken Willensanspannung. »Ja, Judäa ist schwer zu durchschauen«, begnügte er sich vorsichtig zu erwidern.

Jetzt lächelte Domitian tief, lang und böse, so daß der andere dieses Lächeln wahrnehmen sollte. »Warum sind Sie so zurückhaltend zu Ihrem Kaiser, mein Josephus?« fragte er.

»Sie wissen doch offenbar um einige Vorgänge in meiner Provinz Judäa, von denen mein Gouverneur nichts weiß. Sonst hätten Sie schwerlich einen gewissen Brief geschrieben. Muß ich Ihnen sagen, was für einen Brief? Soll ich Ihnen Stellen daraus zitieren?«

»Da Sie den Brief kennen, Majestät«, antwortete Josef, »wissen Sie, daß er nichts enthält als den Rat zur Vorsicht. Leuten, die vielleicht unvorsichtig sein könnten, Vorsicht anzuraten, das, scheint mir, liegt im Interesse des Reichs und des Kaisers.«

»Das mag sein«, sagte träumerisch, immer mit dem Feldherrnstab spielend, der Kaiser, »das mag aber vielleicht auch nicht sein. Du jedenfalls«, und seine vollen Lippen verzogen sich hämisch, »scheinst es für nötig zu halten, daß jetzt wieder einmal einer aufsteht und denen in Judäa einen flavischen Feldherrn als Messias anpreist. Scheint euch Juden das flavische Haus noch immer nicht fest genug zu sitzen?« Des Kaisers großes, dunkelrotes Gesicht war jetzt unverstellt feindselig.

Josef selber hatte sich gerötet. Domitian hielt also jene Begebenheit von damals, da Josef den Vespasian in entscheidender Stunde als Messias begrüßt hatte, für einen abgemachten, ausgemachten Schwindel. Hielt ihn für käuflich, für einen Verräter. Aber er darf jetzt nicht darüber nachdenken, im Augenblick geht es um Dringlicheres. »Wir glaubten im Interesse des Kaisers und des Reichs zu handeln«, erklärte er nochmals, ausweichend, hartnäckig. »Ein wenig doch auch im Interesse eurer Juden, mein Jude, und in euerm eigenen?« fragte Domitian.

»Oder nicht? Sonst hättet ihr euch doch wohl geradewegs an meine Beamten und Generäle gewandt, sie gewarnt, sie informiert. Ihr wißt doch in ähnlichen Fällen die Herren recht schnell zu finden. Aber ich kann mir schon denken, was dahinter steckt. Ihr habt glätten wollen, sänftigen, die Schuldigen vor der Strafe retten.« Er schlug mit dem Stab kleine Schläge auf das Tischchen. »Ihr seid große Zettler und Intriganten, das weiß man.« Die Stimme kippte ihm über. Sein Gesicht war jetzt hochrot. Er bezwang sich und spann weiter, was er vorhin begonnen hatte. »Die Schnelligkeit«, sagte er sanft und bösartig, »mit der du dich damals in das Spiel meines Vaters eingefügt hast, beweist Meisterschaft.«

Es traf den Josef, daß Domitian nochmals auf jene Stunde zurückkam, da er den Vespasian als Messias begrüßt hatte. Er hatte jenes Begebnis eingekapselt, er dachte nicht gerne daran. Wieweit hatte er damals geglaubt? Wieweit hatte er sich befohlen zu glauben? Deutlich sah er sich, wie er damals vor Vespasian gestanden war, ein Gefangener, gefesselt, wahrscheinlich fürs Kreuz bestimmt. Heraufbeschwor er die Wirrungen von damals, wie es in ihm gearbeitet hatte, wie die prophetischen Worte der messianischen Begrüßung aus ihm herausgebrochen waren. Jede Einzelheit sah er wieder, den Vespasian, ihn mit seinen hellen, blauen, forschender Bauernaugen musternd, den Kronprinzen Titus, mitstenographierend, Cänis, des Vespasian Freundin, mißtrauisch, feindselig. Er hatte geglaubt damals. Aber hatte er nicht doch vielleicht Komödie gespielt, um sein Leben zu retten?

Wenn er noch so tief in sich hineingrub, er hätte nicht sagen können, wo in dem, was er damals verkündet, die Wahrheit aufgehört und wo der Traum begonnen hatte. Und ist nicht der Traum die höhere Wahrheit? Da ist diese Geschichte der Minäer von dem Messias, der am Kreuze starb. Er, der Historiker Flavius Josephus, sieht die Fäden, er kann die Legende aufdröseln, er kann aufzeigen, aus welchen Einzelzügen sich die Gestalt dieses Messias der Minäer zusammensetzt. Aber was hat er damit gewonnen? Was bleibt ihm in der Hand als ein bißchen totes Wissen? Und ist nicht schließlich der Messias der Minäer, dieser geträumte, gedichtete Messias, vielleicht die bessere Wahrheit als seine nur tatsächliche, nur historische? So auch wird niemand je mit Sicherheit sagen können, wieweit der Messias, der damals in seinem Innern entstand, dieser Messias Vespasian, der ja später Wirklichkeit wurde, wieweit ihm dieser sein Traum-Messias von Anfang an Wirklichkeit war. Er selber wird es nicht sagen können, und dieser Kaiser Domitian, der da vor ihm sitzt und ihn höhnisch anschaut, schon gar nicht.

»Was hast du eigentlich gegen mich, mein Jude?« fragte jetzt dieser Kaiser Domitian weiter, immer mit hoher, sanfter Stimme. »Meinen Vater und meinen Bruder hast du gut bedient: glaubst du, ich bin ein schlechterer Zahler? Hältst du mich für knauserig? Du wärest der erste. Ich zahle nämlich wirklich gut, Flavius Josephus, notieren Sie sich das für Ihr Geschichtswerk, ich zahle hoch, im Guten und im Schlechten.« Josef war ein wenig erblaßt, aber er schaute dem Kaiser ruhig ins Gesicht. Der ging nah an Josef heran, er ging steif im goldenen Purpur, es war, wie wenn eine prächtige, wandelnde Statue auf Josef zukäme. Dann, freundschaftlich, vertraulich, schlang der golden und purpurne Mann den Arm um Josefs Schulter, und, schmeichlerisch, redete er ihm zu: »Wenn du mir ernstlich dienen wolltest, mein Josephus, dann hättest du jetzt gute Gelegenheit. Geh nach Judäa! Nimm du den Aufstand in die Hand, wie du ihn damals vor zwanzig Jahren in die Hand genommen hast. Rom ist zum Herrschen bestimmt, du weißt es nicht weniger gut als ich. Es hat keinen Sinn, sich gegen die Vorsehung zu stemmen. Hilf dem Schicksal. Hilf uns, daß wir zur rechten Zeit zuschlagen können, wie du uns damals geholfen hast. Hilf dem rechten Augenblick, wie du damals im rechten Augenblick deinen Messias erkannt hast.« Es war ein höllischer Hohn in der Sanftheit dieser Worte.

Josef, aufs tiefste erniedrigt, antwortete, beinahe mechanisch: »Wünschen Sie denn, daß Judäa losschlägt?« — »Ich wünsche es«, erwiderte der Kaiser leise, sehr sachlich, noch immer hatte er den Arm um die Schulter des Josef. »Ich wünsche es auch im Interesse deiner Juden. Du weißt, sie sind Narren, und einmal schlagen sie los, auch wenn die Vernünftigen ihnen noch so dringlich abraten. Es ist besser für alle, wenn sie bald losschlagen. Es ist besser, wenn wir jetzt fünfhundert Führer erledigen statt später fünfhundert Führer und hunderttausend Gefolgsleute dazu. Ich will, daß in Judäa Ruhe sei«, schloß er hart und heftig.

»Kann die Ruhe nicht anders erkauft werden als mit soviel Blut?« fragte leise, peinvoll Josef.

Da aber ließ Domitian von ihm ab. »Ich sehe, du liebst mich nicht«, stellte er fest. »Ich sehe, du willst mir keinen Dienst erweisen. Du willst deine alten Geschichten aufschreiben zur größeren Ehre deines Volkes, aber für meine größere Ehre willst du keinen Finger rühren.« Er saß wieder da, mit dem Feldherrnstab führte er leichte Schläge durch die Luft. »Du bist eigentlich sehr frech, mein Jude, weißt du das? Du glaubst, weil du Ruhm und Schande zu verteilen hast, könntest du dir allerlei herausnehmen. Aber wer sagt dir, daß mir soviel an deiner Nachwelt liegt? Nimm dich in acht, mein Jude! Werde nicht übermütig, weil ich dir so oft Großmut gezeigt habe. Rom ist mächtig und kann sich viel Großmut leisten. Aber bleib dir bewußt, daß wir ein Aug auf dir halten.«

Josef war kein furchtsamer Mann, dennoch zitterten ihm die Glieder, als man ihn jetzt in seiner Sänfte nach Hause trug, und der Gaumen war ihm trocken. Es war nicht nur Erwartung des Bösen, das vielleicht Domitian über ihn beschließen könnte. Es war auch, weil der Kaiser in ihm die Erinnerung aufgestört hatte an jene zweideutige Begrüßung des Vespasian. War, was er damals in schwerer Not um sein Leben verkündet hatte, echt gewesen oder ein abenteuerlich frecher Betrug? Er wußte es nicht, niemals wird er es wissen, und daß sich seine Prophezeiung bewährt hatte, das wollte gar nichts heißen. Es wollte andernteils auch nichts heißen, daß ihn dieser Domitian dreist und schlankweg einen Schwindler nannte. Allein seine Sicherheit war fort, und wenn die Angst, es könnten die Leute des Polizeiministers Norban kommen und ihn holen, bald von ihm wich, so kostete es ihn jetzt, nach dem Gespräch mit dem Kaiser, Wochen und Monate, die Erinnerung an jene erste Begegnung mit Vespasian wieder hinunterzudrücken. Sehr langsam nur beruhigte er sich und kehrte zurück zu seiner Arbeit.

Am Tage nach dem Gespräch mit Josef ließ der Kaiser den Janus-Tempel öffnen zum Zeichen, daß wieder Krieg sei im Reich. Auseinander knarrten die schweren Türflügel, und es erschien das Bild des zweigesichtigen Gottes, des Kriegsgottes, des Zweifelgottes, man kennt den Anfang, aber niemand kennt das Ende.

Die Römer übrigens nahmen vorläufig den dakischen Krieg nicht sehr ernst. Ehrlich begeistert säumten sie die Straße, auf welcher der Kaiser die Stadt verließ, um zu Felde zu ziehen. Er wußte, seine Römer wünschten, daß er repräsentiere, dunkel war in ihm das Bild der Reiterstatue, deren Modell ihm der Bildhauer Basil gezeigt hatte, und er hielt sich gut zu Pferde.

In seinem Innern freute er sich darauf, außer Sichtweite zu sein und die Sänfte zu besteigen.

## ZWEITES KAPITEL

ährend des Krieges war es schwer, genaue Nachrichten vom dakischen Kriegsschauplatz zu erhalten.

W

Mit Beginn des Frühjahrs wurden die Meldungen häufiger, sie lauteten widerspruchsvoll. Zu Anfang April dann traf in Rom eine Depesche ein, in welcher der Kaiser seinem Senat über den bisherigen Verlauf des Feldzugs genauen Bericht erstattete. Er habe, war das Ergebnis dieses Berichtes, zusammen mit seinem Feldherrn Fuscus die dakischen Barbaren endgültig vom römischen Territorium verjagt. Ihr König Diurpan habe um Waffenstillstand gebeten. Bewilligt habe der Kaiser diesen Waffenstillstand nicht, er habe vielmehr, um den frechen Einbruch in römisches Gebiet zu rächen, den Fuscus beauftragt, ins Gebiet der Daker vorzustoßen. An der Spitze von vier Legionen habe demzufolge Fuscus die Donau überschritten und sei ins Land der Daker eingefallen. Der Kaiser selber befinde sich, nachdem der Feldzug so weit gefördert sei, auf dem Rückweg nach Rom.

Noch weniger klar waren während des Winters die Meldungen aus Judäa. Die Behörden erklärten, es habe dort »Wirren« gegeben, aber der Gouverneur Pompejus Longin habe dem Unfug mit seiner so oft erprobten starken Hand ein schnelles Ende bereitet. Die jüdischen Herren, auch Claudius Regin, hatten den Eindruck, man bemühe sich in Cäsarea, der Hauptstadt der Provinz Judäa, die Dinge zu bagatellisieren.

Um so gespannter waren die jüdischen Herren, als der Terrainhändler Johann von Gischala aus Judäa zurückkam. Da saßen sie zusammen wie damals an jenem sorgenvollen Abend im Hause des Josef, und Johann berichtete. Es war in Judäa so gegangen, wie sie befürchtet hatten. Keine Warnung hatte genützt, die »Eiferer des Tages« waren nicht zu halten gewesen. Sie hatten einen großen Teil der Bevölkerung mitgerissen, vor allem auch in Galiläa hatten zahllose die Armbinde angelegt mit dem Kampfruf »Der Tag wird kommen!«. Aber es hatte sich rasch gezeigt, daß der Tag noch keineswegs gekommen war, und nach ein paar Anfangssiegen war ein grauenvoller Rückschlag erfolgt, der Gouverneur hatte den längst gesuchten Vorwand gehabt durchzugreifen, und er hatte seine Legionäre auch auf die ruhig gebliebenen Teile der Bevölkerung losgelassen. »Ja, meine Herren, wir sind aufs Johannisbrot gekommen«, schloß er grimmig, die Worte gebrauchend, die man in Judäa für die Stufe äußersten Verfalls anzuwenden pflegte.

Dann erzählte er Einzelheiten. Erzählte von Metzelei und Plünderung, von niedergebrannten Synagogen, von Tausenden von Gekreuzigten, von Zehntausenden von Leibeigenen.

»Die Aufgabe, meine Herren«, faßte er zusammen, »die wir uns gestellt hatten, war so bitter wie aussichtslos. Sie machen sich keine Vorstellung, wie es einen zerfrißt, wenn man dem andern immerzu Argumente des Verstands unter die Nase halten soll, während man doch diesem andern mit dem Herzen beipflichtet und ihn am liebsten umarmen möchte. Es sind großartige Burschen, die ›Eiferer des Tages‹, oder vielmehr, sie waren großartige Burschen.«

Die wohlhäbigen, wohlgenährten, sorgfältig angezogenen jüdischen Herren im Arbeitszimmer des Josef hörten den Bericht des erregten Mannes und seine bittere Klage. Sie schauten vor sich hin, ihre Augen schauten nach innen und sahen, daß sie das, was sie da hörten, alles schon einmal erlebt hatten. Das Grausigste an dem neuen Zusammenbruch war, daß man in Judäa aus der Zerstampfung des ersten Aufstandes so gar nichts gelernt hatte, daß sich die jüngere Generation mit der gleichen kühnen, liebenswerten, verbrecherischen Torheit in den Untergang gestürzt hatte wie die vor fünfzehn Jahren.

Schließlich gab in seiner behutsamen Art der Möbelhändler Cajus Barzaarone der Furcht Ausdruck, die in ihnen allen war. »In Judäa«, sagte er, »ist es zu Ende. Ich frage mich, was mit uns hier geschehen wird.« Johann zog mit der klobigen Bauernhand an seinem kurzen Knebelbart. »Ich habe mich während der ganzen Reise gewundert«, sagte er, »daß man mich hat heil nach Hause kehren lassen. Man hat mich übrigens«, erklärte er grimmig, »geradezu gezwungen, Geld zu verdienen. Wenn ich kein Aufsehen erregen wollte, mußte ich mich ab und zu mit meinen Geschäften befassen, und die Terrains wurden einem nachgeworfen. Sie hätten dabeisein müssen bei einer der Auktionen, auf denen das enteignete oder sonstwie herrenlos gewordene Land versteigert wurde. Es war grotesk und schauerlich. Wenn ich daran zurückdenke, wenn ich zurückdenke an das, was sich in Judäa ereignet hat, dann scheint es mir einfach unbegreiflich, daß ich unangefochten in meinem Büro sitze und Geschäfte mache.«

»Auch ich«, sagte Cajus Barzaarone, »erwache jeden Tag mit dem Gefühl: das geht so nicht weiter. Heute fallen sie über uns her. Aber es ist Tatsache: wir leben, wir wandeln und handeln wie früher.« — »Dabei weiß man auf dem Palatin«, brütete Josef, »daß ich der Verfasser jenes Manifestes bin, und der Kaiser hat mir auf dunkle und tückische Art gedroht. Warum verhört man mich nicht? Warum verhört man keinen von uns?«

Alle schauten auf Claudius Regin, als ob sie von ihm Auskunft erwarteten. Der Minister zuckte die Achseln. »Der Kaiser«, sagte er, »hat befohlen, seine Rückkehr abzuwarten. Ob das Gutes bedeutet oder Schlechtes, weiß niemand, wahrscheinlich nicht einmal DDD selber.«

Sie starrten vor sich hin. Es hieß warten, einen grauen Morgen und einen grauen Tag und eine graue Woche und einen grauen Monat.

Eine kleine Weile nach dieser Zusammenkunft suchte Johann den Josef auf. Josef wunderte sich über diesen Besuch. Es hatte eine Zeit gegeben, da die beiden Männer einander wüst bekämpft hatten; allmählich dann hatten sich ihre Beziehungen besänftigt, aber freundschaftlich waren sie nie geworden.

»Ich möchte Ihnen einen Rat geben, Doktor Josef«, sagte Johann. »Ich bin interessiert an Terraingeschäften, wie Sie wissen, und ich habe meinen Aufenthalt in Judäa dazu benutzt, die Nase auch ein wenig in Ihre dortige Wirtschaft zu stecken. Der Ertrag Ihrer Besitzungen bei Gazara bleibt weit hinter dem Durchschnitt ähnlicher Güter zurück. Das liegt daran, daß diese Güter in einem rein jüdischen Bezirk liegen und die Juden Ihre Produkte boykottieren, weil sie Ihnen Ihr Verhalten während des großen Krieges nicht verzeihen. Ich sage es, wie es ist, und spreche nur aus, was jeder Interessierte weiß. Ihr armer Verwalter, der übrigens ein fähiger Ökonom ist, findet kein Ende, wenn er einmal angefangen hat, über diese vertrackte Situation zu raunzen und zu lamentieren. Er hat mir vorgerechnet, was alles er aus Ihren Gütern herauswirtschaften könnte, wenn sie in einer vernünftigen Gegend lägen.« — »Das tun sie aber nun einmal nicht«, sagte ablehnend Josef.

»Könnte man dem nicht abhelfen?« erwiderte Johann, und auf seinem braunen, verwegenen Gesicht erschien ein breites, pfiffiges Lächeln, das dieses ganze Gesicht, selbst die gesattelte Nase, fältelte. »Es ist leider, wie ich Ihnen bereits sagte, in Judäa infolge des Aufstands viel Grund und Boden freigeworden. Da ist zum Beispiel das Gut Be’er Simlai. Es liegt in der Nähe von Cäsarea, nicht weit von der samaritanischen Grenze, also in einem Bezirk mit gemischter Bevölkerung. Der Viehbestand ist nicht ganz so gut wie auf Ihren Gütern bei Gazara, aber der Boden ist ausgezeichnet. Das Gut trägt Öl und Wein, Datteln, Weizen, Granaten, Nüsse, Mandeln und Feigen. Sie finden ein solches Objekt nicht leicht ein zweites Mal, selbst in diesen Zeiten nicht, und Ihr Verwalter würde das große Hallel singen, wenn er das Gut Be’er Simlai in die Hand bekäme. Ich habe mir Vorkaufsrecht darauf gesichert. Ich biete Ihnen das Gut Be’er Simlai an, mein Josef. Greifen Sie zu. Vor dem nächsten jüdischen Aufstand finden Sie eine solche Gelegenheit nicht wieder.«

Das war richtig. Josef hatte, als ihm Vespasian und Titus Grundbesitz in Judäa anwiesen, unglücklich gewählt. Er hatte sich wirklich in ein Wespennest gesetzt, und was ihm Johann riet, die Besitzungen bei Gazara abzustoßen und in eine Gegend mit gemischter Bevölkerung zu übersiedeln, war das Gegebene. Warum aber bot Johann dieses Gut Be’er Simlai gerade ihm an? Die Grundstückspekulation in Rom hatte sich jetzt, nach Beendigung der Wirren, mit besonderem Eifer auf Judäa gestürzt, und für Güter in den Bezirken mit gemischter Bevölkerung gab es sicherlich Tausende von Bewerbern. Warum erwies ihm Johann, den er so oft angefeindet, einen solchen Freundschaftsdienst? »Warum bieten Sie gerade mir dieses kostbare Gut an?« fragte er schlankweg, und in seiner Frage war nach wie vor Ablehnung.

Johann schaute ihm mit gespielter Treuherzigkeit in die Augen. »Die Regierung von Cäsarea«, erläuterte er, »macht es Juden, wenn sie sich nicht besonderer Protektion erfreuen, so gut wie unmöglich, Liegenschaften in nicht rein jüdischen Bezirken zu erwerben. Wenn jetzt die dort gelegenen Güter allesamt in die Hände von Heiden fallen, dann werden binnen einem Jahr die Juden aus gewissen Gegenden völlig verschwunden sein. Wer noch ein bißchen Judentum in sich hat, muß sich dagegen auflehnen. Sie, mein Josef, sind römischer Ritter, Sie haben Beziehungen zum Palatin, Ihnen wird die Regierung von Cäsarea schwerlich Hindernisse in den Weg legen. Ich aber schanze das Gut Be’er Simlai lieber Ihnen zu als zum Beispiel dem Hauptmann Sever.«

»Ist das der ganze Grund?« fragte immer mit dem gleichen Mißtrauen Josef. Johann lachte gutmütig. »Nein«, gab er offen zu. »Ich will nicht länger Verstecken mit Ihnen spielen. Ich will ehrlichen Frieden mit Ihnen schließen, und ich will es Ihnen durch einen Freundschaftsdienst beweisen. Sie haben mir manchmal unrecht getan und ich manchmal Ihnen. Aber unsere Haare werden grauer, wir kommen einander näher, und die Zeiten sind so, daß Männer, die soviel Gemeinsames haben, gut daran tun, einander die Hand zu reichen.« Und da Josef schwieg, versuchte er sich ihm weiter zu erklären: »Wir sitzen im gleichen Boot, wir haben die gleichen Erkenntnisse. Meine ganze Sehnsucht ist, nach Judäa zurückzukehren und dort Ölbauer zu sein. Ich könnte es. Aber ich bezwinge mich und bleibe hier in Rom sitzen und verdiene schrecklich viel Geld und weiß nichts damit anzufangen und verzehre mich in der Sehnsucht nach Judäa. Und ich geh nur deshalb nicht hin, weil ich mich dort nicht beherrschen könnte, sondern weiter gegen die Römer wühlen würde, und weil das aussichtslos wäre und ein Verbrechen. Und Ihnen geht es genauso, mein Josef. Sie sehnen sich genauso nach Judäa und nach einem neuen Krieg. Wir wissen beide, daß es dafür zu spät ist oder zu früh. Wir haben beide die gleiche, unglückliche Liebe zu Judäa und zur Vernunft, wir leiden beide an unserer Vernunft. Vieles an Ihnen gefällt mir nicht, und vieles an mir wird Ihnen nicht gefallen, aber ich finde, wir sind uns sehr nahe.«

Der Schriftsteller Josef beschaute nachdenklich das Gesicht des Bauern Johann. Sie hatten einander wütend befehdet. Johann hatte ihn für einen Verräter, er den Johann für einen Narren gehalten. Später dann, nachdem der Krieg längst zu Ende war, hatte der eine den andern als einen Idioten verachtet, weil der die Gründe des Kriegs im Preis des Öls und des Weines sah, der andere den einen für einen Idioten, weil der geglaubt hatte, einzig der Zwiespalt zwischen Jahve und Jupiter sei schuld am Kriege gewesen. Jetzt wußten der törichte Schriftsteller und der kluge Bauer, daß sie beide recht und beide unrecht gehabt hatten und daß schuld am Krieg zwischen den Juden und den Römern sowohl die Preise des Öls und des Weines gewesen waren wie der Zwiespalt zwischen Jahve und Jupiter. »Sie haben recht«, gab Josef zu.

»Natürlich hab ich recht«, sagte hitzig Johann, und rechthaberisch fügte er noch hinzu: »Übrigens wäre es auch diesmal nicht zum Aufstand gekommen, wenn nicht die privilegierten syrischen und römischen Agrarier die Preise der eingesessenen jüdischen Bevölkerung so schmutzig unterboten hätten. Ohne das hätten die ›Eiferer des Tages‹ das Land nicht in den Aufstand treiben können. Wir wollen aber diesen alten Streit nicht aufwärmen«, unterbrach er sich. »Geben Sie mir lieber die Hand und bedanken Sie sich bei mir. Denn es ist wirklich ein Freundschaftsdienst, wenn ich Ihnen das Gut Be’er Simlai anbiete.«

Josef lächelte über die etwas rauhe Art, wie ihm der andere seine Freundschaft anbot. »Sie werden sehen«, fuhr Johann fort, »wie viele Probleme sich von selber lösen, wenn Sie erst einmal Besitzer von Be’er Simlai sind. Natürlich ist es kein Vergnügen, nach Gazara zu gehen und sich dort von den Juden scheel anschauen zu lassen. Aber wenn Sie erst einmal in Be’er Simlai zu Hause sind, dann haben Sie vor sich selber den inneren Vorwand, ab und zu nach Judäa zu reisen. Nur lassen Sie sich ja nicht dazu verführen, in Judäa zu leben! Tun Sie’s nicht, um Gottes willen! Die Verlockung, sich dann in gefährliche Unternehmungen einzulassen, ist zu groß für unsereinen. Aber alle zwei Jahre einmal hinfahren, vor allem, wenn man einen innern Vorwand hat, und sich dort erholen von der Anstrengung, zwei Jahre vernünftig gewesen zu sein, ich sage Ihnen, mein Josef, das ist eine gute Sache.«

Josef faßte die klobige Hand des andern. »Ich danke Ihnen, mein Johann«, sagte er, und es war in seiner Stimme jenes Strahlen, das einstmals dem jungen Josef die Herzen gewonnen hatte. »Sie geben mir zwei Tage Zeit zur Überlegung«, bat er. »Gut«, antwortete Johann. »Ich schicke Ihnen dann meinen redlichen Gorion, daß er die Einzelheiten mit Ihnen bespricht. Und schreiben Sie gleich Ihrem Verwalter Theodor. Gorion wird natürlich versuchen, auch für uns etwas herauszuschlagen; das ist recht und billig. Aber ich werde darauf achten, daß er Ihnen keinen ungebührlichen Preis abverlangt. Und wenn, dann bleibt das Geld schließlich unter uns Juden.«

Josef ging zu Mara. »Hör zu, Mara, mein Weib«, sagte er, »ich muß dir etwas mitteilen.« Und: »Ich werde meinen Besitz in Judäa verkaufen«, sagte er.

Mara wurde tödlich blaß. »Erschrick nicht, Liebe«, bat er.

»Ich werde andern Besitz dafür eintauschen, in der Nähe von Cäsarea.« — »Du gibst unsern Besitz unter den Juden auf«, fragte sie, »und kaufst dich unter den Heiden an?« — »Merk gut auf!« sagte Josef. »Ich habe mich immer gesträubt, nach Judäa zurückzukehren, und die Gründe, die ich dir sagte, waren wahr. Es gab aber noch einen tieferen Grund: ich wollte nicht leben zwischen Lud und Gazara. In Rom leben, in der Fremde leben, ist schlimm. Aber schlimmer ist es, in der Heimat als Fremder leben. Ich hätte es nicht ertragen, bei Gazara zu leben und von den Juden angesehen zu werden als ein Römer.«

»Wir kehren also nach Judäa zurück?« fragte aufleuchtend Mara. »Nicht jetzt und nicht in einem Jahr«, antwortete Josef.

»Aber wenn ich mit meinem Werk fertig bin, dann kehren wir zurück.«

Johann hatte dem Josef ein Buch mitgebracht, das in diesem Winter des Aufstands ein anonymer Autor in Judäa hatte erscheinen lassen. »Sie werden dieses Buch vielleicht ein bißchen primitiv finden, mein Josef«, meinte er, »aber mir gefällt es, vielleicht weil ich selber primitiv bin. Die Leute drüben waren alle ungeheuer begeistert von diesem Heldenroman. Seit Ihrem Makkabäerbuch, Doktor Josef, gab es keinen solchen Erfolg in Judäa.«

Josef las das Buch. Die Fabel war unwahrscheinlich, manchmal geradezu kindisch, und mit Kunst hatte das kleine Werk wenig zu tun. Trotzdem rührte es ihn auf, auch ihn entzündete der Fanatismus dieses Buches Judith. Ach, wie beneidete er den anonymen Dichter. Der hat geschrieben nicht um der Ehre willen, auch kaum um des Werkes willen, er hat einfach seinen heißen Haß gegen die Unterdrücker ausströmen lassen. »Schlagt sie, die Feinde, wo ihr sie trefft«, hat er verkündet. »Macht es wie diese Judith. List, Mut, Tücke, Grausamkeit, jedes Mittel ist recht. Haut ihm den Kopf ab, diesem großmäuligen Heiden: es ist Gottesdienst. Haltet die Gesetze der Doktoren und schlagt auf die Feinde ein. Wer Gott dient, mit dem ist das Recht. Ihr werdet siegen.«

Es muß ein sehr junger Mann gewesen sein, der dieses Buch Judith geschrieben hat, gläubig und naiv muß er gewesen sein, und beneidenswert einfach sein Leben und Sterben. Denn bestimmt ist er umgekommen. Bestimmt ist er nicht zu Hause geblieben, sondern hat mit eingehauen auf die Feinde und ist gestorben, den Glauben auf den Lippen und im Herzen. Wer die Dinge so simpel und zuversichtlich sehen könnte wie dieser. Nichts Höheres gibt es als das Volk Israel. Seine Männer sind tapfer, seine Frauen sind schön, Judith ist das schönste Weib dieser Erde, keinen Augenblick zweifelt sie und ihr Autor, daß der Marschall des Großkönigs den Krieg vergessen muß über ihrem Anblick. Überhaupt hat kein Zweifel je den Autor dieses Buches angefressen. Alles steht ihm felsenfest, er weiß genau, was recht ist, was unrecht. Was ist Frömmigkeit? Man hält die Gesetze der Doktoren. Was ist Heldentum? Man geht hin und schlägt dem Feinde den Kopf ab. Jeder Schritt in jeder Lage ist vorgeschrieben.

Aber welch ein hinreißendes Buch trotzdem. Dieses Weib Judith, wie es zurückkehrt, triumphierend, mit dem abgeschlagenen Kopf und dem Mückennetz, keiner wird es je vergessen. Oh, die begnadete Zuversicht des Dichters. »Wehe den Völkern, die sich erheben wider mein Geschlecht. Der Allmächtige züchtigt sie am Tage des Gerichts, er jagt Feuer und Würmer in ihr Fleisch, daß sie in Schmerzen heulen durch alle Ewigkeit.« Wer dichten dürfte wie dieser! Ihm, Josef, ist es nicht so einfach gemacht. Da ist jene Heldenfrau aus der grauen Urzeit seines Volkes, Jael, die dem schlafenden Feinde den Nagel durch die Schläfe treibt. Diese Jael und der uralte, wilde und großartige Gesang ihrer Dichterin Deborah waren zweifellos die Vorbilder dieser Judith. Auch er, Josef, hat in seinem Geschichtswerk von dieser Jael erzählt. Wie hat er sich abgemüht, nüchtern und vernünftig zu bleiben, wie hat er sich bezähmt und die Begeisterung niedergedrückt. Einmal sich gehenlassen dürfen wie dieser junge Dichter! Wieder und wieder liest er das kleine Buch, es gießt ihm Feuer ins Blut. Der Aufstand ist zusammengebrochen, dieses Buch wird bleiben. Ein paar Tage später traf er den Justus. Auch der hatte das

Buch Judith gelesen. Was für ein primitives Machwerk! Ein Volk, das sich an einem so unsinnigen Märchen begeistert, das verdient seine »Eiferer des Tages«, das verdient seine Römer, das verdient diesen Gouverneur Longin, diesen Domitian. Was für ein wackerer Autor! Wie züchtig ist seine Judith, nicht einmal schlafen muß sie mit dem bösen Holofernes. Der Autor bewahrt sie davor, sie kommt schon vorher ans Ziel. Wie gerecht und Zug um Zug belohnt der Jahve dieses Autors das Gute, straft er das Böse. Stellen Sie sich einmal vor, mein Josef, wie sich ein realer römischer Gouverneur oder auch nur ein realer römischer Feldwebel im Falle des Holofernes verhielte! Da kommt so eine Judith zu ihm, begleitet von der Zofe, die ihr die Speisen nachträgt, natürlich sorgsam bereitet nach den rituellen Vorschriften der Doktoren, damit sie ja nicht im Lager der Feinde etwas Verbotenes essen muß. Sie wird sofort vorgelassen, was denn sonst?, weil sie so schön ist. Es gibt ja für einen Feldmarschall kein Angebot an hübschen Frauen, er muß warten, bis die Jüdin kommt. Und wenn sie da ist, dann vergißt er nicht nur sofort den ganzen Krieg, sondern er betrinkt sich, genau wie es vorgesehen ist, und rührt die ebenso fromme wie schöne Jüdin nicht an. Er legt sich einfach hin und läßt sich von ihr den Kopf abhauen. Woraufhin die gesamten Legionen ohne weiteres davonlaufen. Ach ja, so stellen sich unsere »Eiferer des Tages« die Römer, so stellen sie sich die Welt vor.

So, voll hochmütiger Bitterkeit, voll höhnischer Überlegenheit, sprach Justus über das Buch Judith. Josef konnte nicht leugnen, daß seine Kritik Schwächen des Buches traf. Aber gerade diese Schwächen waren die Stärke des Dichters, das Buch wurde dadurch nicht schlechter, und groß und erhaben blieb dem Josef das Bild der Judith, die den Ihren den Kopf des Holofernes bringt: »Siehe, da ist der Kopf des Holofernes, des Feldherrn der Assyrer, und siehe, da ist das Mückennetz, unter dem er lag in seiner Trunkenheit!«

Es war dem Josef, als müßte er das Buch und den toten Dichter reinwaschen vom Hohne des Justus, und er ging hin und brachte es Mara, seiner Frau.

Mara las. Ihre Augen glühten, ihr Leib straffte sich, sie wurde ganz jung. Vor sich hin sprach sie das Lied der Judith:

»Nicht fiel der Feind, der gewaltige, durch Jünglinge, nicht die Söhne der Riesen schlugen ihn, sondern Judith verdarb ihn, ein einfaches Weib, durch ihres Angesichtes Schönheit.« Ach, wie leid war es Mara, daß man in Rom war und nicht in Judäa. Sie vereinfachte das Buch und erzählte den Kindern die Geschichte von Judith. Die Kinder spielten. Jalta war Judith, und Matthias war Holofernes, und Jalta holte einen Kohlkopf aus dem Korb und krähte triumphierend: »Siehe da, das Haupt des Holofernes, Feldherrn der Assyrer!«

Josef sah es, und er wußte nicht, ob er nicht falsch daran getan hatte, selber das frevelhafte Feuer zu schüren, wenn auch auf unschuldige Art. Dann aber lächelte er, und Maras Begeisterung wärmte ihm das Herz.

Die Juden der Stadt Rom aber lebten graue Tage und graue Wochen. Denn der Kaiser reiste langsam, der Kaiser gab auch weiter keine Weisungen, der Kaiser ließ sie warten.

Neue Sondermaßnahmen gegen die Juden der Stadt Rom wurden vorläufig nicht getroffen. Nur wurden die bisher erlassenen Judengesetze mit größter Strenge gehandhabt. Die Kopfsteuer zum Beispiel, welche die Juden als Sonderabgabe zu entrichten hatten, wurde mit schikanöser Pedanterie eingezogen. Persönlich mußte sich jeder Jude zum Quästor begeben und jene zwei Drachmen erlegen, die er ehemals für den Tempel von Jerusalem gezinst und die jetzt die Regierung höhnischerweise für die Erhaltung des Tempels des Capitolinischen Jupiter bestimmt hatte.

Im übrigen aber blieb der Handel und Wandel der Juden, die Ausübung ihrer Bräuche und ihres Gottesdienstes unbehelligt. Aus der Provinz hörte man, daß da und dort die Bevölkerung versucht hatte., die judenfeindliche Stimmung zu Pogromen auszunutzen. Aber die Behörden hatten sogleich eingegriffen. Dann endlich traf der Kaiser in Rom ein. Es war ein heller, nicht zu heißer Junitag, und mit den Soldaten der Garde, die ihren freigebigen Feldherrn liebten, begrüßten jetzt Senat und Volk den heimkehrenden Herrscher, der in diesem Feldzug von seinen Truppen zum vierzehntenmal als Imperator gefeiert worden war. Es wurde ein schöner, festlicher Frühsommer für Rom. Jubel, strahlendes Licht war überall, die große Stadt, die oft ein so böses, verbissenes, düsteres Aussehen zeigte, war jetzt hell, gutmütig, lustig.

Doch über den Juden lag es wie eine Wolke. Seit Jahrzehnten jetzt könnten sie, wenngleich die Zerstörung des Tempels auf ihnen lastete, in einer gewissen Sicherheit leben, wären nicht diese unseligen »Eiferer des Tages«, die mit ihrem törichten Fanatismus die gesamte Judenheit immer von neuem ins Unglück stürzten. Die »Eiferer« selber haben furchtbar büßen müssen. Aber was wird aus ihnen, aus den schuldlosen Juden der Stadt Rom?

Nichts geschah den Juden in Rom, alles blieb ruhig. »Der Kaiser spricht niemals ein Wort von euch, weder für euch noch gegen euch«, berichtete Claudius Regin seinen jüdischen Freunden. »Der Kaiser spricht niemals ein Wort gegen euch«, versicherte ihnen auch Junius Marull. Aber: »Ich rieche, ich spüre es«, erklärte Johann von Gischala, »es bereitet sich was vor. Es bereitet sich etwas vor in der Seele des Domitian. Gewiß, mein Regin, und gewiß, mein Marull, Domitian spricht nicht von den Juden; vielleicht weiß er es selber noch nicht einmal, daß sich in seiner Seele etwas vorbereitet. Ich aber, Johann Ben Levi, Bauer aus Gischala, der es wittert, wenn in einem Jahr der Winter früher kommt als sonst, ich weiß es.«

Das gleiche Schiff aus Judäa hatte Dorion und hatte Phineas Briefe des Paulus gebracht. Wortreich, mit naiver Freude erzählte der junge Offizier, wie sich Gouverneur Longin nicht genug darin tun könne, das Land zu säubern. Angeregt berichtete er von den vielen kleinen Strafexpeditionen gegen die letzten zersprengten Haufen der »Eiferer des Tages«.

Phineas und Dorion tauschten ihre Briefe aus. Beide billigten es von Herzen, daß man die Frechheit der Juden züchtigte, doch beide bekümmerte es, daß der feine, schlanke, elegante Paulus, ihr Paulus, mit so sichtlichem Vergnügen über die unvermeidlichen Greuel berichtete, daß er sich dem Soldatenleben so schnell anpaßte. »Er sieht auf die Juden nicht wie auf Menschen«, klagte Dorion, »sondern wie auf schädliche Tiere, die gerade gut genug sind zu Zielen jagdsportlicher Unternehmungen. ›Amüsant‹ findet er das Leben in Judäa, haben Sie es bemerkt, mein Phineas? Er gebraucht sogar das griechische Wort.«

»So war mein Unterricht wenigstens zu etwas nütze«, sagte grimmig Phineas. »Nein, erfreulich sind die Briefe nicht.« Er ließ den großen, krankhaft blassen Kopf vornübersinken, als wäre er zu schwer für den mageren Körper; unglücklich saß er da, die dünnen, übermäßig langen Hände schlaff niederhängend.

»Auf die Dauer hätten wir ihn doch nicht halten können«, sagte Dorion, bemüht, gleichmütig zu sprechen. »Er wäre uns immer entglitten. Bei alledem ist es noch besser, er wird endgültig ein Römer als ein Jude. Und es ist ein Trost, daß er, Josephus, noch mehr darunter zu leiden hat als wir.« Ihre schleppende Stimme klang hart, nun sie von ihrem gehaßten, geliebten Manne sprach. »Sein Judäa ist endgültig untergegangen, und sein Sohn hat mitgeholfen, es zu zertreten.« Sie belebte sich, sie triumphierte.

Phineas sah hoch. »Ist Judäa untergegangen?« fragte er.

»Glauben Sie, meine Dorion, es war dem Josephus eine Überraschung, daß die ›Eiferer des Tages‹ so schnell besiegt wurden? Glauben Sie, Judäa und die ›Eiferer des Tages‹ sind ihm ein und dasselbe?«

»Dieser Brief des Paulus«, sagte Dorion, »kränkt mir das Herz, ich gestehe es. Lassen Sie mir diesen einen Trost, daß Josephus noch härter getroffen ist. Was in Judäa geschah, das muß ihn härter treffen als uns diese Briefe des Paulus.« Ihre meerfarbenen Augen sahen beinahe ängstlich zu Phineas auf. Aber: »Sie sind zu klug, Herrin Dorion«, erwiderte mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme Phineas, »sich mit einer Illusion zu trösten. Sie wissen ganz genau, daß das Judäa des Josephus nichts zu tun hat mit der realen Provinz Judäa. Wie jetzt unser Paulus und seine Kameraden in diesem realen Judäa hausen, das ritzt dem Josephus kaum die Haut. Glauben Sie mir’s, sein Judäa ist etwas Abstraktes, mit Feuer und Schwert nicht Erreichbares. Er ist ein Wahnsinniger, wie alle Juden Wahnsinnige sind. Erst gestern wieder habe ich den Hauptmann Baebius gesprochen, der seinerzeit die Schlacht bei Sebaste mitgemacht hatte. Er hat es mir bestätigt, wie viele andere vor ihm, er hat es mit eigenen Augen mitangesehen, wie die Juden während dieser Schlacht ihre Waffen weggeworfen haben. Es klingt unglaubhaft, und die Augenzeugen selber haben es lange nicht glauben wollen. Denn die Schlacht stand für die Juden nicht schlecht, im Gegenteil, sie waren im Vorteil, sie waren unmittelbar vor dem Sieg. Sie haben ihre Waffen weggeworfen einfach deshalb, weil ihre Doktoren ihnen verboten hatten, an ihrem Sabbat zu kämpfen, und weil dieser Sabbat begann. Einfach umbringen haben sie sich lassen. Sie sind verrückt, diese Menschen. Wie wollen Sie, daß das, was jetzt in Judäa geschieht, sie trifft? Und ihr Wortführer und Schriftsteller ist Flavius Josephus.«

»Wovon Sie sprechen, Phineas«, sagte Dorion, »diese Schlacht von Sebaste, das war einmal. Josephus selber hat’s mir erzählt, er war blaß vor Zorn bei der bloßen Erinnerung. Und es ist kein zweites Mal geschehen, es ist Historie, es ist abgelebt.« — »Vielleicht«, gab Phineas zu, »kämpfen sie jetzt wirklich an ihrem Sabbat. Aber ihr Wahnsinn ist geblieben, er äußert sich nur auf andere Art. Schauen Sie sich die Juden hier in Rom an. Viele sind heraufgeklettert, sie sind reich, sie sind geadelt, es gibt zehntausend Ehrgeizige unter ihnen, solche, die nach gesellschaftlicher Anerkennung dürsten. Sie kommen nicht weiter, sie kommen nicht herauf, weil sie Juden sind und, bei aller Toleranz des Gesetzes, gesellschaftlich diffamiert. Warum, beim Zeus, gehen diese reichen Juden nicht hin und schwören ihr Judentum ab? Sie brauchten doch nur dem Standbild eines flavischen Kaisers zu opfern oder sonst einem Gott, und sie wären frei von diesem bösesten Hindernis. Wissen Sie, wie viele von den achtzigtausend Juden hier in Rom es so gemacht haben? Ich bin neugierig, ich habe mich nach der genauen Zahl erkundigt. Wissen Sie, meine Dorion, wie viele ihr Judentum abgeschworen haben? Siebzehn. Von achtzigtausend siebzehn.« Er stand auf; lang und dünn in seinem hellblauen Kleid stand er da, den großen, tiefblassen Kopf gereckt, und bedeutend hob er die lange, dünne Hand. »Glauben Sie, Herrin Dorion, daß man Leute solcher Art wanken macht, wenn man ein paar tausend von ihnen totschlägt? Glauben Sie, daß man das Herz und die Lebenskraft unseres Josephus trifft, wenn man Paulus und seine Legion auf die ›Eiferer des Tages‹ losläßt?«

»Unseres Josephus, haben Sie gesagt«, griff Dorion das Wort auf, »und damit haben Sie recht. Er ist unser Josephus. Uns verbunden durch den Haß, mit dem wir ihn hassen. Das Leben wäre ärmer, wenn wir diesen unsern Haß nicht hätten.« Sie rief sich zurück. »Aber warum sagen Sie mir das alles?« fuhr sie fort. »Warum sprechen Sie es so klar und hoffnungslos aus, daß wir mit all unsern Mitteln nicht an ihn herankönnen?«

Phineas reckte den dünnen Körper noch höher, er hob sich in seinen silbernen Schuhen und ließ sich wieder sinken, und in seiner Stimme war ein kaum unterdrückter, haßvoller Jubel.

»Ich habe jetzt das rechte Mittel gefunden«, sagte er, »das einzige.« — »Ein Mittel, den Josephus und seine Juden unterzukriegen?« fragte Dorion; ihr schmaler, zarter Leib reckte sich dem Phineas entgegen, ihre hohe, dünne Stimme war schrill vor Erregung. »Und welches ist es, dieses Mittel?« fragte sie. Phineas kostete ihre Spannung aus. Dann, mit kunstvoller Trockenheit, verkündete er: »Man müßte ihren Gott ausrotten. Man müßte Jahve ausrotten.«

Dorion dachte scharf nach. Dann, enttäuscht, sagte sie: »Das sind Worte.« Phineas, als hätte er diesen Einwand nicht gehört, erklärte weiter: »Und es gibt einen sichern Weg, das zu erreichen. Bitte, hören Sie zu, Herrin Dorion. Die Römer haben den Staat der Juden zerschlagen, ihr Heer, ihre Polizei, ihren Tempel, ihre Gerichtsbarkeit, ihre Souveränität: aber die Religion der Unterworfenen, ihr ›kulturelles Leben‹, haben sie in ihrer hochmütigen Toleranz nicht angetastet. Insbesondere haben sie den Juden eine kleine Universität belassen, Jabne heißt das Nest, und diese Universität auf Bitten der Juden mit ein paar harmlosen Privilegien ausgestattet. Das Kollegium von Jabne ist oberste Autorität in religiösen Fragen und darf so eine Art Schattenjustiz ausüben. Nun hören Sie zu, meine Dorion. Wenn unsere römischen Herren wirklich die Staatsmänner wären, die zu sein sie sich einbilden, dann hätten sie von Anfang an durchschaut, was es mit diesem Kollegium von Jabne auf sich hat, dann hätten sie diese kleine, harmlose Universität mit ihren Stiefeln zertreten. Denn gäbe es dieses Jabne nicht, dann gäbe es auch keinen Jahve mehr, dann gäbe es keine rebellischen Juden mehr, dann wäre es aus mit unserm Josephus, mit seinem Judentum, mit seinen Büchern und mit seinem unerträglichen Stolz.«

Nachdenklich, spöttisch, doch mit einem Spott, der sich gerne eines Bessern belehren lassen wollte, entgegnete Dorion:

»Sie tun, mein Phineas, als wären Sie in den Seelen der Juden so zu Hause wie in den Straßen Roms. Wollen Sie mir nicht ein bißchen deutlicher erklären, wieso gerade Ihr Jabne solche Bedeutung haben soll?« — »Das will ich gerne«, begann Phineas sie mit sieghafter Gelassenheit zu belehren. »Ich hätte nie gewagt, Ihnen mit solcher Sicherheit von meiner Methode zu sprechen, den Josephus und seine Juden unterzukriegen, wenn ich mich nicht vorher vergewissert hätte, was für eine Bewandtnis es mit diesem Jabne hat. Ich habe kompetente Leute darüber befragt, Beamte und Offiziere, die in der Administration und in der Besatzungstruppe von Judäa beschäftigt waren, vor allem auch den Gouverneur Salviden, und ich habe die Aussagen aller dieser Leute genau verglichen. Es ist so: diese lächerliche Universität besitzt keinerlei Machtbefugnis und strebt sie auch nicht an. Sie ist wirklich nichts als eine kleine, lächerliche Schule für Theologen. Aber es gibt keinen Juden in der ganzen Provinz, der nicht für diese Universität einen gewissen Beitrag zahlte, einen genau festgesetzten, nach seinem Vermögen, es gibt keinen, der sich ihren Entscheidungen nicht fügte. Wohlgemerkt, das tun sie freiwillig. Sie räumen dem Staat Autorität ein, gezwungen, aber sie räumen ihrem Jabne mehr Autorität ein, freiwillig. Sie bringen ihre Streitigkeiten, nicht nur die religiösen, auch die zivilen, nicht vor die Gerichte des Kaisers, sondern vor die Doktoren von Jabne, und sie fügen sich ihrem Urteilsspruch. Es ist vorgekommen, daß die Doktoren Angeklagte zum Tod verurteilt haben; viele solche Fälle sind mir glaubwürdig bezeugt. Natürlich hatten diese Urteile keine Rechtskraft, sie waren akademisch, es waren Gutachten theoretischer Natur, ohne jede Verbindlichkeit. Aber wissen Sie, was die zum Tod verurteilten Juden getan haben? Sie starben. Sie starben wirklich. Gouverneur Salviden hat’s mir erzählt, Naevius, der Großrichter, hat es mir bestätigt, auch Hauptmann Opiter. Wie diese Juden starben, ob sie sich umgebracht haben oder ob sie umgebracht wurden, das konnte ich nicht ermitteln. Aber soviel ist gewiß, sie hätten sich nur unter römischen Schutz zu stellen brauchen, und sie hätten fröhlich, ja höchst demonstrativ weiterleben können. Sie haben es aber vorgezogen zu sterben.«

Dorion schwieg. Starr saß sie da, reglos, braun und dünn, wie eines jener frühen, harten, eckigen, ägyptischen Porträts.

»Ich sage Ihnen, meine Dorion«, nahm Phineas seine Rede wieder auf, »diese Universität Jabne ist die Festung der Juden, eine sehr starke Festung, stärker, als es Jerusalem und der Tempel war, wahrscheinlich die stärkste Festung der Welt, und ihre unsichtbaren Mauern sind schwerer zu nehmen als das kunstvollste Tor unseres Festungsbaumeisters Frontin. Die römischen Herren wissen es nicht, Gouverneur Longin weiß es nicht, der Kaiser weiß es nicht. Aber ich, Phineas, ich weiß es, weil ich nämlich den Josephus und seine Juden hasse. Diese winzige, läppische Universität Jabne mit ihren einundsiebzig Doktoren ist das Zentrum der Provinz Judäa. Von hier aus werden die Juden regiert, nicht vom Gouvernementspalais in Cäsarea aus. Und wenn man unsern Paulus noch dreimal auf die Juden losläßt und wenn man hunderttausend von den ›Eiferern des Tages‹ erschlägt, das nützt gar nichts. Judäa lebt weiter, es lebt in der Universität Jabne.«

Dorion hatte gespannt zugehört. Ihr Mund, der frech, ein wenig breit aus dem zarten, hochfahrenden Gesicht vorsprang, stand beinahe töricht halb offen und ließ die kleinen Zähne sehen, ihre Augen hingen an den Lippen des Phineas: »Sie sind also überzeugt«, faßte sie zusammen, langsam, jedes Wort bedenkend, »das Zentrum des jüdischen Widerstands, die Seele des Judentums sozusagen, ist die Universität Jabne.« Die Dame Dorion war gebrechlich von Aussehen; nun sie aber dies erwog, sah ihr langer, gelbbrauner Kopf mit der schrägen, hohen Stirn, den betonten Jochbogen, der stumpfen, ein wenig breiten Nase und dem leicht geöffneten Mund hart aus, streitbar, ja gefährlich. »Und treffen und unschädlich machen«, resümierte sie weiter, »kann man das Judentum und den Josephus erst, wenn die Universität Jabne zerstört ist.« Phineas aber mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme bestätigte, und er bemühte sich, seine frohe und haßvolle Erregung hinter einem trockenen, gleichmütigen Ton zu verbergen:

»Zerstört, vertilgt, vernichtet, zertreten, zerstampft, dem Erdboden gleichgemacht.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Dorion.

Mit einemmal wurde die Universität Jabne, von der bisher in Rom wenige auch nur den Namen gekannt hatten, ein beliebter Gesprächsstoff, und heftig stritt man hin und her, ob wirklich die Unbotmäßigkeit der Provinz Judäa ihr Zentrum in Jabne habe.

Dunkel lief das Geraun von dem unausdenkbaren Übel, das da heranzog, durch die ganze Judenheit. Was da Rom zu planen schien, das war schlimmer als das, was die Ängstlichsten unter ihnen sich ausgedacht hatten, es war unter allen vorstellbaren Schrecknissen das schrecklichste. Bisher hatten die Feinde die Leiber der Juden angegriffen, ihre Erde, ihr Hab und Gut, ihren Staat. Sie hatten das Reich Israel zerstört, sie hatten das Reich Juda zerstört und den Tempel Salomos, Vespasian hatte das zweite Reich zerstört und Titus den Tempel der Makkabäer und des Herodes. Was dieser dritte Flavier plante, das ging tiefer, das ging gegen die Seele der Judenheit, gegen das Buch, gegen die Lehre. Denn die Doktoren waren die Träger und Hüter der Lehre. Nur das Kollegium von Jabne verhütete, daß sie sich verflüchtigte, daß sie zurückverschwand in den Himmel, aus dem sie gekommen war. Die Lehre, das war der innere Zusammenhalt, und mit dem Kollegium von Jabne war diese Lehre, war das Herz und der Sinn der Judenheit bedroht.

Immer aber bis jetzt hatten sich große und kluge Männer gefunden, welche die Lehre gerettet hatten. Und so richteten sich auch jetzt aller Augen auf den Mann, der dem Kollegium und der Universität von Jabne vorstand, auf Gamaliel, auf den Großdoktor.

Der Großdoktor war der Gesandte Jahves auf Erden, das Haupt der Juden nicht nur der Provinz Judäa, sondern der ganzen Welt. Seine Aufgabe war schwer und vielfältig. Er hatte sein Volk und die Lehre vor den Römern zu vertreten, er hatte die auseinanderstrebenden Meinungen seiner Doktoren in eines zu zwingen, er hatte, ohne äußere Machtmittel, die Autorität des jüdischen Gesetzes den Massen gegenüber zu wahren. Seine Stellung erforderte Energie, Takt, rasche Entschlüsse.

Gamaliel, zum Herrschen geboren und erzogen, hatte seine ererbte Würde, die des ungekrönten Königs von Israel, in sehr jungen Jahren übernommen; er zählte jetzt knapp vierzig. Er hatte sich bewährt im Kampf gegen die Gouverneure Silva, Salviden, Longin. Er hatte die Lehre durchgesteuert zwischen jenen, die sie aufgehen lassen wollten in der Weisheit der Griechen, und jenen, die sie einmünden lassen wollten in einen weltbürgerlichen Messianismus. Mit klugen, scharfen Schnitten hatte er das Gesetz abgetrennt von der Ideologie der Hellenisten einerseits, der Minäer anderseits. Er hatte das Ziel erreicht, das dem alten Jochanan Ben Sakkai, dem Begründer des Kollegiums von Jabne, vorgeschwebt: er hatte die Einheit der Juden gesichert durch ein Zeremonialgesetz, an dem er nicht deuteln und rütteln ließ. Er hatte die Autorität des verlorengegangenen Staates durch die Autorität von Brauch und Lehre ersetzt. Großdoktor Gamaliel wurde von vielen gehaßt, von einigen geliebt, von allen geachtet.

Er erkannte sogleich, daß die Entscheidung über das Schicksal Jabnes und damit des Judentums nicht von dem Gouverneur in Cäsarea gefällt werden würde, sondern in Rom, vom Kaiser selber. Seit Jahren hatte sich Gamaliel mit dem Plan getragen, nach Rom zu reisen und die Sache seines Volkes vor dem Angesicht des Kaisers zu vertreten. Allein das Zeremonialgesetz verbot, am Sabbat zu reisen, und er, der Hüter des Zeremonialgesetzes, konnte somit nicht wohl eine Reise antreten, die ihn gezwungen hätte, auch am Sabbat auf See zu sein. Er dachte daran, seinem Kollegium die Frage vorzulegen, ob es nicht auch in diesem Fall, da Gefahr für die Lehre und für die gesamte Judenheit bestand, erlaubt sei, die Sabbatgesetze zu übertreten, wie in der Schlacht. Allein die Doktoren hätten darüber nach der üblichen Weise Jahre hindurch debattiert. Der Großdoktor, da es not tat, scheute nicht das Gemurre, ging despotisch vor, bestimmte einige seiner Herren, ihn zu begleiten, und zu siebent, das war eine heilige Ziffer, schifften sie sich nach Rom ein.

Großartig kam er in Rom an. Johann von Gischala hatte ein Palais für ihn ausfindig gemacht. Hier hatten einstmals der jüdische Titularkönig Agrippa und die Prinzessin Berenike die Huldigungen des römischen Adels entgegengenommen. Hier jetzt hielt der Großdoktor hof.

Von diesem Haus in Rom aus wurde jetzt die Judenheit des Erdkreises regiert. Gamaliel machte von sich und seinen Geschäften kein Wesen. Er gab keine prunkvollen Feste, er trat freundlich auf, ohne Anmaßung. Trotzdem wirkte er überlegen, ja königlich, und nun er in Rom war, wurde plötzlich offenbar, daß die Judenheit, obwohl politisch entmachtet, noch ein Faktor in der Welt war. Minister, Senatoren, Künstler und Schriftsteller drängten sich an Gamaliel heran.

Domitian selber aber ließ nichts von sich hören. Der Großdoktor hatte sich, wie es der Brauch war, auf dem Palatin gemeldet, und er hatte Hofmarschall Crispin ersucht, dem Kaiser die Ergebenheit der Juden aussprechen zu dürfen und ihre tiefe Zerknirschung über die Tollheit jener, die sich gegen sein Regiment aufzulehnen gewagt hätten. »So, will er das?« fragte der Kaiser und lächelte. Bescheid aber gab er nicht, er sprach auch nicht weiter über den Großdoktor, und weder vor seinen vertrauten Räten noch vor Lucia oder Julia oder sonst einem ließ er ein Wort über Gamaliel oder über das Kollegium von Jabne verlauten.

Um so mehr beschäftigte die Anwesenheit des Großdoktors den Prinzen Flavius Clemens und dessen Frau Domitilla.

Unter den Minäern der Stadt Rom nämlich, die sich jetzt übrigens immer häufiger nicht mehr Minäer, sondern Christen nannten, hatte Gamaliels Ankunft große Erregung hervorgerufen. Wo immer dieser Mann erscheine, setzte Jakob aus Sekanja, ihr Führer, seinem Gönner, dem Prinzen, auseinander, wo immer dieser Gamaliel erscheine, bringe er den Christen und ihrer Lehre Gefahr. Auf tückische Art, indem er sie habe zwingen wollen, sich selber im Gebet zu verfluchen, habe er sie, die gerne Juden geblieben wären, aus der Gemeinschaft der andern ausgetrieben und das Judentum gespalten in eine neue Lehre und in eine alte.

Prinz Clemens hörte aufmerksam zu. Er war zwei Jahre älter als der Kaiser, doch er wirkte jünger; es fehlte ihm das starke Kinn der Flavier, und das freundliche Gesicht mit den blaßblauen Augen und dem aschblonden Haar zeigte knabenhaft helle Farben. Domitian machte sich gern über ihn lustig und bezeichnete ihn als träg von Geist. Clemens indes war nur langsam von Auffassung. Auch heute wieder wollte er erklärt haben, was denn nun eigentlich den Unterschied ausmache zwischen der alten jüdischen Lehre und derjenigen der Christen, und wiewohl er das nun zum drittenoder viertenmal fragte, erläuterte es ihm Jakob aus Sekanja mit Geduld.

»Gamaliel wird behaupten«, sagte er, »wir seien keine Juden, weil wir glaubten, der Messias sei bereits erschienen, und solcher Glaube sei ›Leugnung des Prinzips‹. Aber dies ist nicht sein Hauptgrund. Sein tiefster Grund ist, daß er die Lehre eng haben will, kahl und arm, auf daß sie übersichtlich sei. Seine Gläubigen sollen eine einzige große Herde sein, die er bequem übersehen kann. Darum hat er die Lehre in einen Pferch eingesperrt, in sein Zeremonialgesetz.« Es war dem schlichten, glattrasierten Mann, den man gemeinhin für einen Bankier oder für einen Rechtsberater hätte nehmen mögen, nicht anzusehen, daß ihn fast ausschließlich derartige Fragen beschäftigten.

»Nicht als ob wir dieses Zeremonialgesetz ablehnten«, fuhr er fort. »Wogegen wir eifern, das ist nur der Anspruch des Großdoktors, sein Zeremonialgesetz enthalte die ganze Wahrheit. Denn es ist nur eine halbe Wahrheit, und die halbe Wahrheit, die vorgibt, die ganze zu sein, ist schlimmer als die schlimmste Lüge. Jedem echten Diener Jahves ist es vornehmste Pflicht, den Geist Jahves unter allen Völkern zu verkünden, nicht nur unter den Juden. Das aber verschweigt Gamaliel; er verschweigt es nicht nur, er ficht diesen Satz an. Als vor ein paar Jahren Ihr Vetter Titus durch das Gesetz des Antist die Beschneidung von Nichtjuden verbot, standen wir vor der Frage: sollen wir auf dieses äußere Zeichen des Judentums, auf die Beschneidung, verzichten oder auf seine weltbürgerliche Sendung, auf die Verbreitung der Lehre? Der Großdoktor hat sich für die Beschneidung entschieden, für sein Zeremonialgesetz, für den Nationalismus. Wir aber, wir Christen, verzichten lieber auf die Beschneidung und wollen, daß die ganze Welt Jahves teilhaftig werde. Der Großdoktor weiß, daß im Grunde wir die bessern Juden sind; denn Gott hat ihm scharfen Verstand eingehaucht und Erkenntnis. Da er sich für das Böse entschieden hat, haßt er uns und hetzt euch Römer gegen uns auf. Unsere Proselytenmacherei, erklärt er, sei allein schuld an den ewigen Zwistigkeiten zwischen Rom und den Juden.«

»Aber«, wandte bedachtsam Prinz Clemens ein, »ihr ereifert euch doch wirklich an allen Straßenecken, um den Glauben zu verkünden.« — »Wir tun es«, gab Jakob zu. »Da der Großdoktor aus geistiger Habsucht Jahve für sich und seine Juden allein haben will, so obliegt es uns, diejenigen, die nach der Wahrheit verlangen, nicht verschmachten zu lassen. Sollte ich etwa Ihnen, Prinz Clemens, sagen: Nein, Sie können Jahves nicht teilhaftig werden, für Sie ist der Messias nicht gestorben? Sollte ich Ihnen die Wahrheit verbergen, bloß weil ein Gesetz des Kaisers Ihnen die Beschneidung verbietet?«

Jakob von Sekanja sprach gut, die Überzeugung gab seinen Worten, so ruhig sie vorgebracht wurden, Feuer, und die blaugrauen, etwas trockenen und dennoch fanatischen Augen der Prinzessin Domitilla hingen an seinem Mund. Aber sie war eine Flavierin und mißtrauisch. »Warum«, fragte sie, »wenn ihr den wahren Jahve habt, hängen die Juden dem Großdoktor an und nicht euch?« — »Es kommen auch«, erklärte Jakob, »unter den Juden immer mehr zur Einsicht. Sie merken, daß die Doktoren Jahve und den Staat auf unerlaubte Art unlöslich miteinander verquicken wollen. Daß Jahve aber den Staat zerschlagen hat, daß er auch diesen letzten Aufstand hat niederbrechen lassen, das ist ein Beweis, daß er diesen Staat nicht will, und es gibt auch unter den Juden immer mehr, die sich diesem Beweis nicht verschließen. Immer mehr unter den Juden stoßen zu uns. Sie wollen nicht mehr den Staat, sie wollen nur mehr Gott. Und sie lehnen ab jene verzwickte Heuchelei der Doktoren, die sich bestreben, den Staat im Zeremonialgesetz neu auferstehen zu lassen. Denn dieses Zeremonialgesetz ist nichts als eine kunstvolle Tarnung, und dahinter steckt der alte Priesterstaat.«

Wohl ließ sich Dominik ergreifen von der Überzeugtheit, mit welcher Jakob sprach, aber sie beeilte sich, aus der Welt der Abstrakta ins Naheliegende, ins Rom von heute zurückzukehren. Sie tat also die schmalen Lippen auf und stellte sachlich fest: »Ihr seht also in diesem Großdoktor euern gefährlichsten Gegner?« — »Ja«, erwiderte Jakob. »Was zwischen uns ist, das ist die Feindschaft der Wahrheit und der Lüge. Wir haben den Jahve der Propheten, den Jahve, welcher der Gott der ganzen Welt ist. Er hat den Jahve der Richter und der Könige, der Schlachten und der Eroberungen, die Reste des Baal, der immer in Judäa war. Gamaliel ist ein gescheiter Mann und hat seinen Baal gut versteckt. Aber er dient seinem Baal, und er haßt uns, wie immer die Baalsdiener die wahren Diener Jahves verfolgt haben.«

»Und Sie glauben«, blieb Domitilla pedantisch beim Konkreten, »dieser Großdoktor wird auch seinen Aufenthalt hier in Rom dazu benutzen, euch zu schädigen?« — »Gewiß wird er das«, antwortete Jakob. »Er wird seine Universität Jabne und sein Zeremonialgesetz retten wollen, indem er uns verdächtigt.

Er wird bestrebt sein, die Abneigung des Kaisers auf uns abzulenken. Mit solchen Mitteln hat er von jeher gearbeitet. Er und seine Juden sind harmlose Lämmer: die Aufrührer, das sind wir. Wir sind die Proselytenmacher, wir wollen die Römer abziehen von Jupiter zu Jahve. In Cäsarea, beim Gouverneur, ist er mit solchen Argumenten häufig durchgedrungen: warum sollte er es nicht beim Kaiser selber versuchen?«

»Ich kenne ihn«, sagte Domitilla, »ich kenne Jenen.« Auch jetzt nannte sie ihren Onkel, den Kaiser, »Jenen«. »Ich kenne Jenen«, sagte also die dünne, blonde, trocken fanatische junge Frau. »Bestimmt will er Jupiter schirmen, seinen Jupiter, den Jupiter, wie er ihn versteht. Bestimmt also sinnt er Jahve Böses. Er zögert immer lange, ehe er zuschlägt, und wahrscheinlich macht er keinen Unterschied zwischen euch und den Juden, wahrscheinlich ist es ihm gleichgültig, ob er den Großdoktor trifft und sein Jabne oder euch. Er hat die Hand gehoben, er wird sie fallen lassen. Es kommt darauf an, auf wen seine Aufmerksamkeit gelenkt wird.«

Clemens hatte seiner Frau beflissen zugehört, ein gewissenhafter, doch langsamer Schüler. »Wenn ich dich recht verstehe«, überlegte er, »dann sollten wir also, wenn wir unsern Jakob und seine Lehre retten wollen, DDDs Aufmerksamkeit hinlenken auf die Universität Jabne. Er müßte den Großdoktor schlagen und sein Jabne.« Des Prinzen blaßblaue Augen hatten sich verdunkelt vor Eifer. Auch Domitillas Blick suchte den Mund Jakobs.

Der wollte sich nicht den Vorwurf machen müssen, es sei Rachsucht in seinem Herzen. Wenn er gegen Gamaliel vorging, dann nicht aus Eifersucht, sondern nur deshalb, weil er keinen andern Weg sah, den eigenen Glauben zu retten. »Ich hasse den Großdoktor nicht«, sagte er still und bedachtsam. »Wir hassen niemand. Wenn wir Feindschaft leiden, dann nicht deshalb, weil wir Feindschaft üben. Wir bewirken Feindschaft einfach durch unsere Existenz.«

»Sind Sie also oder sind Sie nicht der Meinung«, beharrte Domitilla, »das beste Mittel, euch zu retten, bleibt das Verbot von Jabne?« — »Leider scheint das das beste Mittel«, antwortete bedachtsam Jakob.

Der einzige Weg, den Domitilla einschlagen konnte, um von Jenem das Verbot zu erwirken, führte über Julia.

Julias Beziehungen zu Domitian hatten Wandlungen durchgemacht. Zunächst war es so gekommen, wie Julia befürchtet hatte: DDDs Stimmung gegen sie war nach Lucias Rückkehr umgeschlagen. Lucia hatte ihn ganz ausgefüllt, und auf sie, Julia, sah er mit kritischen, gehässigen Augen. Als sie, bevor er zu Felde zog, zu ihm gekommen war, um ihm Lebewohl zu sagen, hatte er sie, so ruhig sie war, durch höhnische Bemerkungen bis aufs Blut gereizt. Mit einem Kopf wie dem ihren, hatte er gespottet, könne man keinen Sinn für Größe haben, sicher habe sie trotz seines Verbots mit diesem Lahmarsch von einem Sabin geschlafen, des Sabin Kind trage sie im Leib, sie solle sich ja nicht einbilden, daß er jemals ihren Balg adoptieren werde. Nun hatte aber Julia wirklich nicht mit Sabin geschlafen, es war keine Frage, daß die Frucht, die sie trug, von Domitian stammte, und sein bösartiges Mißtrauen kränkte sie um so mehr, als es ihr nicht leichtgefallen war, mitanzusehen, wie sich ihr Mann Sabin neben ihr in Ohnmacht und Demütigung verzehrte. Es war peinvoll für die sonst so ruhige Dame, während der ganzen Abwesenheit des Kaisers neben dem stummen und vorwurfsvollen Sabin herzuleben, Nacht und Tag litt sie bitter daran, daß sie DDD seinen läppischen Verdacht nicht hatte ausreden können, und als sie schließlich kurz vor der Rückkehr Domitians ein totes Kind zur Welt brachte, führte sie das zurück auf die Aufregungen, die ihr die kleinliche Zweifelsucht des menschenfeindlichen Kaisers bereitet hatte.

Domitian hatte also, aus dem dakischen Krieg zurückkehrend, eine veränderte Julia vorgefunden. Sie hatte von ihrer fleischigen Fülle einiges verloren, ihr weißhäutiges, gelassen hochmütiges Gesicht schien weniger träge, schien geistiger. Andernteils hatte Lucia ihn anders empfangen, als er erwartet hatte. Keineswegs hatte sie den ruhmvoll zurückkehrenden Sieger in ihm gesehen, er hatte ihr nicht einreden können, daß der dakische Krieg, der sich noch immer hinzog, ein Erfolg geworden sei. Es verdroß ihn, daß sie ihn heiter und überlegen auslachte; es verdroß ihn, daß sie beinahe alle seine kleinen Schwächen durchschaute; es verdroß ihn, daß sie so vieles an ihm nicht gelten ließ, worauf er stolz war; es verdroß ihn, daß die Privilegien, die sie ihm für ihre Ziegeleien abgelistet hatte, viel Geld brachten, während seine Kasse unter den Folgen des Krieges litt. Dies alles machte, daß Domitian Julia wieder mit neuem, freundlicherem Blick sah. Jetzt glaubte er ihr, daß das Kind, das sie geboren, sein Kind gewesen sei, er glaubte ihr, daß seine ungerechten Vorwürfe den Tod dieses Kindes bewirkt hätten, er begehrte sie von neuem, und daß ihm die bekümmerte, erbitterte Frau nicht mit der lässigen Freundlichkeit von früher entgegenkam, steigerte nur seine Begier.

Domitilla also wußte, daß ihre Schwägerin und Kusine Julia von neuem des Kaisers Ohr hatte. Von Jakob hatte Domitilla gelernt, daß man, gerade um eine gute Sache durchzusetzen, sanft wie eine Taube und klug wie eine Schlange sein müsse. Sie beschloß, Julia den Fall der Universität von Jabne so darzustellen, daß Julia das Verbot zu ihrer eigenen Sache machen mußte.

Behutsam wußte sie die Angelegenheit der Universität Jabne in Verbindung zu bringen mit der Eifersucht des Domitian auf Titus. Julias Vater, Titus, hatte Jerusalem erobert und zerstört, er war der Besieger Judäas. Diesen Ruhm aber gönnte Jener ihm nicht. Es lag Jenem daran, sich selber, Rom und der Welt zu erweisen, daß Titus mit seiner Aufgabe, der Besiegung Judäas, eben doch nicht fertig geworden war, so daß ihm, Domitian, noch viel zu tun übrigblieb: die wahre Niederwerfung der Provinz. Wenn Jener es zum Beispiel zuließ, daß dieser lächerliche Großdoktor der Juden hier in Rom dermaßen auftrat und sich spreizte, dann nur deshalb, weil er der Stadt einen neuen Beweis geben wollte, daß die Juden nach wie vor eine politische Macht seien, daß Titus nicht mit ihnen zu Rande gekommen sei, daß mit ihnen aufzuräumen eine Aufgabe sei, welche die Götter ihm, dem Domitian, vorbehalten hätten.

Ansichten solcher Art also äußerte die kluge Domitilla vor Julia, und nachdem sie sie verlassen hatte, spann denn auch Julia, genau wie es Domitilla gewollt, diesen Faden selbständig weiter. Es war klar, aus purem bösem Willen, nur um das Andenken ihres Vaters Titus zu verkleinern, ließ es DDD geschehen, daß dieser jüdische Großpfaffe so dreist in Rom herumging. Was Domitilla da anregte, das Verbot der Universität Jabne, das war gar nicht so schlecht. Sie, Julia, hatte nach allem, was DDD ihr angetan, ein Anrecht auf einen sichtbaren Gnadenbeweis. Sie wird verlangen, daß er das Andenken ihres Vaters Titus nicht weiter durch kunstvolle Intrigen verunglimpfe. Sie wird verlangen, daß er Jabne verbiete.

Domitilla hatte erreicht, was sie angestrebt: Julia war, ohne zu wissen, zur Parteigängerin der Minäer geworden.

Als Domitian sie das nächste Mal zu sich bat, machte sie sich mit besonderer Sorgfalt zurecht. Turmartig, in sieben Lokkenreihen übereinander, mit Juwelen durchflochten, krönte ihr schönes, weizenblondes Haar das weiße Gesicht. Mit einer Spur Schminke machte sie die kräftigen, sinnlichen, flavischen Lippen noch röter. Zehnmal berechnete sie jede Falte des blauen Kleides. Lange mit ihren Beraterinnen wählte sie unter ihren zahllosen Parfüms.

So geschmückt kam sie zu Domitian. Sie fand ihn gutgelaunt und empfänglich. Wie immer in der letzten Zeit vermied sie Vertraulichkeiten; hingegen erzählte sie ihm allerlei Gesellschaftsklatsch, und beiläufig brachte sie das Gespräch auch auf den Erzpriester der Juden. Sie finde sein Auftreten hier in Rom skandalös, er benehme sich wie ein unabhängiger Fürst. Er halte seine lächerliche Universität — vermutlich eine Art Dorfschule, auf der allerhand Aberglaube gelehrt werde — für den Mittelpunkt der Welt, und da in dem versnobten Rom eine Meinung um so schneller Anhänger finde, je aberwitziger sie sei, und da niemand dem jüdischen Pfaffen entgegentrete, so werde es noch dahin kommen, daß junge Römer nach Jabne gingen, um dort zu studieren.

Julia brachte das alles mit dem rechten Unterton kleiner Ironie vor. Trotzdem vermutete der mißtrauische Domitian hinter ihr seine verhaßten Vettern. Mit schiefem Lächeln erwiderte er: »Sie wünschten also, Nichte Julia, daß ich diesem jüdischen Priester den Herrn zeige?« — »Ja«, antwortete so gleichgültig wie möglich Julia, »ich glaube, es wäre ratsam, und mir machte es Spaß.« — »Ich höre mit Vergnügen, Nichte Julia«, erwiderte mit besonderer Höflichkeit der Kaiser, »daß Sie so besorgt sind um das Prestige des flavischen Hauses. Sie und wohl auch die Ihren.« Und trocken schloß er: »Ich danke Ihnen.«

Julia gab ihr Vorhaben noch nicht auf. Als er sich daranmachte, ihr das Kleid zu lösen und die mit soviel Kunst hergestellte Turmfrisur zu zerstören, brachte sie die Rede von neuem auf die Universität Jabne und verlangte Zusicherungen, Versprechungen. Er machte sich darüber lustig. Sie ihrerseits nannte ihn Wäuchlein, doch sie bestand, sie machte sich steif in seinen Armen, und halb ernst, halb im Spaß, weigerte sie sich, ihm zu Willen zu sein, ehe er ihr Versprechungen gegeben habe. Da aber wurde er gewalttätig, und sie, gewonnen gerade durch diese Brutalität, gab nach und zerschmolz unter seinen kräftigen Händen.

Als sie sich von ihm trennte, hatte sie einige Stunden der Lust hinter sich. Nichts aber hatte sie erreicht für die Sache Domitillas und der Minäer. Mit keinem Wort hatte der Kaiser verraten, was er in der Angelegenheit der Universität Jabne zu tun gedenke.

Auch die Vertrauten des Kaisers fanden, es werde endlich Zeit, daß man diese Angelegenheit bereinige. Die Frage, ob und wann der Kaiser den Großdoktor der Juden empfangen solle, gehörte in den Amtsbereich des Hofmarschalls Crispin. Der war, der Ägypter, von Jugend an durchtränkt von einer tiefen Abneigung gegen alles Jüdische. Er hatte dem Kaiser das Gesuch des Großdoktors um eine Audienz vorgelegt, damit hatte er seine Pflicht getan. Ihm konnte es nur recht sein, wenn DDDs starres Schweigen die Stellung des Großdoktors in Rom allmählich lächerlich und unhaltbar machte.

Schließlich versuchten die Freunde der Juden, die Sache Gamaliels im Kabinettsrat zur Sprache zu bringen. Bei der Beratung einer Kultfrage einer östlichen Provinz meinte Marull, bei diesem Anlaß scheine es ihm angezeigt, auch die Frage der Universität Jabne zu erklären. Claudius Regin nahm mit der gewohnten schläfrigen Tapferkeit Marulls Anregung auf. Gebe es denn überhaupt, wunderte er sich, eine Frage der Universität Jabne? Und wenn es wirklich eine solche Frage gegeben haben sollte, sei sie nicht dadurch beantwortet, daß die Krone den Erzpriester der Juden so lange in Rom belassen habe, ohne ihn vorzulassen? Die Tatsache, daß man trotz der Anwesenheit dieses jüdischen Erzpriesters nichts gegen die Universität unternommen habe, könne schwerlich anders gedeutet werden denn als Duldung, ja als neue Bestätigung dieser Universität. Eine andere Lösung sei auch gar nicht denkbar, wenn man nicht brechen wolle mit der althergebrachten römischen Kulturpolitik. Religionsfreiheit sei einer der Grundpfeiler, auf denen das Reich ruhe. Die Antastung einer religiösen Institution, als welche das Lehrhaus von Jabne anzusehen sei, würde zweifellos von allen unterworfenen Nationen als eine Bedrohung auch ihrer Kultstätten angesehen werden. Man schüfe mit einer Schließung der Universität Jabne einen gefährlichen Präzedenzfall und viel unnötige Unruhe.

Claudius Regin hatte mit großem Geschick Phrasen aus der Ideologie des Kaisers gewählt und an Domitian als an den Hüter römischer Tradition appelliert. Verstohlen nun durchspähte er des Kaisers Gesicht. Der schwieg, schaute ihn einen Augenblick lang aus seinen vorgewölbten, kurzsichtigen Augen an, nachdenklich zerstreut, dann wandte er den Kopf langsam den andern Herren zu. Regin indes, der langjährige Beobachter, wußte, daß seine Worte Eindruck auf DDD gemacht hatten. So war es denn auch. Domitian sagte sich, die Argumente seines Regin ließen sich hören. Das aber kam ihm gar nicht zupaß. Denn er wollte sich in der Freiheit seiner Entschlüsse nicht stören lassen, er wollte die Hände freibehalten, die Sache sollte in der Schwebe bleiben. So saß er denn, äußerte nichts und wartete darauf, daß einer unter seinen Räten Gegenargumente bringen werde.

Er könne nicht zugeben, führte denn auch Hofmarschall Crispin aus, in dem lispelnden, flüsternden, versnobten Griechisch, das an den Universitäten von Korinth und Alexandrien im Schwang stand und deshalb für vornehm galt, er könne durchaus nicht zugeben, daß sich die Krone durch ihr Schweigen festgelegt habe. Auch früher schon habe man zuweilen Gesandte, ja selbst Könige barbarischer Völker Monate hindurch auf eine Audienz warten lassen. Alle schauten ein klein wenig hoch und auf den Kaiser, als der Ägypter, seinem Haß die Zügel schießenlassend, von den Juden als von Barbaren sprach. Aber der Kaiser blieb reglos.

Der Polizeiminister Norban sprang dem Crispin bei. »An sich schon«, sagte er, »ist die von niemand gewünschte Reise des jüdischen Erzpriesters nach Rom eine Zudringlichkeit und Anmaßung. Wenn der Erzpriester eine Bitte oder Beschwerde hat, dann möge er sich gefälligst an die zuständige Stelle wenden, an den kaiserlichen Gouverneur in Cäsarea. Meine Beamten berichten mir übereinstimmend, daß die Frechheit der Juden seit der Ankunft ihres Erzpriesters in Rom zugenommen hat. Das Verbot der Universität Jabne wäre ein geeignetes Mittel, diese Insolenz zu dämpfen.«

Norban versuchte, das breite, vierschrötige Gesicht, in das die modischen Stirnlocken des dicken, tiefschwarzen Haares grotesk hereinfielen, unbeteiligt zu halten und die Stimme sachlich. Dennoch schienen dem Kaiser die grobfädigen Sätze seines Polizeiministers nicht geeignet, die Beweise des Regin zu entkräften. Er saß da, unmutig, schwieg, wartete. Wartete auf bessere Gegenargumente, die ihm seine Entschlußfreiheit zurückgeben sollten. Da kam ihm derjenige seiner Räte zu Hilfe, von dem er das am wenigsten erhofft hatte, Annius Bassus. Dem schlichten Soldaten hatte die Dame Dorion mit Geduld und Geschicklichkeit Argumente vorgekaut, die für die Wirkung auf Domitian zugestutzt waren, immer wieder, so lange, bis Annius sie für seine eigenen hielt. Gewiß, legte er umständlich dar, entspreche es altrömischer Staatsweisheit und Tradition, das kulturelle Leben der unterworfenen Länder zu schonen und den besiegten Völkern ihre Götter und ihre Religion zu belassen. Allein die Juden hätten sich selber dieses Privilegs beraubt. Sie hätten es in tückischer Absicht dem großmütigen Sieger unmöglich gemacht, ihre Religion von ihrer Politik zu scheiden, indem sie diese ihre Religion bis ins Innerste mit Politik durchtränkten. Wenn man sie anders behandle als die übrigen unterworfenen Nationen, so würden diese das begreifen und keine falschen Schlüsse daraus ziehen. Denn die Juden hätten es von jeher darauf angelegt, ein Ausnahmevolk zu sein, und sie schieden sich selber feindselig aus dem friedlichen Kreis der kulturell autonomen Nationen, aus denen sich das Reich zusammensetze. Auch sei ihr Gott Jahve kein Gott wie der anderer Völker, er sei kein richtiger Gott, es gebe kein Bild von ihm, nicht könne man wie die Statuen anderer Götter eine Statue von ihm in einem römischen Tempel aufstellen. Er sei gestaltlos, er sei nichts anderes als der aufsässige Geist jüdisch-nationaler Politik.

Schwerlich könne man, wenn anders man die Juden wirklich unterwerfen wolle, diesen Gott Jahve schonen, schwerlich seine Universität Jabne. Denn Jahve, das sei einfach ein Synonym für Hochverrat.

Man war sonst von dem einfachen Soldaten Annius Bassus so geistreiche Reden nicht gewohnt. Marull und Regin lächelten; sie ahnten die Zusammenhänge, sie ahnten, daß hinter diesen Ausführungen die Dame Dorion stand. Der Kaiser aber hörte die Sätze seines Kriegsministers mit Vergnügen. Von wem immer sie stammen mochten, sie schienen ihm eine ernsthafte Antwort auf die Bedenken des Regin und gaben ihm, dem Kaiser, seine Entschlußfreiheit zurück.

Er hatte genug gehört von diesem Großdoktor und seiner Universität. Mit einer Handbewegung wischte er den ganzen Gegenstand fort und sprach von anderem.

Am nächsten Abend aber speiste er allein mit Jupiter, Juno und Minerva. Eine Gliederpuppe, angetan mit den Kleidern des Jupiter, versehen mit einer kunstvollen Wachsmaske, die das Gesicht des Gottes wiedergab, lag auf dem Speisesofa, und auf hohen, goldenen Stühlen saßen Gliederpuppen mit den Wachsmasken der beiden Göttinnen. Mit ihnen also speiste der Gott Domitian. Die Diener trugen die Gerichte ab und zu, in weißen Sandalen; sie waren von lautloser, ängstlicher Beflissenheit, um das Gespräch nicht zu stören, das Domitian mit seinen Gästen, den Göttern, führte.

Der Kaiser wollte sich mit seinen Göttern beraten über seinen schwierigen Handel mit diesem fremden Gotte Jahve. Denn geteilt wie die Stimmen seiner Räte waren die Stimmen in seinem eigenen Innern. Es trieb ihn, das Lehrhaus von Jabne zu zerstören, und es trieb ihn, es mit starker Hand zu beschirmen. Er wurde nicht fertig mit diesem Problem.

Mit Isis oder mit Mithras kann man fertig werden; man kann ihnen Statuen errichten, und es gibt viele Arten, sie zu versöhnen, wenn man ihre Verehrer gekränkt hat. Was aber soll man mit diesem Gotte Jahve anfangen, von dem es kein Bild gibt und kein Gesicht, der wesenlos ist wie flimmernde, fiebrige Luft, die man nicht greifen kann, die man erst an ihren bösen Folgen erkennt?

Annius Bassus hat ihm erzählt, wie sehr seinerzeit das Haus dieses Jahve, der Tempel, dieses Weiß und Goldene, das da, wie es die Soldaten nannten, die Seelen der Belagerer getrübt und krank gemacht hat. Schier um den Verstand hat es sie gebracht. Titus hat sein Leben lang Angst gehabt vor der Rache dieses Gottes Jahve, weil er ihn durch die Zerstörung seines Hauses beleidigt hat. Und das Letzte, was er tat, war, daß er sich bei dem Juden Josephus entschuldigte um dieser Beleidigung willen.

Er, Domitian, kennt keine Furcht, aber er ist der Erzpriester, der irdische Repräsentant des Capitolinischen Jupiter, er ehrt alle Götter, und er hütet sich, mit dem fremden Gott und mit dessen Erzpriester anzubinden. Vorsichtig umgehen wird er mit diesem Großdoktor. Denn die Juden sind schlau. Wie sich stürmende Belagerungstruppen hinter den Dächern ihrer Schildkröte decken, so verstecken sich die Juden hinter ihrem unsichtbaren Gott.

Aber vielleicht ist auch alles Schwindel. Vielleicht existiert er gar nicht, der unsichtbare Gott.

Seine eigenen Götter müssen ihm helfen, ihm raten. Darum hat er sich feierlich geschmückt und sie zu Gast gebeten, darum speist er mit ihnen, darum dampfen ihnen auf goldenen Tellern Schwein, Lamm und Rind.

Er bemüht sich, seiner Gäste würdig zu sein, halbhoch jetzt richtet er sich, bestrebt, seinem Gesicht den Ausdruck zu geben, den seine Büsten tragen. Den Kopf mit der Löwenstirn stolz nach oben, die Brauen drohend zusammengezogen, die Augen flammend, herausfordernd, die Nüstern etwas gebläht, den Mund halb offen, so taucht er den Blick in den seiner göttlichen Gäste und heischt von ihnen Eingebung, Rat.

Da Jupiter ihm schweigt und Juno keine Stimme für ihn hat, wendet er sich der Minerva zu, seiner Lieblingsgöttin. Da sitzt sie. Er hat sie befreit von der Verniedlichung, von der billigen Idealisierung durch ihre Bildner, er hat ihr die Eulenaugen zurückgegeben, die sie ursprünglich gehabt hatte; Kritias, der große Spezialist, hat sie ihr einsetzen müssen.

Ja, ihm, Domitian, ist sie die eulenäugige Minerva. Er spürt das Tier in ihr, wie er das Tier in sich selber spürt, die gewaltige Urkraft. Mit seinen eigenen großen, vorgewölbten, kurzsichtigen Augen starrt er in die großen, runden Eulenaugen der Göttin. Ihr tief verbunden fühlt er sich. Und er spricht zu ihr; laut, ohne Scheu vor den verstörten Dienern, die sich bestreben, nicht hinzuhören, und die doch hinhören müssen, spricht er zu ihr. Er versucht, seine scharfe Stimme sanft zu machen, er gibt der Göttin Schmeichelnamen, griechische, lateinische, alle, die ihm beifallen. Stadtschirmerin nennt er sie, Schlüsselbewahrerin, Abwehrerin, kleine, liebe Vorkämpferin, meine Unbezwungene, Siegerin, Beutemacherin, Trompetenerfinderin, Helferin, Sinnreiche, Scharfblickende, Erfinderische. Und siehe, endlich fügt sie sich und spricht ihm. Dieser Jahve, sagt sie ihm, ist ein listiger Gott, ein östlicher Gott, ein rechter Schlaukopf. Hereinlegen will er dich, den Römer, mit seiner Universität Jabne. Zu einem Sakrileg will er dich verlocken, damit er Grund habe, dich zu züchtigen und zu verderben; denn er ist rachsüchtig, und nachdem dein Bruder schon bei den Untern ist, möchte er sich an dich halten und dich zausen. Bleib ruhig, laß dich nicht hinreißen, hab Geduld!

Domitian lächelt, sein tiefes, dunkles Lächeln. Nein, der Gott Jahve soll den Gott Domitian nicht hereinlegen. Er denkt gar nicht daran, dieses alberne Lehrhaus in Jabne zu verbieten. Aber auf die Nase binden wird er das diesem Großdoktor nicht. Wenn der Gott Jahve von ihm, Domitian, Geduld verlangt, dann verlangt er, der Kaiser Domitian, Geduld von diesem Erzpriester. Ihn schmoren lassen in seiner Angst wird er. Zerfließen und zerschmelzen vor lauter Warten soll der Mann.

Heiter, dankbaren Gemütes, trennte sich Domitian von seinen Göttern.

Und der Großdoktor wartete.

Bald schon wird die gute Jahreszeit zu Ende sein, bald schon wird der Winter die Schiffahrt unmöglich machen. Wenn der Großdoktor zurück will nach seinem Judäa, muß er die Reise rüsten.

Er rüstete sie nicht. Es kümmerte ihn nicht, daß sein langes Bleiben allgemach befremdlich wirkte, ja anstößig. Mit keinem Wort verriet er, wie sehr ihn das Verhalten des Kaisers wurmte, die freche Mißachtung, welche der Mann in seiner Person der Judenheit bezeigte. Fürstlich und liebenswürdig wie bisher hielt er hof.

Die Sitte hätte verlangt, daß Josef dem Großdoktor einen Besuch abstattete. Johann von Gischala suchte ihn dazu zu bewegen; doch Josef blieb fern. Er hatte in Judäa erleben müssen, zu welcher Grausamkeit zuweilen diesen Erzpriester der Judenheit sein Amt zwang, und wiewohl sein Verstand diese Härte billigte, lehnte sein Herz sie ab.

Gamaliel, die Kränkung nicht achtend, bat ihn zu sich.

Der Großdoktor war in den sechs Jahren, die ihn Josef nicht gesehen hatte, sehr gealtert. In seinem kurzen, rotbraunen Bart, der viereckig, kantig geschnitten, Mund und Kinn mehr zur Schau stellte als versteckte, zeigten sich graue Haare, und wenn der stattliche, kräftige Herr sich nicht beobachtet glaubte, dann erschlaffte ihm wohl zuweilen der Körper, die gewölbten braunen Augen verloren ihr Strahlen, das starke Kinn seine Straffheit.

Gamaliel nahm, als hätte sich inzwischen nichts ereignet, das Gespräch da auf, wo man es vor sechs Jahren beendet hatte. »Welch ein Jammer«, fing er an, »daß Sie damals meine Bitte zurückgewiesen haben, in Cäsarea und in Rom unsere Außenpolitik zu vertreten. Wir haben viele Köpfe von ungewöhnlicher Intelligenz unter uns, aber wenige, die einem Manne helfen können, der verurteilt ist, die Politik der Juden zu machen. Ich bin sehr allein, mein Josef.« — »Ich glaube«, antwortete Josef, »ich habe damals recht getan. Der Auftrag, mit dem Sie mich betrauen wollten, verlangte gleichzeitig Härte und Geschmeidigkeit. Ich habe nicht das eine noch das andere.«

Gamaliel behandelte ihn auch diesmal wie einen Vertrauten. Mit keiner Silbe ließ er den Josef merken, daß dessen Ansehen in der Zwischenzeit abgenommen hatte. Vielmehr sprach er zu ihm wie zu einem gleichberechtigten Führer der Juden. Er warb um ihn, er tat geradezu, als habe er ihm Rechenschaft abzulegen über seine Politik.

Er versuchte zu erweisen, daß der grausame Schnitt, mit dem er damals die Minäer von den Juden abgetrennt hatte, gerechtfertigt worden sei durch die Entwicklung. »Was wir brauchten«, erklärte er, »war Klarheit. Heute haben wir sie. Es gibt heute, außer dem Glauben an Jahve natürlich, ein einziges Kriterium, das darüber entscheidet, ob einer zu uns gehört oder nicht, ob einer Jude ist oder nicht. Dieses Kriterium ist der Glaube, daß der Messias erst in Zukunft kommen wird. Wer glaubt, daß der Messias bereits erschienen sei, wer also die Hoffnung aufgibt auf die Wiedergeburt Israels, wer auf die Wiedererrichtung Jerusalems und des Tempels verzichtet, mit einem solchen haben wir nichts gemein. Ich gestehe es Ihnen offen, mein Josef, ich halte dafür, die Leiden, mit denen Gott uns schlug, haben uns Gewinn gebracht. Die Prüfung hilft uns scheiden zwischen denen, die stark genug sind, weiter zu hoffen, und jenen Weichlingen, die sich versinken lassen in dem Opfer, das ihr gekreuzigter Messias für sie gebracht haben soll. Mögen die Minäer mit ihrem süßen und verlockenden Evangelium neue Anhänger gewinnen. Ich trauere keinem nach, der zu ihnen stößt, er war niemals ein Jude. Der Jahve der Minäer, dieser sogenannte Jahve der ganzen Welt, ist heute nicht zu retten, wir müssen auf ihn verzichten. Wir können keinen Gott brauchen, der sich verflüchtigt, sowie man ihn greifen, sowie man sich an ihn halten will. Durch die Bräuche und das Gesetz retten wir wenigstens den Jahve Israels.«

Ach, Josef kannte dieses Leid. Er hatte es hundertmal erfahren, daß ein Mann, der Politik treiben will, seine Wahrheit mit vielen Lügen legieren muß. »Wer die Idee nicht nur verkündet«, hörte er denn auch den Großdoktor sagen, »wer für sie handelt, der muß ihr etwas abhandeln. Wer schreibt, braucht nur Kopf und Finger; wer in die Welt des Tuns gestellt ist, bedarf der Faust.« Nein, er, Josef, hat recht daran getan, wenn er sich zurückgezogen hat in die Betrachtung.

»Wir müssen unser Jabne retten!« kam unvermittelt, heftig der Großdoktor zur Sache. »Mag man über meine Politik denken, wie man will: aber Jabne müssen wir retten! Es wäre zu Ende mit den Juden, Jahve verschwände aus dieser Welt, wenn es die Einundsiebzig von Jabne nicht mehr gäbe. Ist das Gotteslästerung?« fragte er sich selber, erschreckt, daß er sein Inneres so freimütig vor Josef hingestellt hatte. »Aber in seinem Herzen, glaube ich, denkt jeder Jude so«, beruhigte er sich.

Josef sah das offene, dunkelhäutige, energische Gesicht des Mannes. Der war bestätigt durch den Erfolg. Sein wilder Tatwille hatte es erreicht, Jahve mittels einer lächerlichen, kleinen Universität in Judäa festzuhalten. Der Großdoktor hatte Jerusalem durch sein Jabne ersetzt, den Tempel durch sein Lehrhaus, das Synhedrion durch sein Kollegium. Nun war eine neue Zuflucht da, und erst wer Jabne zerschlug, zerschlug das Judentum.

Gamaliel sprach jetzt ganz beiläufig, im Ton leichten Gespräches. »Vor Ihnen, mein Josef«, meinte er, »darf ich das Kind ruhig beim Namen nennen. Natürlich ist das Lehrhaus und das Kollegium von Jabne im gleichen Grad eine politische Institution wie eine religiöse. Wir legen es geradezu darauf an, die Lehre mit Politik zu durchtränken. In unserer Eigenschaft als Kommentatoren der Lehre haben wir es nicht zur Kenntnis genommen, daß der Tempel zerstört ist und daß der Staat nicht mehr existiert. Wir führen die Debatten über die einzelnen Verrichtungen des Tempeldienstes mit der gleichen Beflissenheit wie die über die realen Verrichtungen unseres täglichen Lebens, und wir räumen ihnen den gleichen Platz ein. Wir diskutieren mit der gleichen Hitze Fragen aus jenen Gebieten der Rechtsprechung, die uns entzogen sind, wie Fragen aus dem Ritual, dessen Festsetzung uns erlaubt ist. Ja, es nehmen jene Fragen in unserem Lehrprogramm einen breiteren Raum ein als diese. Sollen die Römer versuchen, uns nachzuweisen, wo die Theorie endet und die praktische Rechtsprechung beginnt, wo die Theologie aufhört und die Politik beginnt! Was wir treiben, ist nichts als Theologie. Wenn es jemand vorzieht, statt der kaiserlichen Gerichte das Lehrhaus in Jabne anzurufen, ist das nicht seine private Angelegenheit? Ist es nicht unsere Pflicht, ihm Auskunft zu geben, wenn er uns fragt, wie sich seine Sache vom Standpunkt der Lehre aus ansieht? Und wenn er sich unserer Entscheidung fügt, sollen wir ihn abhalten? Wir können ihn weder dazu zwingen noch es ihm verbieten. Vielleicht, wahrscheinlich tut er es, um sein Gewissen zu beruhigen. Wir wissen es nicht, uns sind seine Motive nicht bekannt. Sie gehen uns nichts an. Auf keinen Fall haben unsere Entscheidungen etwas zu tun mit der Rechtsprechung des Senats und Volks von Rom. Wir beschränken uns auf unser Ressort, auf die Theologie, auf die Lehre, auf das Ritual.« Seine vollen Lippen, seine großen, auseinanderstehenden Zähne lächelten listig aus dem viereckigen Bart heraus.

Dann aber verschwand dieses Lächeln, er sprang auf, seine Augen begannen zu glühen und: »Sagen Sie selber, Doktor Josef«, rief er, und seine Stimme belebte sich, »sagen Sie selber, ist es nicht großartig, ist es nicht ein Wunder, daß ein Volk, ein ganzes Volk, eine so ungeheure Disziplin übt? Daß es sich neben dem von einer fremden Macht eingesetzten Gerichtshof, dem es sich beugen muß, einen freiwilligen schafft, dem es sich beugt aus dem Drang seines Herzens? Daß es neben den hohen Steuern, die der Kaiser ihm auspreßt, freiwillige Steuern zahlt, um sich seinen Gott als Kaiser zu erhalten? Ist solche Selbstzucht nicht etwas Großes, Herrliches, Einmaliges? Ich finde unser jüdisches Volk, ich finde diesen wilden Drang, weiter zu existieren, sich nicht unterkriegen zu lassen, das Erhabenste, Wunderbarste, was es auf dieser arm und dunkel gewordenen Erde gibt.«

Josef sah die Begeisterung des Mannes, sie riß ihn mit. Aber seine Vorbehalte riß sie nicht nieder. Es war eine gewaltige Leistung, die da vollbracht war, man hatte mit bewundernswertem Scharfsinn und höchster Energie ein Gefäß geschaffen, den zerrinnenden Geist zu halten. Aber nun war eben der Geist eingesperrt in ein Gefäß, das bedeutete Verengung, Verzicht, Preisgabe, und das Preisgegebene war Josef sehr teuer.

»Die Römer also«, fuhr Gamaliel fort, wieder leicht und heiter, »wittern natürlich das Gefährliche, Aufrührerische, das hinter unserer Universität Jabne steckt. Allein«, und jetzt war sein ganzes Gesicht wieder eine einzige fröhliche List, »sie können es nicht herausfinden, worin eigentlich dieses Gefährliche besteht. Die Römer können die Welt nur begreifen, soweit sie sie in aktenmäßige Formeln pressen können; eine andere Art Geistigkeit kennen sie nicht, im Grunde sind sie Barbaren. Was wir gemacht haben, das aber entzieht sich jeder Möglichkeit, in eine juristische Formel gepreßt zu werden. Wir fügen uns in allem, wir sind dienstwillig, wir geben uns keine Blöße, wir haben selbst den Aufstand bekämpft. Kurz, wenn man das Recht, wenn man römisches Recht und römische Tradition nicht beugen will, kann man unserer Universität nicht an. Und fühlt sich nicht gerade dieser Kaiser Domitian als der von seinen Göttern eingesetzte Hüter römischen Rechtes und römischer Tradition?

Nun aber sind da unsere Feinde, viele und mächtige Feinde. Da sind die Prinzen Sabin und Clemens und ihr ganzer Anhang, da ist der Kriegsminister Annius Bassus und Ihre frühere Gattin Dorion, da ist das ganze Minäergesindel. Alle diese unsere Feinde liegen dem Kaiser an, uns zu verbieten, und er möchte am liebsten diesen Bitten nachgeben. Das einzige also, was zwischen uns und der Vernichtung steht, ist des Kaisers Andacht zur Tradition, zu den römischen Prinzipien. So schwankt er zwischen seinem, nennen wir es, Rechtssinn und seinen von unsern Feinden geschürten Antipathien gegen uns, schwankt, wartet, hört uns einfach nicht an, läßt uns nicht vor. Von seinem Standpunkt aus gesehen, ist das das Beste, was er tun kann. Er vermeidet so das Odium, die Universität Jabne zu zerschlagen, gleichzeitig aber schwächt er, indem er mich hier warten läßt, unser Prestige, er macht Jahve und das Judentum lächerlich, er zermürbt unser Jabne.«

Josef mußte zugeben, man konnte die Situation nicht klarer darstellen als dieser Großdoktor. Der sprach weiter. »Dabei wüßte ich«, sagte er nachdenklich, »wie ich diesen Kaiser zu nehmen hätte. Ich würde ihn bei seinem Traditionalismus zu packen suchen, bei seiner Religion. Denn, so seltsam es klingt, dieser Mann hat bestimmt Religion in sich; vieles, was er tut und nicht tut, läßt sich anders nicht erklären. Es mag eine verzwickte, sehr heidnische Religion sein, sicher glaubt er an viele Baalim, aber es ist Religion, und bei dieser seiner Religion müßte man ansetzen. Man müßte sich der List bedienen, man müßte für ihn Jahve zu einem Baal machen, zu einem plumpen, gefährlichen Götzen, zu einer Gottheit, wie er sie versteht und vor der er Angst hat. Ist das auch wieder Gotteslästerung? Klingen Ihnen solche Worte verrucht, wenn Jahves Erzpriester sie spricht? Aber heute mehr als je muß der Erzpriester Politiker sein. Jedes Mittel ist recht, wenn es nur dazu hilft, daß das Volk Jahves diese seine dritte Wüste übersteht, daß es nicht darin umkommt. Am Leben muß es bleiben! Denn die Idee, denn Jahve kann nicht leben ohne sein Volk.«

Jetzt erschrak Josef in seinem Herzen. Dieser letzte Satz war in Wahrheit Gotteslästerung und verrucht, gerade im Munde des Großdoktors. Auf so gefährliche Gipfel führte die Politik einen Mann, der nichts wollte als Gott und Gottes Dienst.

»Ja, ich wüßte, wie ich diesen Kaiser zu nehmen hätte«, nahm Gamaliel seine Rede wieder auf. »Nur: er läßt mich ja nicht an sich heran. Ich gestehe es Ihnen«, brach er aus, ergrimmt, »manchmal brennt mir die Haut vor Warten und Ungeduld! Es ist nicht meinethalb, ich bin nicht eitel; ich kann Kränkungen einstecken. Aber es geht nicht um mich, es geht um Israel. Ich muß diese Zusammenkunft haben. Aber unsere Freunde, so guten Willens und so geschickt sie sind, diesmal versagen sie. Regin schafft es nicht, Marull schafft es nicht, Johann von Gischala schafft es nicht. Es gibt nur *einen* Mann, der es vielleicht noch schaffen könnte: Sie, mein Josef. Helfen Sie uns!«

Josef, so angerufen, stand zwiespältigen Gefühles. Es war schwer, sich dem Werben des Großdoktors zu entziehen. Die bedenkenlose Politik des Mannes, der den Gott der ganzen Welt aufgegeben hatte, um dem Gotte Israels zu dienen, stieß Josef ebenso ab, wie sie ihn anzog. Was Gamaliel von ihm verlangte, das war Aktion, Betrieb, Geschäftigkeit, genau das, was Josef mit vollem Bedacht alle diese Jahre hindurch vermieden hatte. Wer handeln will, muß Kompromisse machen; wer handeln will, muß sein Gewissen schweigen heißen. Der Großdoktor war eingesetzt, Taten zu tun, das war ihm aufgegeben, er hatte den Kopf dafür und die Hand. Er aber, der Josef, war stark nur in der Betrachtung, sein Amt war es, die Geschichte seines Volkes vor sich hinzustellen und ihr Sinn zu geben; sowie er indes selber handelnd eingriff, war er ein Stümper und Pfuscher.

Was er, Josef, denkt, spricht, schreibt, das wird vielleicht in späten Zeiten den oder jenen die Ereignisse von heute so sehen lassen, wie er, Josef, sie gesehen haben will, es wird vielleicht die Handlungen sehr später Nachfahren bestimmen. Was hingegen dieser Gamaliel spricht und denkt, das verwandelt sich sogleich in Geschichte, das setzt sich heute und morgen um in die Geschicke der Menschen. Es riß den Josef, es zog ihn. Die Mauern, in die er sich so kunstvoll eingesperrt hatte, um seinen Frieden zu wahren, stürzten zusammen. Er versprach dem Großdoktor, was der von ihm verlangte.

Als sich Josef bei Lucia ansagte, beschied sie ihn schon zum nächsten Tag.

Sie musterte ihn mit unverhohlenem Interesse. »Es sind wohl zwei Jahre«, sagte sie, »daß wir uns nicht gesehen haben; aber wenn ich Sie jetzt anschaue, ist mir, als wären es fünf. Bin ich so anders geworden während meiner Verbannung oder Sie? Ich bin enttäuscht, mein Josephus«, sagte sie freimütig.

»Sie sind gealtert. Und verrucht schauen Sie auch nicht mehr aus.« Ein Lächeln ging über Josefs gekerbtes Gesicht; sie erinnerte sich also noch des Ausrufs, der ihr damals beim Anblick seiner entstehenden Büste entfahren war: »Sie sind ja ein Verruchter!« — »Was treiben Sie?« fuhr Lucia fort. »Man hat lange nichts mehr von Ihnen gehört. Sie kommen mir beschattet vor«, und sie betrachtete ihn mit Anteilnahme. »Was man Ihren Juden tut, ist ja wohl auch niederträchtig. Diese ekelhaften, kleinlichen Quälereien. Wenn meine Kusine Faustina schlecht geschlafen hat, dann pikt sie die Zofe, die sie frisiert, mit einer Nadel in den Arm oder in den Rücken. Das mag Faustina tun, aber so kann nicht das römische Reich eine ganze Nation behandeln. Wie immer, es tut mir leid, daß Sie niedergedrückt sind. Auch ich habe manches Böse erlebt in diesen letzten Jahren. Ich bereue es nicht, und ich möchte es nicht missen.

Das Leben wäre zu grau ohne den Wechsel von Gut und Böse.«

Ein wenig kränkte es den Josef, daß ihn Lucia so verändert fand. Jene erste Unterredung kam ihm in den Sinn, die er mit einer großen römischen Dame gehabt hatte, die Unterredung mit Poppäa, der Frau des Nero. Wie war damals sein ganzes Wesen Sammlung gewesen, Eifer für den Sieg, Zuversicht auf den Sieg. Es wurde etwas in ihm wach von jenem Josephus, er spannte sich schärfer an. »Das glaub ich Ihnen, Herrin Lucia«, sagte er belebt, »daß Sie ja sagen zum Bösen wie zum Guten«, und er schaute ihr mit unverlegener Aufmerksamkeit ins Gesicht, mit der gleichen huldigenden Frechheit wie damals der Poppäa.

Lucia lachte ihr volles, starkes Lachen. »Sagen Sie mir, bitte«, forderte sie ihn auf, »warum eigentlich Sie mich sehen wollten. Denn Sie sind doch nicht einfach gekommen, um mir Ihre Aufwartung zu machen. Wie Sie mich zwar gerade angeschaut haben, das war reichlich unverschämt, es war da in Ihrem Blick ein wenig von der Verruchtheit des Josephus jener Büste, und man hätte beinahe denken können, Sie seien wirklich nur aus Neugierde hier, um zu sehen, wie mir meine Verbannung bekommen ist. Ich habe mir übrigens jüngst im Friedenstempel Ihre Büste wieder angeschaut, sie ist großartig; ein Bild gibt sie dennoch nicht, weil die Augen fehlen. Sie hätten sich damals nicht sträuben sollen, als Kritias sie Ihnen einsetzen wollte. Aber jetzt sagen Sie geschwind, wie finden Sie meine neue Haartracht? Es wird Geschrei geben.« Sie hatte ihr Haar in mehreren Lockenreihen hintereinander geordnet, verzichtend auf den turmartigen Aufbau, den die Mode vorschrieb.

Das Regsame, Lebendige, das von dieser Frau ausging, frischte den Josef auf. Ja, sie stand über dem Schicksal, weder Gutes noch Böses konnte an sie heran, sie strotzte von Leben, ihre Verbannung hatte sie nur lebendiger gemacht.

»Sie haben recht, Herrin Lucia«, sagte er. »Es ist wirklich das Unglück meiner Juden, das mich bedrückt, und ich bin gekommen, Ihre Gunst für sie zu erbitten. Wir haben viel hinnehmen müssen in diesem letzten Jahrzehnt. Wir sind gewohnt, viel hinzunehmen; wir betrachten es als eine Auszeichnung, daß uns unser Gott so hart prüft. Wir haben eine tiefe, große Dichtung, handelnd von einem Manne namens Hiob, den Gott schlägt, weil er ihn auszeichnen will, er ihn darauf bringen will, daß eine geheime Sünde in ihm ist, eine Sünde, die der Mann sonst nicht erkennen könnte und die übrigens nur wenigen als Sünde gilt.« — »Was ist das für eine Sünde?« fragte Lucia. »Der Hochmut im Geiste«, antwortete Josef.

»Sünde, hm«, meinte Lucia, nachdenklich. »Auch ich bin einigermaßen geprüft, aber nach meinen Sünden habe ich mich deshalb nie gefragt. Ich weiß nicht, ob ich voll geistigen Hochmuts bin. Eigentlich glaube ich nicht. Tauschen freilich möchte ich mit niemand, ich bin zufrieden, so wie ich bin. Alles in allem, scheint mir, sind Sie beträchtlich hochmütiger als ich, mein Josephus.«

»Der Schriftsteller Flavius Josephus«, antwortete Josef, »hoffe ich, ist nicht allzu hochmütig. Der Jude Josef Ben Matthias ist es. Aber ein anderes ist der geistige Hochmut eines einzelnen, ein anderes der geistige Stolz eines Volkes. Es ist keine Sünde, wenn wir Juden stolz sind auf unsern Jahve und auf unsere geistige Art. Ich glaube, die Welt kann unser nicht entraten. Wir sind notwendig für die Welt. Wir sind das Salz der Erde.«

Die ruhige Überzeugtheit, mit der er sprach, erheiterte Lucia. »Welches Volk«, meinte sie lachend, »glaubte nicht, auserwählt zu sein? Die Griechen glauben es, die Ägypter, ihr Juden. Nur wir Römer machen uns da nichts vor. Das Salz der Erde lassen wir ruhig die andern sein: wir begnügen uns, dieses Salz für uns zu verwerten und die andern zu beherrschen.«

Josef aber lächelte nicht, wie sie erwartet hatte, er wurde ernst. »Wenn es so wäre!« ereiferte er sich. »Wenn ihr euch damit begnügtet! Aber es ist nicht so. Ihr wollt mehr als uns beherrschen. Gegen eure Herrschaft sträuben sich nur die Toren unter uns. Bestraft sie, so hart ihr wollt, wir klagen nicht. Aber ihr wollt uns an unsere Seele. Darum bin ich hier, Herrin Lucia. Bitten Sie den Kaiser, daß er davon absteht! Laßt uns unsere Seele! Laßt uns unsern Gott! Laßt uns unser Buch, unsere Lehre! Jedem Volk bis jetzt hat Rom seinen Gott gelassen. Warum will es uns den unsern wegnehmen?«

Lucia zog die Brauen hoch über den weit auseinanderstehenden Augen. »Wer will euch euern Gott und eure Lehre nehmen?« fragte sie zurück, ablehnend. »Eine ganze Menge Leute wollen das«, antwortete Josef, »Ihre Kusine an der Spitze, die Prinzessin Julia. Man will unsere Universität Jabne schließen, die Vespasian privilegiert hat. Es ist eine kleine theologische Hochschule, eine Kultstätte, nichts sonst. Helfen Sie uns, meine Lucia!« sagte er dringlich, vertraulich, ohne ihr ihren Titel zu geben. »Wir wollen wirklich nichts andres für uns als Freiheit im Geiste, eine Freiheit, die Rom nichts kostet, die sich nicht gegen die Herrschaft Roms richtet. Aber gerade die wollen uns gewisse Leute nicht lassen. Aus Haß. Sie verhindern uns, zum Kaiser vorzudringen, weil sie fürchten, wir könnten den Kaiser überzeugen. Seit Monaten hält man den Kaiser davon ab, unsern Erzpriester zu sehen.« — »Ach, dieser Erzpriester«, sagte Lucia ein wenig verächtlich, »von dem man soviel spricht.« Josef sagte: »Es wäre uns allen lieber, man spräche weniger von ihm.« — »Und es liegt euch also viel daran«, fragte Lucia, »daß der Kaiser ihn empfängt?« — »Wenn Sie das durchsetzen«, erwiderte Josef, »dann würden Sie sich ein hohes Verdienst erwerben um mein Volk, das erwiesene Wohltaten mit heftigerer Dankbarkeit in der Erinnerung festhält als irgendein anderes.« — »Das haben Sie elegant und höflich ausgedrückt, mein Josephus«, lachte Lucia.

»Aber an mir ist ein solches Argument verloren. Ich schere mich wenig um das, was man nach meinem Tod über mich denkt. Ich glaube nicht recht an ein Leben unten im Hades oder sonstwo. Wenn ich einmal verbrannt sein werde, dann, fürchte ich, werde ich von eurer Dankbarkeit wenig zu spüren bekommen.«

Sie überlegte. »Übrigens weiß ich nicht«, sagte sie, »ob ich euch werde helfen können, selbst wenn ich wollte. Der Kaiser ist schwierig zur Zeit«, vertraute sie ihm an, »und mir nicht sehr geneigt. Ich habe oft Streitigkeiten mit ihm. Ich koste ihn viel Geld.« Und mit freundschaftlich gesprächiger Offenheit erzählte sie: »Wissen Sie, daß ich immer geldgieriger werde? Ich finde das Leben großartig, aber gerade deshalb werde ich mit zunehmendem Alter immer anspruchsvoller. Ich muß Bilder haben, Statuen, immer mehr, ich muß bauen, ich muß Schmuck haben, Schauspiele, viele Leibeigene, Feste, an denen man nicht spart. Ich vertue höllisch viel Geld in letzter Zeit. Übrigens, auf Geld versteht ihr euch, ihr Juden, das muß man euch lassen. Da ist Regin, der gehört freilich nur halb zu euch, und da ist dieser Mann mit den Möbeln, Cajus Barzaarone, dann ein anderer, mit dem ich zuweilen zu tun habe, ein gewisser Johann von Gischala, ein amüsanter, verschlagener, verwegener Mensch: sie alle machen Geld, viel und mühelos. Diesem letzten ist es sogar gelungen, meine Preise zu drücken. Sie sehen, ich weiß eure Verdienste zu schätzen, ich habe mancherlei für euch übrig.«

Sie wurde ernst. »Also Julia, sagen Sie, will eure Universität schließen?« — »Ja, Julia«, bestätigte Josef; er hatte den Namen mit guter Absicht erwähnt. »Sie ist in diesen letzten Wochen sehr angesehen bei Wäuchlein«, überlegte Lucia, »und ich bin so gut wie völlig aus seinem Gesichtsfeld verschwunden. Was für eine Art Mann ist euer Erzpriester?« erkundigte sie sich.

»Ist er ein Heiliger oder ein Herr?« — »Beides«, antwortete Josef. »Hm, dann wäre er ein großer Mann«, meinte Lucia.

»Aber wie bringe ich Wäuchlein herum?«

»Vielleicht indem Sie den Wunsch äußern, den Erzpriester zu sehen«, legte ihr Josef nahe. »Dann müßte ihn der Kaiser vorher empfangen. Es geht nicht an, daß der Großdoktor Ihnen seine Aufwartung macht, Herrin Lucia, bevor er dem Gott Domitian seine Ehrfurcht bezeigt hat.« — »Sie gehörten wirklich an den Hof«, lächelte Lucia. »Und Sie glauben ernsthaft, es ist wichtig für euch, daß ich den Besuch eures Großdoktors im Palatin durchsetze?« — »Ich wußte es, daß Sie uns helfen würden, meine Lucia«, antwortete Josef.

Domitian hatte sich in diesen Tagen, da er Lucia nicht gesehen, immer von neuem alles gesagt, was gegen sie vorzubringen war. Sie entwürdigte ihn, sie machte sich über ihn lustig. Es war auch keineswegs ausgeschlossen, daß sie wieder mit einem andern schlief. Er hatte mit dem Gedanken gespielt, sie ein zweites Mal nach den Bestimmungen des von ihm verschärften Ehebruchgesetzes aburteilen zu lassen oder auch sie ohne Urteil in Verbannung und Tod zu schicken. Dann aber sah er vor sich ihr kühnes, hochfahrendes Gesicht mit der reinen, kindlichen Stirn und der langen, kräftigen Nase, er hörte ihr Lachen. Ach, er kann sie mit seinem Senat nicht schrecken. Töten lassen kann er sie, schrecken kann er sie nicht. Und wenn er sie töten läßt, dann straft er sich mehr als sie; denn sie wird hernach nicht mehr zu leiden haben, wohl aber er.

Er freute sich, daß nach anfänglichem Sträuben wenigstens Julia ihn nun doch wieder näher an sich heranließ. Er hatte ihr offenbar unrecht getan, sie liebte ihn, und die Frucht, die sie getragen, war sein Kind gewesen. Er ist ärgerlich, daß das, was Norban und Messalin gegen Julias Mann, Sabin, zusammengetragen haben, nach der Meinung dieser beiden noch immer nicht genügt, den Sabin zu erledigen, wenn man nicht Gerede heraufbeschwören will, das ihm schädlich sein könnte. Aber vielleicht wird er dieses schädliche Gerede in Kauf nehmen. Julia ist es wert. Zweifellos hat er sie unterschätzt. Sie ist gar nicht dumm; sie hat zum Beispiel unlängst über ein edles und langweiliges Poem des Hofdichters Statius eine hübsche, ironische Anmerkung gemacht, wie er selber sie nicht besser hätte machen können. Auch äußerlich gefiel sie ihm immer mehr, seitdem sie weniger füllig war. Basil muß sie modellieren, ein drittes Mal. Sie ist eine schöne Frau, eine Flavierin, eine Römerin, eine liebenswerte Frau. Sie kann ihm Lucia ersetzen.

Nie kann sie ihm Lucia ersetzen. Er wußte es in dem Augenblick, da Lucia bei ihm eintrat. Sein ganzer Groll gegen Lucia war weggewischt. Er wunderte sich, wie groß und stattlich sie aussah trotz ihrer einfachen, niedrigen Frisur. Julia schien ihm auf einmal lächerlich. Wie hatte er daran denken können, ihrethalb den Sabin zu beseitigen und die Rücksicht auf seine Herrscherpflicht und auf seine Popularität hintanzusetzen! Wie überhaupt hatte er Julia so lange ertragen können, ihr ewiges, kindisches Geschmolle, ihre Empfindlichkeit bei jeder kleinsten vermeintlichen Kränkung, das ganze laue, lamentierende Gewese! Hier seine Lucia mit ihrer Kühnheit, ihrem Stolz, ihrer Selbstverständlichkeit, das war eine Römerin, das war die Frau, die zu ihm gehörte.

Lucia, in ihrer unbekümmerten Art, stellte zunächst fest, daß seine Glatze wenig und sein Bauch gar nicht zugenommen habe. Dann ging sie geradewegs auf ihr Ziel los. »Ich bin gekommen«, sagte sie, »um Ihnen einen Rat zu geben. Es hält sich hier seit einiger Zeit der Erzpriester der Juden auf, der Großdoktor Gamaliel, von Ihnen in seiner Würde bestätigt. Diesem Manne gegenüber verhalten Sie sich nicht so, wie Sie müßten. Wenn Sie sein Lehrhaus verbieten wollen, dann, finde ich, müßten Sie, der Imperator Domitianus Germanicus, den Mut aufbringen, es dem Manne ins Gesicht zu sagen. Aber den Mann weder sehen noch ihn wegschicken, dem Manne weder ja antworten noch nein, das sind Methoden, die an die Zeit erinnern, da man Sie noch Bübchen oder Früchtchen nannte. Ich hatte geglaubt, diese Zeiten seien vorbei. Ich hatte geglaubt, Sie seien männlicher geworden, seitdem Titus tot ist und Sie Kaiser sind. Ich bedaure Ihren Rückfall.«

Domitian feixte. »Haben Sie schlecht geschlafen, Lucia?« fragte er. »Oder haben Sie schlechte Geschäfte gemacht? Haben Sie sich verkalkuliert bei einer Lieferung Ihrer Ziegeleien?« — »Werden Sie den Großdoktor sehen?« beharrte Lucia.

»Sie haben starkes Interesse an dem Mann«, meinte Domitian, und sein Feixen wurde finster bösartig.

»Ich werde ihn sehen«, entschloß sich Lucia und legte einen kleinen Ton auf das »ich«. »Es wird Aufsehen machen, wenn ich ihn empfange. Der Großdoktor selber wird es wahrscheinlich unschicklich finden, bei mir zu erscheinen, bevor er von Ihnen empfangen worden ist.« — »Das geht den Hofmarschall Crispin an«, erwiderte Domitian.

»Ich warne Sie, Wäuchlein«, sagte Lucia. »Machen Sie keine Ausflüchte! Versuchen Sie es nicht, dieses unwillkommene Geschäft so zu erledigen, wie Sie gewisse andere erledigt haben! Schicken Sie den Mann nicht fort, ehe Sie ihn gehört haben! Bringen Sie ihn nicht aus dem Weg! Daß Sie mich verbannt haben, ist mir nicht übel bekommen. Wenn Sie weiter in dieser Sache mit dem Großdoktor unanständig handeln, dann könnte es sein, daß ich mich selber verbanne.«

Der Kaiser, nachdem sie gegangen war, sagte sich, sie habe mit ihren groben Reden nur offene Türen eingerannt. Denn wenn er auch dieses aufsässige Judenpack durch Angst und Spannung ein wenig hatte mürbe machen wollen, so hatte er, der berufene Beschirmer der Götter aller ihm unterworfenen Völker, noch niemals im Ernste daran gedacht, dem Großdoktor und den Seinen ihre Kultstätte zu nehmen. Er brachte es aber auch jetzt, nach Lucias Besuch, nicht über sich, die Juden von ihrer Angst zu befreien, sondern schwieg weiter, ließ sie warten, unternahm nichts.

Der einzige, der vorläufig die Folgen von Lucias Intervention zu spüren bekam, war Hofmarschall Crispin. Als er sich am Morgen nach Lucias Besuch, geschniegelt und parfümiert wie stets, auf dem Palatin einstellte, fragte ihn der Kaiser:

»Sag einmal, mein Lieber, was eigentlich verstehst du unter

›Barbaren‹?« — »Barbaren?« fragte der verblüffte Crispin zurück, und zögernd definierte er: »Das sind Menschen, denen römische und griechische Zivilisation fremd ist.« — »Hm«, meinte Domitian, »und sprechen die Juden in meiner Stadt Rom griechisch oder nicht? Und sprechen die Juden in Alexandrien griechisch oder nicht? Wieso also«, brach er plötzlich aus, dunkel überrötet, »sind die Juden mehr Barbaren als etwa ihr Ägypter? Warum soll dieser Großdoktor länger auf Audienz warten als dein Isispriester Manetho? Glaubst du, du Lumpenkerl, weil du im Jahr fünf Talente ausgibst für dein Parfüm, bist du zivilisierter als mein Geschichtsschreiber Josephus?« Crispin war zurückgewichen; sein schlanker Körper unter dem weißen Galakleid fröstelte, sein hübsches, freches, lasterhaftes Gesicht war unter der braunen Schminke grünlich erblaßt.

»Soll ich also«, stammelte er, »dem Großdoktor eine Zeit für eine Audienz bestimmen?« — »Nichts sollst du!« schrie ihn mit überkippender Stimme Domitian an. »Fortscheren sollst du dich! Nachdenken sollst du!« Der betretene Hofmarschall entfernte sich eilig, nicht wissend, was er von dem Zorn des Kaisers halten, nicht wissend, was er tun sollte.

Und weiter wartete der Großdoktor, und weiter zögerte der Kaiser, nichts geschah.

Da, am achten Tag, nachdem Lucia den Kaiser zur Rede gestellt hatte, traf auf dem Palatin ein Kurier ein mit der unheilkündenden Feder; er überbrachte Depeschen vom dakischen Kriegsschauplatz.

Eingeschlossen in sein Arbeitskabinett, studierte Domitian die Berichte. Sein Marschall Fuscus hatte eine vernichtende Niederlage erlitten. Er hatte sich vom König Diurpan weit ins Innere des Dakerlandes locken lassen und hatte dort mit einem großen Teil seiner Armee den Untergang gefunden. Die Einundzwanzigste Legion, die Rapax, war so gut wie aufgerieben. Mechanisch nahm Domitian die Kapsel in die Hand, welche die Unglücksdepeschen verwahrt hatte, hob sie hoch, legte sie wieder zurück. Die Papiere, die sie enthalten hatte, waren zum Teil auf dem Tisch zerstreut, zum Teil waren sie zu Boden geflattert. Abwesenden Gesichtes raffte Domitian einige der Papiere auf, zerknitterte sie, glättete sie wieder, legte sie säuberlich wieder hin. Für diesen Fuscus, der sich jetzt hatte besiegen lassen, war nur er selber, Domitian, verantwortlich. Er hatte ihm das Oberkommando anvertraut trotz des Abratens des Frontin und des Annius Bassus, die vor seiner Tollkühnheit, vor seinem forschen Drauflosgehen gewarnt hatten. Er aber, Domitian, hatte bestanden. Des Fuscus Mut sollte die Bedachtsamkeit des Bassus und des Frontin ausgleichen. Die Niederlage in Dakien ist seine, des Domitian, Schuld.

Und trotzdem: seine Berechnung war richtig. Mit ständigem Warten kommt man auch nicht ans Ziel. Die Legionen waren bewährt, wohlausgerüstet, das Wagnis hätte ebensowohl auch gut ausgehen können. Es war eine Niedertracht des Schicksals, diesen Krieg so übel enden zu lassen.

War es Zufall? Oder war es ein Tort, der ihm persönlich galt? Domitians Gesicht wurde auf einmal starr, beinahe töricht. Was sich dort unten im Osten ereignet hatte, das war kein Zufall, das war ein Racheakt, es war die Rache eines Gottes, die Rache dieses Gottes Jahve. Er hätte den Erzpriester dieses Jahve nicht so lange warten lassen dürfen. Er ist mächtig im Osten, dieser Gott Jahve, und er hat, dem römischen Kaiser zum Tort, dem Diurpan seine niederträchtig schlaue Strategie eingegeben.

Da gibt es nur eines: Rückzug, schleunigen Rückzug. Er, Domitian, ist nicht dumm genug, den Kampf mit dem Gotte Jahve fortzuführen. Er wird den Streit mit diesem Gott, in den er unwillentlich geraten ist, raschestens, unmißverständlich und ein für allemal beenden. Er wird diesen Großdoktor empfangen. Er wird ihm sagen, er möge glücklich werden mit seiner lächerlichen Universität Jabne.

Als am andern Morgen Crispin erschien, fragte ihn der Kaiser mit gefährlicher Freundlichkeit: »Hast du mir jetzt den Großdoktor und seine Leute bestellt?« — »Ich wußte nicht«, erwiderte fassungslos Crispin, »ich wollte Ihrer Entscheidung nicht...« — »Was heißt das, du wußtest nicht, du wolltest nicht?« unterbrach ihn heftig der Kaiser. »Ich will, genügt das nicht? Beim Herkules, was für einen Dummkopf hab ich mir da zum Minister gemacht!« — »Ich lade also den Großdoktor auf morgen«, schlug behutsam Crispin vor. »Auf morgen?« wütete der Kaiser. »Wie soll ich bis morgen eine Lösung finden, um die Beleidigung gutzumachen, die du durch deine Dummheit diesem Erzpriester und seinem Gott angetan hast? Bestell den Großdoktor auf den fünften Tag!« beschied er unwirsch den Hofmarschall. »Und nach Alba!«

»Nach Alba?« fragte verwundert Crispin zurück. Offizielle Empfänge ausländischer Gesandten fanden gemeinhin auf dem Palatin statt; daß der Kaiser die jüdischen Herren nach Alba beschied, widersprach jedem Brauch. »Nach Alba?« fragte also Crispin nochmals, er glaubte, er habe sich verhört. Aber: »Ja, nach Alba«, bestätigte der Kaiser. »Wohin denn sonst?«

Er selber fuhr schon am nächsten Tag nach Alba hinaus. Es war demütigend, daß er nun doch noch diesen Großdoktor und seine Juden empfangen mußte, und bestimmt werden es diese Burschen als Eingeständnis einer Niederlage ansehen. Er muß etwas finden, um ihren Übermut zu dämpfen und ihnen die Freude an der Rettung ihrer Universität zu versalzen. Aber er muß dabei behutsam zu Werke gehen; wie sich gezeigt hat, ist dieser unheimliche, unsichtbare Gott Jahve höllisch rachsüchtig.

Mit seinen Ministern kann er sich darüber leider nicht beraten. Für den schlichten Soldaten Annius Bassus, für den eleganten Hohlkopf Crispin, für den gewalttätigen Norban ist die Angelegenheit zu fein und zu hoch. Marull und Regin verstünden eher, worum es geht, sind aber Partei. Nein, er kann darüber nur mit sich selber Rates pflegen.

Er stelzt herum in den Gärten von Alba. Lange Zeit steht er vor dem Käfig eines Panthers, aus gelben, schläfrigen, gefährlichen Augen blinzelt das schöne Tier ihn an. Aber des Kaisers Phantasie bleibt unfruchtbar. Seine Menschenverachtung, die ihm in ähnlichen Fällen manchmal treffliche Ideen eingegeben hat, läßt ihn im Stich. Er findet nichts, womit er die Juden verwunden könnte, ohne sich selber der berechtigten Rache ihres Gottes auszusetzen.

Er ließ den Messalin nach Alba kommen. Zusammen mit ihm spazierte er durch die weite, kunstvolle Vielfältigkeit seines Parks. Er tat, als sei er sehr besorgt, dem Blinden jedes Straucheln zu ersparen, aber er beobachtete nicht ohne Vergnügen, wie der Mann zuweilen stolperte und wie ängstlich er’s verbarg. Dahinter der Zwerg Silen machte die würdigen, auf Natürlichkeit bedachten Bewegungen des Messalin nach.

Domitian führte seinen Gast in einen unter der Erde gelegenen, kellerartigen Raum. Das weitläufige Palais, an dem man nun seit zehn Jahren arbeitete, war noch immer nicht fertig, und der Kaiser wußte nicht, wofür seine Architekten dieses nicht ausgebaute, verwahrloste Gelaß bestimmt haben mochten. Ein paar rohe Stufen führten hinunter, die rohe Erde des Bodens war uneben, in der Ecke war ein Haufen Sandes geschichtet, der Raum war voll von einer feuchten Dämmerung, die widrig abstach von der frischen spätherbstlichen Klarheit draußen.

Domitian scheuchte seinen Zwerg fort, leitete den Messalin zu einer Art Stufe und hieß ihn dort sich setzen. Er selber kauerte sich auf dem Boden. Da hockten die beiden in dem dunkeln, modrigen Loch, der Kaiser und sein blinder Rat, und der Kaiser bat ihn um Hilfe in seinem schwierigen Streit gegen Jahve. Ja, vor diesem Blinden, der noch finsterer ist und menschenfeindlicher als er selber, kann er reden. Und von der Brust redet er sich seinen fressenden Ärger. Er muß den Juden ihr Lehrhaus lassen, er muß den Großdoktor empfangen, davor kann er sich leider nicht drücken. Was aber kann er tun, dem Großdoktor die Lust an seinem Lehrhaus zu verderben, ohne doch die Rache seines Gottes auf sich herabzubeschwören?

Messalin sitzt auf den Stufen, das Ohr dem Redenden zugeneigt, wie das seine Art ist. In dem Dämmer ringsum, das nur die Umrisse erkennen läßt, wirkt seine stattliche Gestalt doppelt groß. Der Kaiser ist zu Ende, doch Messalin verharrt weiter unbeweglich und tut den Mund nicht auf. Domitian erhebt sich. Mit leisen Schritten, um das Nachdenken seines Rates durch kein Geräusch zu stören, geht er auf dem unebenen, erdigen Boden des Gelasses auf und ab. Allerlei Getier ist da, Asseln, ein Molch.

Messalin, nach einer Weile, beginnt, seine Gedanken Worte werden zu lassen. »Es ist für uns nicht ganz leicht«, erwägt er mit einer Stimme, die auffallend hell, freundlich und schmeichlerisch aus dem mächtigen, dunklen Manne herauskommt, »die abergläubischen Vorstellungen dieser Juden zu verstehen und ihre Zwistigkeiten. Soweit ich unterrichtet bin, finden sich die heftigsten Gegner dieses Lehrhauses in Jabne nicht unter uns Römern, sondern unter den Juden selber. Und zwar sind es die Angehörigen einer jüdischen Sekte, jene Leute, die in einem gekreuzigten Sklaven, einem gewissen Jesus, ihren Gott sehen und die Minäer genannt werden oder auch Christen, Leute, von denen Sie bestimmt gehört haben, mein Gott und Herr. Der Unterschied zwischen dem Aberglauben dieser Christen und dem Aberglauben der andern Juden besteht, soweit ich aus ihren verworrenen Reden klug geworden bin, in folgendem. Die einen, die Christen, nehmen an, ihr Erlöser, Messias heißt er in ihrer Sprache, sei bereits erschienen, und zwar in Gestalt eben jenes von ihnen göttlich verehrten gekreuzigten Leibeigenen. Die andern nehmen an, der von ihrem Gott versprochene Erlöser werde erst kommen. An sich können uns diese Zwistigkeiten gleichgültig lassen, aber fraglos sind sie der Grund, aus dem die Christen das Lehrhaus von Jabne anfeinden. Daraus dürfen wir wohl schließen, daß die Hoffnung auf den Messias, der da kommen soll, die wichtigste Lehre dieser Universität Jabne ist. Es wird behauptet, daß dieses Jabne politischen Einfluß habe. Wenn das stimmt, dann wird wohl auch diese Politik in Verbindung stehen mit der Lehre von dem Erlöser, der da kommen soll.«

Domitian war stehengeblieben, bald nachdem der Blinde zu sprechen begonnen, er hatte gespannt zugehört, jetzt hockte auch er wieder nieder. »Wenn ich dich recht verstehe, mein Messalin«, sagte er nachdenklich, »dann wäre also dieser Erlöser, der Messias, ein Mensch, der mir meine Provinz Judäa streitig machen will?«

»Genau das meine ich, mein Herr und Gott Domitian«, kam die höfliche, helle Stimme des Blinden. »Und kein Gott könnte es dir verargen, wenn du dich wehrtest und deine Provinz gegen diesen Messias verteidigtest.«

»Interessant, das ist interessant«, anerkannte der Kaiser.

»Wenn man diesen Messias treffen könnte«, überlegte er, »dann träfe man also auch den Großdoktor, und zwar ungestraft. Mir scheint, du bist da auf einer guten Fährte, mein findiger Messalin.« Und da Messalin nichts weiter zu sagen hatte, fuhr Domitian fort: »Der Erlöser, der Messias. Vielleicht könnte einem da der Jude Josephus Auskunft geben, der seinerzeit meinen Vater als den Messias begrüßt hat, obgleich ich nicht weiß, wieweit das abgekartet war. Leicht wird es auf keinen Fall sein, aus diesem Juden etwas über ihre Geheimlehren herauszubekommen, sie sind störrisch. Trotzdem wittert mir, als sei dein Rat sehr wertvoll, mein Messalin. Willst du mir weiterhelfen auf diesem Wege?«

»Wenn dieser Messias etwas Unsichtbares an sich haben sollte«, erwiderte Messalin, »wie der Gott Jahve selber, dann, fürchte ich, werde ich dir nicht helfen können, Kaiser Domitian. Es wäre dann der ganze Weg falsch; denn es wäre dann kein irdischer Prätendent, und Jahve hätte das Recht, ihn zu schützen und dich zu bekämpfen. Wenn aber der Messias aus Fleisch und Blut sein sollte, greifbar, dann haben wir Rechte gegen ihn, dann werden wir ihn auffinden, dann werden wir dieses Lehrhaus in Jabne unschädlich machen und den, der dahintersteht.« »Still, still«, antwortete mit unterdrückter Stimme Domitian, »sag das nicht so laut, mein Messalin! Denk es, aber sag es nicht laut, gerade weil du recht haben könntest! Jedenfalls danke ich dir«, fuhr er fort, aufgehellt. »Und wolle, bitte, darüber nachdenken, ob und wie wir diesen Messias aufspüren können. Laß dir rasch etwas einfallen, mein Messalin! Vergiß nicht, daß diese Angelegenheit mich wurmt und daß ich schlecht schlafe, solange sie nicht erledigt ist!«

Messalin kehrte nach Rom zurück, doch schon am dritten Tag stellte er sich wieder ein. »Hast du etwas herausbekommen?« fragte Domitian. »Ich würde es nicht wagen«, antwortete Messalin, »vor dem Angesicht des Herrn und Gottes Domitian zu erscheinen, leeren Hirnes und leerer Zunge. Ich habe dieses ermittelt. Der Messias, der den Juden ihren Tempel und ihren Staat wieder errichten und dem römischen Kaiser die Provinz Judäa entreißen soll, ist nichts Geisterhaftes. Er ist vielmehr von Fleisch und Blut und der Polizei greifbar. Zudem ist er versehen mit einem deutlichen Merkmal. Es muß nämlich nach Ansicht der Juden der Messias, der Anspruch erheben darf auf ihren Thron, dem Geschlecht eines alten Judenkönigs entstammen, eines gewissen David. Nur ein solcher kann, nach Meinung des Lehrhauses von Jabne und aller Juden, ihr König und Messias werden. Auch der gekreuzigte jüdische Leibeigene, den die Minäer als ihren Gott anbeten, soll ein Stämmling dieses alten Judenkönigs gewesen sein. Abkömmlinge dieses Geschlechts, hab ich mir sagen lassen, gibt es nach wie vor. Genaue Ziffern hat man mir nicht nennen können. Es sollen ihrer mehrere sein, doch sehr wenige, Leute verschiedenen Standes indes, ein Fischer soll darunter sein, ein Zimmermann, doch auch ein Priester und ein großer Herr. Auf alle Fälle sind sie aufzuspüren, sind sie zu fassen, und mit ihnen die treibende politische Kraft des Lehrhauses von Jabne.«

»Das ist wertvoll, mein Messalin«, anerkannte Domitian, »das ist ein wichtiger Fingerzeig. Du meinst also, man brauchte nur die Abkömmlinge jenes Judenkönigs in die Hand zu bekommen, zuzudrücken, und die Universität Jabne wäre erledigt, und vielleicht auch«, setzte er scheu und begierig hinzu, »der Unsichtbare hinter ihr?« — »Ich hielte es für angebracht«, erwiderte die geschmeidige, helle Stimme des Blinden, »jene Leute unschädlich zu machen. Sicher dann würde die politische Spannung in der Provinz Judäa nachlassen.

»Und Sie glauben, mein Messalin«, forschte Domitian weiter, »es sei nicht schwer, die Leute aufzuspüren, die nach dem erwähnten ungeschriebenen Gesetz Anspruch auf den Thron der Juden haben?« — »Ganz leicht wird es nicht sein«, überlegte Messalin. »Es ist eine Geheimlehre, sie haben nichts davon aufgeschrieben. Es gibt keine Listen«, lächelte er. »Auch machen sie nicht viel her von diesen Nachkömmlingen Davids, und diese selber verbergen ihre Berufung nicht geradezu, doch sie stellen sie auch nicht ins Licht. Sie haben ja wohl auch etwas Lächerliches an sich, diese Leute. Denn sie sind zwar, heißt es, berufen, aber auserwählt ist schließlich nur *einer,* und auch der wohl nur als Vater oder Urahn eines vielleicht sehr späten Nachfahrs.«

»Ich danke Ihnen, mein Messalin«, antwortete der Kaiser.

»Ich werde dem Norban und dem Gouverneur Pompejus Longin Auftrag geben, zu recherchieren. Da aber, wie Sie sagen, die Aufgabe nicht leicht ist, wäre es gut, mein Messalin, wenn Sie selber sich ihrer annähmen und zu erforschen suchten, wer unter die Kategorie dieser Messiasse fällt.« — »Ich stehe zur Verfügung meines Kaisers«, sagte der Blinde.

In zwei Wagen fuhren die Herren der jüdischen Deputation nach Alba; mit ihnen war Josef, den der Kaiser aufgefordert hatte, sich mit dem Großdoktor und seinem Gefolge in Alba einzufinden.

Gamaliel und Josef saßen im ersten Wagen zusammen mit den Doktoren Ben Ismael und Chilkias, Vertretern der milden, gemäßigten Richtung von Jabne. Gamaliel trug römische Galatracht. Während er aber sonst trotz seines Bartes sehr römisch aussah, wirkte heute sein römisches Äußeres wie eine Verkleidung. Er war nicht der weltläufige Politiker, als den Rom und Judäa ihn kannten, eher einer jener fanatischen, in sich gekehrten Juden, die ohne Blick durch ihre Umwelt hindurchgehen, beschäftigt nur mit Jahve, dem Gott in ihrer Brust. Den Gott in sich suchte denn auch der Großdoktor während dieser Wagenfahrt; er beschwor ihn, in ihm war nichts als brünstiges Gebet: Herr, gib mir vor diesem Römer die rechten Worte! Herr, laß mich die Sache deines Volkes wirksam führen! Herr, nicht um meinetwillen, nicht um unsertwillen, sondern um der künftigen Geschlechter willen gib mir und meinen Worten Kraft!

War man im ersten Wagen schweigsam, so war man um so beredter im zweiten. Hier führten das Wort die Vertreter der strengen Richtung von Jabne, die Doktoren Helbo und Simon, genannt der Weber. In grimmigen Worten gaben sie ihren Gewissensbissen Ausdruck, daß man gegen ihren Einspruch gerade heute, am Tag vor dem Sabbat, zum Kaiser fuhr. Sehr leicht konnte es geschehen, daß man auf der Rückfahrt in den Spätabend hineingeriet, in den Sabbatanfang also, und am Sabbat über Land zu fahren verbot das Ritualgesetz. Von vornherein also gefährdete man das ganze Unternehmen, da man sich der Gefahr aussetzte, das Gesetz Mosis übertreten zu müssen. Wäre es nach ihnen gegangen, dann hätte man dem Kaiser mitgeteilt, die Deputation könne ihn erst zwei Tage später aufsuchen. Doch Gamaliel hatte sie vergewaltigt, er hatte seine Autorität mißbraucht und sie gezwungen, den Wagen zu besteigen, ja, durch einen zweiten Machtspruch hatte er sie gezwungen, die gewohnte jüdische Tracht mit der vorgeschriebenen Galakleidung zu vertauschen. Sie führten einen eifrigen theologischen Disput, gegen wie viele von den dreihundertfünfundsechzig Verboten man durch diese Fahrt verstoße und wie viele von den zweihundertachtundvierzig Geboten dadurch zu vernachlässigen man gezwungen sei. Zudem habe der Großdoktor noch den Ketzer Josef Ben Matthias mit zum Kaiser genommen, jenen Mann, der Israel an Edom verraten habe. Doppelt notwendig sei es unter diesen Umständen, daß sie, die Doktoren der strengen Richtung, sich hart machten und nicht zuließen, daß Gamaliel in der Audienz seiner gefährlichen Neigung zu Kompromissen nachgebe und die Prinzipien Jabnes verwässere.

Der Großdoktor, schon erstaunt darüber, daß man ihn nicht

auf den Palatin beschieden hatte, sondern nach Alba, war doppelt verwundert über den Empfang, den er und seine Herren hier fanden. Man hatte ihm viel erzählt von dem umständlichen, prunkvollen Zeremoniell der kaiserlichen Audienzen. Hier in Alba aber wurden er und seine Herren nicht etwa in einen Vorsaal oder in einen Empfangsraum geleitet, sondern auf umständlichen Wegen führte man sie durch den ausgedehnten Park, durch Ziergärten, über geschwungene Brücken und Brückchen, an Teichen vorbei, an Gruppen zierlich verschnittener Bäume, an Blumenbeeten.

Es war ein launischer Spätherbsttag, der Himmel zeigte ein starkes Blau, gefleckt von fetten, weißen Wolken. Den Doktoren waren die Beine steif geworden vom langen Sitzen im Wagen. Jetzt stapften sie ungelenk die vielen Pfade, es ging auf und ab über Terrassen, über lange, sich windende Treppenwege.

Endlich wurde der Kaiser sichtbar. Um ihn waren einige Herren. Josef erkannte den Polizeiminister Norban, den Kriegsminister Annius Bassus und des Kaisers Freund, den Senator Messalin. Domitian trug einen leichten, grauen Mantel, sein Gesicht war infolge der frischen Luft noch mehr gerötet als sonst, er schien guter Laune. »Ah, da sind die Doktoren von Jabne«, sagte er lebhaft mit seiner hohen Stimme. »Ich habe es nicht länger hinausschieben wollen, mein heiliger Herr«, wandte er sich an Gamaliel, »Ihre Bekanntschaft zu machen. Nicht weitere zwei Stunden, nicht bis zum Ende der Besichtigung meiner neuen Bauten habe ich warten wollen. Jetzt freilich müssen Sie mir erlauben, daß ich, während ich mit Ihnen spreche, meine Geschäfte hier weiter betreibe. Das hier«, stellte er vor, »sind meine Baumeister Grovius und Larinas, deren Namen Ihnen bekannt sein werden. Und jetzt, während wir plaudern, fahre ich in der Besichtigung fort. Wir wollen uns zunächst das kleine Sommertheater anschauen, das ich für die Kaiserin zu errichten im Begriffe bin.«

Man setzte sich von neuem in Bewegung. Die jüdischen Herren, befremdet von dem sonderbaren Empfang, stolperten ungelenk weiter. Sie und diese Umgebung stimmten durchaus nicht zusammen, und sie spürten es. Der Kaiser, während man so dahinging, stelzte, stapfte, sprach über die Schulter zu dem Großdoktor. »Es ist jetzt«, sagte er, »viel die Rede von eurer Universität Jabne. Man beklagt sich, sie sei ein Herd des Aufruhrs. Ich wäre Ihnen verbunden, heiliger Herr, wenn Sie mich darüber belehrten.« Der Großdoktor war ein geschmeidiger Mann, der sich in jede Situation zu finden wußte. Sich sorgfältig einen halben Schritt hinter dem Kaiser haltend, erwiderte er: »Ich begreife nicht, wie unsere stille Gelehrtentätigkeit in Jabne Anlaß zu solchem Gerede geben kann. Unser einziges Geschäft ist, die alten Lehren unseres Gottes auszudeuten, sie den Bedingungen unserer neuen, unpolitischen, rein religiösen Gemeinschaft anzupassen, die Vorschriften eines Lebens festzusetzen, das dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, und unserm Gotte Jahve, was sein ist. Unsere oberste Richtschnur heißt: die Gesetze der Regierung sind auch Religionsgesetze. Durch diese Grundregel haben wir jeden Kompetenzstreit und jeden Gewissenskonflikt ein für allemal aus dem Wege geschafft.«

Man war inzwischen auf der Baustelle angelangt. Die Fundamente des kleinen Theaters waren gelegt. Der Kaiser stand und beschaute sie; es war fraglich, ob er die Worte des Großdoktors gehört und aufgenommen hatte. Vorläufig jedenfalls antwortete er nicht, sondern wandte sich an seine Baumeister. »Die Aussicht«, sagte er, »über die Bühne dieses kleinen Theaters auf den See hin ist noch schöner, als ich erwartet hatte. Aber vielleicht hätten wir doch, wie ich zuerst vorschlug, die Szene etwas breiter machen sollen, etwa um zwei Meter.« Und ohne Übergang, brüsk, wandte er sich an den Großdoktor: »Aber sind nicht vielleicht eure schönen Reden bloße Theorien? Ist eure Lehre nicht ihrem Wesen nach staatsfeindlich? Ist euer Gott nicht auch euer König, so daß seine Gesetze die Gesetze des Senats und Volkes von Rom von vornherein aufheben? Haben sich nicht die Führer des niederträchtigen Aufruhrs auch auf euch berufen und auf eure Lehre?«

Der Architekt Larinas legte dar: »Wenn wir die Szene breiter gemacht hätten, dann hätte das Haus den Charakter des Schmuckkästchens verloren, den der Herr und Gott Domitian für dieses Theater der Kaiserin befohlen hatte.« Der Großdoktor sagte: »Wir haben den Bann ausgesprochen über diejenigen, die sich der Aufruhrbewegung anschlossen.« Der Kaiser erklärte: »Ich will mir den Bau von der Seite anschauen.

Ich glaube noch immer nicht, daß Sie recht haben, mein Larinas.«

Während man sich nach der andern Seite des kleinen Theaters begab, hänselte Annius Bassus auf seine joviale, lärmende Art die jüdischen Herren: »Ja, meine verehrten Doktoren, Sie haben die Aufrührer in Bann getan, stimmt: aber doch erst, nachdem der Aufstand mißglückt war und die Aufrührer tot.« Der Kaiser beschaute sich den Bau. »Sie haben recht, mein Larinas«, entschied er, »und ich habe mich geirrt. Das Theater verlöre seinen Sinn, wenn man die Szene größer machte.« Doktor Chilkias widerlegte höflich den Annius Bassus: »Es war gar nicht anders möglich, als daß der Bann erst ausgesprochen wurde, nachdem die Aufrührer tot waren. Die Formalitäten und die Verkündigung, wenn man sie noch so sehr beschleunigt, nehmen mindestens sechs Wochen in Anspruch.«

»So«, sagte der Kaiser, »und jetzt zeigen Sie mir den Pavillon.« Von neuem machte man sich umständlich auf den Weg, bis man vor einem kleinen, nach allen Seiten offenen Bau stand. »Können Sie sich vorstellen, heiliger Herr«, wandte sich leutselig der Kaiser an den Großdoktor, auf die zierlich emporstrebenden Säulen weisend, »wie das ausschauen wird, wenn es erst ganz fertig ist? Ist das nicht wie aus Spitzen gewebt, so leicht und fein? Stellen Sie sich das vor, wie es in einen heißen, blauen Sommerhimmel hineinsticht. Beim Herkules, mein Grovius, das haben Sie ausgezeichnet gemacht. Ja, und wie ist das mit eurem Messias?« packte er wiederum jäh den Gamaliel an. »Ich habe mir sagen lassen, ihr verkündet da zweideutige Lehren über einen Messias, der da kommen soll, euer König zu sein und euern Staat wiederherzustellen. Wenn Worte Sinn haben, dann kann das doch nur bedeuten, daß dieser Messias mir meine Provinz Judäa zu entreißen bestimmt ist.«

Die Doktoren, wie der Kaiser plötzlich von dem Messias anhub, zuckten zusammen. Domitian sprach griechisch, das war eine Höflichkeit für die östlichen Herren, aber einige von ihnen vermochten doch nur mit Mühe zu folgen. Diese letzten Sätze indes und ihre bösartige Meinung hatten sie alle begriffen. Da standen sie, bärtig, hilflos, ratlos, ziemlich unglücklich in der ungewohnten Umgebung; zierlich vor den schweren Gestalten hob sich der Sommerpavillon.

Der Großdoktor indes bewahrte seine Fassung. Das Kommen des Messias, erklärte er, sei eine Weissagung allgemeiner Art, die nichts mit Politik zu tun habe. Der Messias sei eine Manifestation Gottes jenseits aller realen Vorstellungen, er gehöre in die Welt des rein Geistigen. Der Kaiser stelle sich ihn am besten als so etwas vor wie eine Idee Platos. Gewiß, es gebe Leute, die mit der Lehre vom Messias reale Vorstellungen verbänden. Diese Leute nennten sich Minäer oder auch Christen, dies letztere eben nach der griechischen Bezeichnung des Wortes Messias. Sie zögen aus jener Weissagung praktische Konsequenzen. Sie verehrten einen persönlichen, verleiblichten Messias. »Wir aber«, erklärte er würdevoll und bestimmt, »wir, das Lehrhaus und das Kollegium von Jabne, haben diese Leute als Ketzer aus unserer Mitte ausgestoßen. Wir haben mit Messiasgläubigen solcher Art nichts zu schaffen.«

»Schade«, meinte Domitian, »daß ich den Pavillon nicht sehr oft werde benutzen können. Gerade im Sommer zwingt mich die Rücksicht auf dumme Repräsentation, beinahe täglich große Tafel zu halten. Aber der Pavillon ist ein Wunder in seiner Art.« Dann, sehr sanft, sagte er zu dem Großdoktor: »Jetzt haben Sie aber ein wenig geschwindelt, heiliger Herr. Ich bin besser informiert, als Sie annehmen. Die Messiasgläubigen, von denen Sie sprechen, Ihre Christen, die behaupten doch, der Messias sei bereits gestorben; ihr gekreuzigter Gott wird mir somit schwerlich mehr die Provinz Judäa wegnehmen, und die Leute sind in dieser Hinsicht ganz ungefährlich. Euer Messias hingegen, da ihr ihn erst erwartet, der bleibt bedenklich.« Unter den Doktoren war sichtbare Verwirrung. Die Weissagung des Messias, versuchte Gamaliel zu erklären, beziehe sich auf eine ferne Zukunft. Von dem Reich, das er gründen solle, heiße es, es werde dort alles Kriegsgerät in Friedenswerkzeug umgeschmiedet werden, und es würden dort Löwe, Wolf und Bär zusammen mit dem Lamme weiden. »Sie sehen, Majestät«, schloß er, »es handelt sich um eine religiöse Utopie, die mit realer Politik nichts zu schaffen hat.« Doktor Chilkias sprang dem Gamaliel bei. »Fest steht nur *eines«,* sagte er, »daß nämlich ein Messias kommen wird. Wann er indes kommen wird und was seine Funktion sein wird, sich darüber ein Bild zu machen bleibt dem einzelnen überlassen.«

Schon während Gamaliel gesprochen, hatten einige der Doktoren zu tuscheln angefangen. Sie fanden es offenbar lästerlich, unerträglich, daß aus berufenem Munde ein so wichtiger Bestandteil ihres Glaubens so zweideutig erklärt, ja geradezu abgeleugnet wurde. Kaum hatte Doktor Chilkias geendet, da korrigierte denn auch schon Doktor Helbo ihn und vor allem den Großdoktor. Mit seiner tiefen, brüchigen Stimme, unbeholfen, in schlechtem Griechisch, sagte er: »Es mag sein fern, es mag sein nah, es mag sein so, es mag sein anders: aber der Tag wird kommen. Der Tag wird kommen«, wiederholte er grob, bedrohlich und richtete die alten, zürnenden Augen auf den Großdoktor und zurück auf den Kaiser.

Ein unbehagliches Schweigen war. »Interessant«, sagte Domitian, »das ist interessant.« Er setzte sich auf die Stufen des Pavillons, schlug salopp ein Bein über das andere und wippte mit dem Fuß; es war angenehm, nicht die feierlichen, hochgesohlten Schuhe zu tragen, sondern bequeme, sandalenartige. »Darüber möchte ich mehr hören«, fuhr er fort. Und, immer sehr sanft, wandte er sich an den Großdoktor, mit dem Finger drohend: »Und da sagen Sie, euer Messias sei eine utopische Vorstellung, eine platonische Idee!« Und, wieder zu dem alten, groben Helbo: »Der Tag wird kommen. Welcher Tag, bitte? ›Kommen wird er, der Tag, da die heilige Ilion hinsinkt‹«, zitierte er den Homer. »An welche Ilion denken Sie, mein Doktor und Herr? An Rom?« fragte er geradezu.

Die Doktoren standen jetzt ein wenig gesondert. Die Römer schauten auf sie, warteten auf die Antwort. Der Kaiser indes, ihre Verlegenheit nicht ausnützend, unterbrach das peinliche Schweigen und fuhr fort, ungewohnt jovial: »Es müssen manche unter euch sich diesen Messias nicht als etwas rein Geistiges, sondern als ein Wesen aus Fleisch und Blut vorgestellt haben. Dieser mein Flavius Josephus zum Beispiel hat seinerzeit meinen Vater, den Gott Vespasian, als den Messias bezeichnet. Und Sie, mein Flavius Josephus«, er schaute ihm voll, sanft, mokant und gefährlich ins Gesicht, »haben doch sicher nicht meinem Vater die Absicht zugetraut, Wölfe oder Löwen so zu zähmen, daß sie neben Lämmern weiden. Aber schön«, wandte er sich wieder an die Doktoren, »dieser Ritter Flavius Josephus ist im Hauptamt Soldat, Schriftsteller, Staatsmann und nur im Nebenamt Theolog und Prophet; lassen wir also seine Deutung auf sich beruhen. Sie indes, meine Herren Doktoren, Sie sind die berufenen Ausleger der jüdischen Lehre, die Sachwalter Jahves. Ich bitte Sie um eine klare, unmißverständliche Auskunft: wer oder was ist Ihr Messias? Ich bitte Sie um eine Erklärung, so eindeutig, wie ich sie in Rapporten meiner Beamten zu finden erwarte.«

»Es steht geschrieben«, begann Doktor Helbo, »bei unserm Propheten Jesajas: ›Von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem. Und er wird richten unter den Heiden und strafen viele Völker.‹« Zornig und gefährlich kam das aus seinem großen Mund. Aber: »Nicht doch, nicht doch, mein Bruder und Herr«, fiel ihm eifrig Doktor Chilkias ins Wort, »dies ist eine halbe Wahrheit, die ihren rechten Sinn erst aus späteren Sätzen gewinnt. Denn es ist gesagt bei dem gleichen Propheten Jesajas: ›Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten. Sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, auf daß du mein Heil seist bis zum Ende der Welt.‹« Allein: »Entstellen Sie nicht, mein Bruder und Herr«, ereiferte sich hartnäckig Doktor Helbo, »legen Sie nicht den Ton auf Nebensachen. Steht nicht etwa auch geschrieben bei dem Propheten Micha:

›Er wird richten unter großen Völkern und viele Heiden strafen in fernen Landen‹?« Doch auch Doktor Chilkias beharrte:

»Sie sind es, der entstellt, und schon ein zweites Mal. Denn Sie lassen fort, wie es weitergeht bei dem Propheten Micha:

›Und ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Furcht.‹« Nun aber sprang dem Doktor Helbo sein Gesinnungsgenosse bei, der Doktor Simon, genannt der Weber. »Und was ist es«, fragte er streitbar, »mit Gog und Magog, die der Messias vorher hinstrecken wird?« Alle begannen sie jetzt zu debattieren. Sie waren nicht mehr in den Gärten von Alba und in Gegenwart des Kaisers, sie waren in Jabne, in ihrem Lehrsaal, sie gerieten aus dem Griechischen ins Aramäische, ihre Stimmen gingen ineinander, erhitzt, zornig. Der Kaiser und seine Herren hörten still zu und zeigten kaum, wie belustigt sie waren.

»Ich muß gestehen, viel klüger bin ich nicht geworden«, sagte schließlich der Kaiser. Messalin, mit seiner sanften Stimme, griff ein. »Darf ich mir den Versuch erlauben«, fragte er, »den Herren klarzumachen, was eigentlich unser Herr und Gott von Ihnen will? Es geht der Majestät darum, meine Herren Doktoren, von Ihnen als von der autorisierten Stelle folgendes zu erfahren. Gibt es Männer in Fleisch und Blut, Männer mit genauen Namen, Wohnort und Geburtsjahr, die eine Anwartschaft darauf haben, der von Ihnen erwartete Messias zu sein? Mir hat man gelegentlich gesagt, ein Kriterium werde von Ihnen allen als Grundlage solcher Eignung und Anwartschaft anerkannt; es werde nämlich der von Ihnen erwartete Messias ein Reis sein aus dem Stamme eures Königs David. Bin ich da recht unterrichtet oder nicht?«

»Ja«, sagte lebhaft der Kaiser, »das ist interessant. Ist der Kreis derer, aus deren Mitte der von euch erwartete Messias kommen soll, streng umgrenzt? Ist er zu suchen ausschließlich unter den Abkömmlingen eures Königs David? Ich bitte um klare Antwort«, forderte er den Großdoktor auf.

Gamaliel erwiderte: »Es ist so, und es ist nicht so. Unsere Heilige Schrift bedient sich oft einer dichterischen Ausdrucksweise. Wenn unter unsern Propheten der eine oder andere erklärt, es werde uns ein Messias kommen aus dem Stamme Davids, so ist das mit Absicht vag ausgedrückt und bildlich zu verstehen. Die ganze Vorstellungswelt um den Messias herum ist poetisch. Sie hat«, schloß er lächelnd, weltmännisch, »wenig mit einer Realität zu tun, die man in Akten und Listen einfangen könnte.«

Doktor Ben Ismael wandte das edle, elfenbeinfarbene, zerknitterte Gesicht dem Kaiser zu, die alten, müden, eingesunkenen Augen richtete er voll auf ihn, und er erklärte: »Ja, es handelt sich um eine höhere Realität. Wer über den Messias ein Einzelnes aussagt, sagt im besten Falle eine Teilwahrheit aus und somit etwas Falsches. Denn die Lehre vom Messias ist eine vielfältige Wahrheit, sie kann nicht mit dem Verstand allein begriffen, sie kann nur geahnt werden, geschaut. Nur der Prophet schaut sie. Eines allein ist gewiß: der Messias, der da kommen soll, wird sein die Verbindung Gottes mit der Welt. Seine Sendung geht nicht Israel allein an, sondern den Erdkreis und alle seine Völker.«

Aber: »Es ist nicht so«, erklärte grob der wilde Eiferer Doktor Helbo, »und Sie, Doktor Ben Ismael, wissen, daß es nicht so ist. Es sind Einzelheiten offenbart über den Messias«, wandte er sich an Messalin, »so eindeutige Merkmale, daß sie nicht zu verwischen sind und daß sogar ihr Römer sie verstehen könnt. Der Messias wird sein ein Sprößling Davids. Dies ist die Wahrheit, und da hat man Sie recht unterrichtet, mein Herr.«

»Danke«, sagte Messalin.

»Was Sie meinem Vater verkündet haben, mein Flavius Josephus«, meinte liebenswürdig der Kaiser, »stimmt aber damit nicht überein. Denn soweit ich über unsere Abstammung unterrichtet bin, geht sie auf Herkules zurück, nicht auf diesen David.« Ein kleines Gelächter lief ringsum, es klang harmlos, der Großdoktor atmete auf. Josef selber, trotz der Demütigung, atmete auf, froh, daß die Gefahr vorüberzuziehen schien an der Hochschule von Jabne, an der Lehre. »Aus den Meinungsverschiedenheiten der verehrten Herren und Doktoren«, verteidigte er sich, »mag der Herr und Gott Domitian ersehen, daß die Verkündigungen des Messias dunkel sind und das meiste dem Gefühl überlassen. Was ich damals spürte, als ich dem Herrn und Gott Vespasian huldigte, war ehrlich, die Ereignisse haben es bewährt, und ich rühme mich meiner Verkündigung.«

Ein tiefes, zorniges Brummen kam aus der Kehle des Doktors Helbo. War es schon Lästerung, daß dieser Josef Ben Matthias, immerhin noch Jude, den Kaiser der Heiden als Herrn und Gott ansprach, so war es doppelte Blasphemie, daß er den toten Kaiser Vespasian, den Feind Jahves, in Gegenwart der Doktoren von Jabne nochmals den Messias nannte. Doktor Helbo rüstete sich also, etwas Eiferndes, Bekennerisches, Vernichtendes zu sagen. Doch weder dem Annius Bassus noch dem Norban, noch gar dem Messalin gefiel es, daß sich das Gespräch jenen alten, abgelebten Vorgängen zugekehrt hatte. Ihnen lag daran, die Doktoren auf Definitionen festzulegen, die man für gewisse praktische Maßnahmen verwerten konnte.

»Soviel jedenfalls dürfen wir als gesichert unterstellen«, faßte Annius Bassus zusammen, »daß der gemeine Mann überall in der Judenheit einen, der vom König David abstammt, dem Kreis derjenigen zurechnet, aus denen der echte Messias kommen wird.« — »Ja, so ist es«, gab der grimmige Doktor Helbo zu. »Nun«, erklärte zufrieden der Polizeiminister Norban, »da haben wir immerhin etwas Rundes, Faßbares, Greifbares.« Und: »Gibt es solche Abkömmlinge Davids?« stieß sogleich mit seiner sanften Stimme der blinde Messalin weiter vor. »Kennt man sie? Gibt es viele? Und wo findet man sie?«

Außer Josef und Gamaliel wußte unter den Juden wohl keiner Bescheid um die dunkle Funktion dieses Senators Messalin. Trotzdem überfröstelte es die Doktoren. Sie merkten den bösen Hintersinn der sanften Frage, sie erkannten, daß dies die gefährlichste Minute dieses schicksalsträchtigen Gespräches war, die gefährlichste Minute dieser bedenklichen Reise nach Rom. Was sollte man antworten? Sollte man die Namen der Sprößlinge Davids und ihrer Häupter diesen bösartigen Heiden und ihrem Kaiser preisgeben? Nicht als ob sie sehr geachtet gewesen wären, diejenigen, die heute der Finger des Volkes, und nicht einmal mit Sicherheit, als Sprößlinge Davids bezeichnete; seit vielen Geschlechtern waren viele berufen. Trotzdem waren sie heilig, denn unter ihnen war der Auserwählte oder der Stammvater des Auserwählten. Und die Hoffnung auf den Auserwählten war das Lichteste an der Lehre. Ja, ein großes Licht würde für immer verlöschen, wenn man leichtfertig das Geschlecht Davids preisgäbe und damit die Möglichkeit, daß der Messias je erscheine. Es wob um die Hoffnung auf den Messias Geheimnis, ein anziehend Urheiliges; wenn mit dem Geschlechte Davids dieses Heilige, Geheimnisvolle aus der Welt verschwand, dann war der Lehre ihr tiefster Zauber genommen.

Was also sollte man tun? Wich man der sanften, tückischen

Frage des blinden Mannes aus, verweigerte man die Namen, dann, sicherlich, wird sich der Zorn des Kaisers über das Lehrhaus von Jabne ergießen. Sollte man also die Sprößlinge Davids ausliefern?

Der Wind war stärker geworden, er ging in Stößen und bauschte die Galakleider. Dunkelgrün glänzten Buchs und Taxus, silbern glitzerten die Ölbäume, von unten erschimmerte besonnt, leicht bewegt der See. Doch niemand achtete darauf. Der Kaiser saß auf den Stufen des Pavillons, die andern standen herum. Sie schauten auf den Großdoktor, an ihm jetzt lag es, zu antworten, und was wird er antworten? Selbst die Architekten Grovius und Larinas vergaßen den Ärger darüber, daß die Schaustellung ihrer Leistung beeinträchtigt war durch die Anwesenheit der barbarischen Gesandtschaft. Was wird der Erzpriester der Juden jetzt sagen?

Bevor er indes antworten konnte, erklang die brüchige, grobe Stimme Doktor Helbos. Hatte nicht dieser Josef Ben Matthias soeben erst nochmals den Frevel der Lästerung begangen und so sich selber zur Ausrottung bestimmt? »Die vom Stamme Davids sind berufen«, sagte also Doktor Helbo, »aber nur wenige sind auserwählt. Da ist zum Beispiel dieser Josef Ben Matthias, früher Priester der Ersten Reihe, jetzt aber in Bann und ein Ketzer. Wie könnte ein solcher auserwählt sein? Und dennoch ist er vom Stamme Davids, wenn auch nur von Großmutterseite her. Sein Vater jedenfalls hat sich des vor meinen Ohren gerühmt.«

»Interessant«, sagte der Kaiser, »interessant.«

Alle Blicke richteten sich auf Josef. Es hatte sich um ihn ein kleiner, freier Raum gebildet; es war so wie damals, als der Bann gegen ihn ausgesprochen war und alle die sieben Schritte Abstand hielten. Sonderbar teilnahmslos stand er da, als wäre von einem Dritten die Rede, das Galakleid mit dem schmalen Purpurstreif legte sich im Wind an seine magern Glieder, mit abwesenden Augen beschaute er den Ring an seinem Finger, den Goldenen Reif des Zweiten Adels. In seinem Innern war Panik. Aus dem Geschlechte Davids, dachte er. Es ist wohl so. Aus Königsgeschlecht vom Vater und von der Mutter her, aus dem Geschlechte Davids und aus dem Geschlechte der Hasmonäer. Daß dieses jetzt über mich kommt, ist die Strafe dafür, daß ich damals den Römer als den Messias begrüßt habe. Mittlerweile aber hatte der Großdoktor seine Antwort gefunden. In seiner überlegenen, weltmännischen Art erklärte er: »Wenn das Volk den oder jenen als einen Abkömmling Davids bezeichnet, so ist das ein vulgärer Aberglaube, gegründet nicht auf die leiseste Spur eines Beweises. Manchmal sind es sehr geringe Männer, an welche dieser Aberglaube sich heftet, ein Fischer, ein Zimmermann. Wie sollte ein Sprößling Davids so herunterkommen?« Diesmal wurde er berichtigt von einem, von dem es keiner erwartet hätte.

»Es ist aber manchmal ein großer Glanz auch um diese niedrigen Männer«, sagte die milde Stimme des alten Doktors Ben Ismael.

»Laß dich anschauen, mein Josephus«, lächelte Domitian, »ob ein Glanz um dich ist!« Er stand auf, kam nah an den Juden heran. »Auf alle Fälle bleibt diese Angelegenheit mit eurem Messias dunkel und bedenklich«, entschied er, es klang abschließend.

Nun aber dachte der Großdoktor an das, was er sich zurechtgelegt hatte über die Religiosität und Gottesscheu dieses Kaisers und fand es an der Zeit, seinesteils anzugreifen. »Ich bitte Eure Majestät«, bat er, »die Angelegenheit nicht als bedenklich anzuschauen. Dunkel ist die Lehre vom Messias, aber hüllen sich nicht die Götter vieler Völker in Dunkelheit?« Er stand jetzt Aug in Aug mit dem Kaiser, seine Stimme klang hell, stark, mutvoll, bedrohlich. »Es ist nicht gut«, warnte er, »wenn der Mensch versucht, zu tief in die Geheimnisse der Gottheit einzudringen. Vielleicht geschah es aus Gründen solcher Art, daß uns unser Gott so schwer gezüchtigt hat.« Ein kleines Zucken ging über das Gesicht des Kaisers, fast unmerklich, Gamaliel aber bemerkte es. Mehr zu erreichen, hatte er nicht gehofft; den Kaiser weiter zu bedrohen hätte die Wirkung nur verdorben. Gamaliel ließ es also bei seinem undeutlichen Ausspruch bewenden, ja er tat, als hätte er keine Warnung vorgebracht, sondern nur eine Entschuldigung, und er fuhr, leiser, fort: »Es ist kein leichter, heiterer Gott, unser Gott Jahve, es ist schwer, ihm zu dienen, er ist schnell gekränkt.«

Die Drohung des Großdoktors bereitete dem Kaiser gerade durch ihre Vieldeutigkeit Unbehagen, Gamaliels schmetternde Stimme erinnerte ihn peinlich an die seines Bruders Titus, und dieser letzte Hinweis, Jahve sei schnell gekränkt, beunruhigte ihn tief. Was will er denn, dachte er, der jüdische Pfaffe? Ich denke doch gar nicht daran, ihm seine Universität zu schließen. Das könnte diesem Jahve passen, daß ich etwas gegen ihn unternehme und ihm den Vorwand liefere, mich zu schädigen. Ich werde mich hüten.

»Ich habe gehört«, sagte er mit Anlauf, entschlossen, »ihr hättet Angst davor, man könnte euer Lehrhaus sperren. Wie kommt ihr auf solchen Aberwitz? Wie könnt ihr so unsinnigem Gerede Glauben schenken?« Er richtete sich hoch auf, blitzend, kaiserlich stand er im starken Wind. »Rom schützt die Götter der Völker, die sich seinem Schirm anvertraut haben«, verkündete er, und: »Habt keine Angst!« fuhr er fort, leutselig.

»Ich werde euch ein Handschreiben mitgeben an meinen Gouverneur Pompejus Longin, das euch jeder weiteren Sorge überheben soll.« Mit einer leichten, anmutigen Bewegung legte er dem Großdoktor die Hand auf die Schulter. »Man sollte nicht gleich kleinmütig werden«, sagte er mit liebenswürdigem Spott, »und verzagen, mein heiliger Herr, unter der Regierung des Domitian, den Senat und Volk von Rom ihren Herrn und Gott nennen. Und vielleicht auch sollte man etwas mehr Vertrauen zu seinen eigenen Göttern haben.« Und, zu Josef gewandt, abschließend, mit einer lockern und gleichwohl fürstlichen Geste, sagte er: »Sind Sie zufrieden mit mir, mein Flavius Josephus, Geschichtsschreiber meines Hauses?«

Die Woche darauf, trotz der schlechten Jahreszeit, schifften sich der Großdoktor und seine Herren nach Judäa ein. Josef und Claudius Regin begleiteten Gamaliel ans Schiff.

Gamaliel fand auch jetzt herzliche und sehr achtungsvolle Worte, um sich bei Josef zu bedanken, daß er ihm die Audienz beim Kaiser verschafft hatte. »Wieder«, sagte er, »haben Sie sich hohes Verdienst um die Sache Israels erworben. Ich hoffe nur, daß nicht am Ende Sie den Preis für unsere Privilegien zu zahlen haben werden. Da Domitian bis jetzt aus den unbesonnenen Äußerungen unseres Doktors Helbo keine Konsequenzen gezogen hat, wird er das, hoffe ich, auch weiter unterlassen.«

Josef schwieg. Claudius Regin wiegte aber, besorgt, den Kopf und sagte: »Domitian ist ein langsamer Gott.«

Dann bestiegen die Doktoren das Schiff, glücklich, im Besitz des sehr gnädig gehaltenen kaiserlichen Handschreibens. Aller Herzen waren erfüllt von Dank für Josef. Nur die Doktoren Helbo und Simon der Weber grollten ihm auch weiter.

Kurze Zeit darauf forderte der Senator Messalin den Josef auf, ihn zu besuchen. Der Kaiser erweise dem Senator die Gunst, bei ihm zu speisen, und wünsche, daß ihm Josef aus dem Manuskript seines Geschichtswerkes die Kapitel über den jüdischen König David vorlese.

Da wußte Josef, daß Claudius Regin recht gehabt und daß der langsame Gott Domitian die Maßnahmen gegen ihn aufgeschoben, doch nicht aufgegeben hatte. Er erschrak in seinem Herzen. Gleichzeitig aber beschloß er, daß, wenn Gott ihn wirklich als Opfer an Stelle Jabnes bestimmt haben sollte, er nicht dagegen murren, sondern dieses Opfer voll demütigen Stolzes auf sich nehmen werde.

Messalin, während Domitian faul auf dem Sofa lag, eröffnete dem Josef, der Kaiser sei interessiert an gewissen jüdischen Fragen, und da die Doktoren von Jabne nicht mehr in Rom seien, möchte er von Josephus Auskunft haben als von dem besten Kenner der Materie. »Ja«, nickte träg und wohlwollend der Kaiser, »es wäre freundlich von Ihnen, mein Josephus, wenn Sie uns belehren wollten.«

Josef, sich an Messalin allein wendend, fragte: »Habe ich diese Unterredung als ein Verhör zu betrachten?« — »Was für harte Worte, mein Josephus«, tadelte lächelnd von seinem Sofa her der Kaiser, und: »Es handelt sich lediglich um eine Unterredung über historische Gegenstände«, betonte nochmals liebenswürdig der Blinde. »Es interessiert den Herrn und Gott Domitian zum Beispiel, wie Sie, ein Mann des Ostens, über das Schicksal des Cäsarion denken, jenes Sohnes des Julius Cäsar und der Kleopatra.« — »Ja«, pflichtete der Kaiser bei, »das interessiert mich. Cäsar hat ihn offenbar geliebt, diesen seinen Sohn«, setzte er auseinander, »und ihm die Rolle zugedacht, der vermittelnde Herrscher zwischen Ost und West zu sein. Es scheint auch, daß sich Cäsarion zu einem jungen Mann von vielen Gaben entwickelt hat.« — »Und worüber«, fragte betreten Josef, »wünschen Sie mein Urteil?« Messalin beugte sich vor, richtete die blinden Augen auf Josefs Gesicht, als sähe er, und fragte langsam und sehr deutlich: »Finden Sie, daß Augustus recht daran getan hat, diesen Cäsarion zu beseitigen?«

Jetzt war es dem Josef klar, worum es ging. Domitian wollte sich, ehe er die Sprößlinge Davids erledigte, auch noch von einem seiner Opfer bestätigen lassen, daß er recht daran tue, es zu beseitigen. Vorsichtig sagte er: »Julius Cäsar hätte vor dem Tribunal der Geschichte sicher gute und schlagende Gründe vorbringen können, um die Tat des Augustus zu verurteilen. Augustus seinesteils hätte wohl nicht weniger gute Gründe gewußt, seine Tat zu rechtfertigen.« Domitian lachte ein kleines Lachen. Auch über das Antlitz des Blinden ging ein Lächeln, und er anerkannte: »Gut geantwortet. Allein was uns hier interessiert, ist nicht das Urteil des Cäsar, auch nicht das Urteil des Augustus, sondern nur Ihr Urteil, mein Flavius Josephus.« Und: »Finden Sie«, wiederholte er langsam, jedes Wort unterstreichend, »daß Augustus recht daran tat, als er den Prätendenten Cäsarion beseitigte?« Er neigte das Ohr dem Josef hin, begierig.

Josef biß sich auf die Lippen. Schamlos und geradewegs sprach der Mann aus, worum es ging, um die Beseitigung unliebsamer Prätendenten, um seine, des Josef, Beseitigung. Er war wortgewandt, er hätte weiter ausweichen und sich der billigen Schlinge entziehen können; doch sein Stolz sträubte sich dagegen. »Augustus hat recht getan«, urteilte er kühl und ohne Umschweif, »den Cäsarion zu beseitigen. Der Erfolg hat ihn bestätigt.« — »Danke«, sagte Messalin, wie er es vor Gericht zu tun pflegte, wenn ihm der Gegner hatte einräumen müssen, daß er im Recht war.

»Und jetzt erzählen Sie uns von Ihrem König David«, fuhr er munter fort, »dessen Sprößlinge zu euern künftigen Herrschern bestimmt sind!« — »Ja«, pflichtete ihm Domitian bei, »lesen Sie uns vor, was Sie über diesen Ihren Ahnherrn geschrieben haben! Zu diesem Zweck hat unser Messalin Sie hergebeten.«

In seinem Herzen liebte Josef mehr den dunklen, zerrissenen Saul als jenen David, dem sich so vieles so leicht und glücklich erfüllte, und er wußte, daß die Kapitel über David nicht die besten seines Werkes waren. Heute aber, als er las, riß ihn sein Gegenstand mit, und er las gut. Es bereitete ihm Genugtuung, diesem römischen Kaiser zu berichten von dem großen, jüdischen König, der ein so gewaltiger Herrscher war und ein Sieger über die Völker. Josef las gut, und Domitian hörte gut zu. Er verstand etwas von Geschichte, er verstand etwas von Literatur, Josephus interessierte ihn, König David interessierte ihn, sein Gesicht spiegelte seine Anteilnahme.

Einmal unterbrach er den Josef. »Es ist wohl schon ziemlich lange her, daß er regiert hat, dieser David?« fragte er. »Es war etwa um die Zeit des Trojanischen Krieges«, gab Josef Auskunft, und stolz fügte er hinzu: »Unsere Geschichte reicht sehr weit zurück.« — »Unsere römische«, räumte friedfertig der Kaiser ein, »beginnt erst mit der Flucht des Äneas aus dem brennenden Troja. Da hattet ihr also schon diesen großen König auf dem Thron eures Volkes sitzen. Aber lesen Sie weiter, mein Josephus!«

Josef las, und wie er so dem römischen Kaiser vorlas, kam er sich selber ein wenig vor wie jener David, vor dem zerklüfteten König Saul auf der Harfe spielend. Er las lange, und als er aufhören wollte, verlangte der Kaiser, daß er weiterlese.

Dann, als Josef zu Ende war, machte Domitian einige recht verständige Anmerkungen. »Er scheint die Technik des Regierens besessen zu haben, euer David«, meinte er etwa, »wiewohl ich seine verschiedenen Anfälle von Großmut nicht billige. Er hat zum Beispiel offenbar töricht gehandelt, wenn er den Saul, der in seine Hand gegeben war, verschonte, und das sogar ein zweites Mal. Später hat er denn auch zugelernt und sich klüger verhalten. Eines vor allem erscheint mir gut und königlich: daß er nämlich den Fürstenmord bestraft, selbst wenn dieser Mord an seinem Gegner und also zu seinen Gunsten vollzogen wird.«

Ja, jene Maßnahmen des David, daß der den Mann, der den Saul erschlagen, hatte hinrichten lassen, schien den Kaiser zu befruchten, und mit einem kleinen Schauder mußte Josef erleben, mit welch ausgeklügelter Kunst dieser Domitian aus dem scheinbar Fernstliegenden eine Nutzanwendung für sich selber zu ziehen wußte. »Kaiser Nero«, wandte er sich nämlich an Messalin, »war gewiß ein Feind meines Hauses, und es war gut, daß er umkam. Trotzdem begreife ich nicht, daß der Senat seinen Mörder Epaphrodit ungestraft hat weiterleben lassen. Wer an einen Kaiser die Hand legt, darf nicht weiter in der Welt sein. Und lebt er nicht jetzt noch, dieser Epaphrodit? Lebt er nicht hier in Rom? Geht er nicht herum, eine zweibeinige Aufforderung zum Fürstenmord? Ich begreife nicht, wie der Senat das so lange hat dulden können.« Messalin, mit seiner liebenswürdigsten Stimme, entschuldigte seine Kollegen. »Vieles«, sagte er, »was die Berufenen Väter tun und lassen, ist mir nicht verständlich, mein Herr und Gott. Im Falle des Epaphrodit aber hoffe ich meine Kollegen mit Erfolg auf das Beispiel des alten Judenkönigs hinweisen zu können.« Finster und gramvoll fiel es den Josef an. Er schätzte den Epaphrodit; der war ein guter Mann, er liebte und förderte Künste und Wissenschaften, Josef hatte manche gute Stunde mit ihm verbracht. Jetzt also, ohne es zu wollen, hat er den Untergang dieses Mannes herbeigeführt.

Bald darauf, unter einem Vorwand, ließ Messalin den Kaiser

mit Josef allein. Domitian richtete sich auf seinem Sofa halb auf, und lächelnd, mit einladender Vertraulichkeit, sagte er:

»Und jetzt, mein Josephus, reden Sie offen. Hat jener plumpe Mann unter denen von Jabne recht gehabt, der behauptete, Sie seien ein Sproß aus dem Hause des David? Es ist das, wie ja auch eure Doktoren erklären, mehr eine Sache des Gefühls, der Intuition, als aktenmäßiger Beweise. In diesem Gedankengang kann ich euch folgen. Wenn ich zum Beispiel selber glaube, ich sei ein Abkömmling des Herkules, dann bin ich es. Sicher haben Sie bereits begriffen, mein Flavius Josephus, wo ich hinauswill. Es ist dies: ich lege es in Ihre Hand, ob Sie für einen Sproß des David betrachtet werden wollen oder nicht. Wir stellen da nämlich Listen auf. Wir notieren, wer als Nachfahr des großen Königs zu betrachten ist, dessen Wirksamkeit Sie so vortrefflich geschildert haben. Verwaltungstechnische Gründe lassen meiner Regierung die Aufstellung einer solchen Liste wünschenswert erscheinen. Wie ist das nun mit Ihnen, mein Josephus? Sie sind ein begeisterter Jude. Sie rühmen sich Ihres Volkes, Sie rühmen sein Alter, seine großen zivilisatorischen Leistungen. Sie sind ein Bekenner. Ich glaube dem Bekenner Josephus. Was immer Sie mir sagen werden, ich glaub es Ihnen, es gilt. Sagen Sie mir: ›Ich bin ein Sproß aus dem Hause des David‹, und Sie sind es. Sagen Sie: ›Ich bin es nicht‹, und Ihr Name erscheint nicht auf jener Liste.« Er erhob sich, er ging ganz nah an Josef heran. Mit einer lächelnden, fast grinsenden, schaurigen Vertraulichkeit fragte er ihn: »Wie ist das, mein Jude? Alle Fürsten sind verwandt. Bist du mein Verwandter? Bist du ein Sproß des David?«

Wirr stürmten in Josef Gedanken und Gefühle. Wenn das Volk von dem oder jenem behauptete, er sei aus Davids Geschlecht, so war das schieres Gerede und nicht weiter nachprüfbar. Auch hat er selber niemals von dieser seiner angeblichen Abstammung Aufhebens gemacht. Es wäre also sinnlos, jetzt Bekennermut zu zeigen und stolz zu erklären: Ja, ich bin aus Davids Geschlecht. Niemand hätte Nutzen davon, das einzige, was er dadurch erreichen könnte, wäre das eigene Verderben. Weshalb wohl treibt es ihn trotzdem so mächtig, ja zu sagen? Deshalb, weil dieser Kaiser der Heiden seltsamerweise recht hat. Er, Josef, weiß aus dem Gefühl, also aus einem tiefen Wissen heraus, daß er wirklich zu den Berufenen gehört, zu denen aus Davids Geschlecht. Der Kaiser der Heiden will ihn demütigen und ihn verlocken, sein Bestes zu verleugnen. Und wenn er sich dahin bringen läßt, wenn er seinen großen Ahn David abschwört, dann wird dieser Kaiser nicht nur ihn, er wird sein ganzes Volk verachten, und mit Recht. Was sich da zwischen Domitian und ihm abspielt, das ist eine der vielen Schlachten in dem Krieg, den sein Volk gegen Rom um seinen Jahve führt. Aber wo ist der rechte Weg? Was erwartet die Gottheit von ihm? Es ist Feigheit, wenn er seine »Berufung« verleugnet. Aber ist es nicht geistiger Hochmut, wenn er sich, gegen die Vernunft, zu seinem Gefühl bekennt? Still stand er da, hager. Nichts von seiner Ratlosigkeit zeigte sich auf seinem fleischlosen Gesicht; die brennenden Augen unter der breiten, hohen, gebuckelten Stirn hielt er auf den Kaiser gerichtet, nachdenklich, sehend und nicht sehend, und nur mit Mühe hielt Domitian den Blick aus. »Ich merke schon«, sagte er, »du willst mir nicht ja sagen und auch nicht nein. Das begreife ich. Aber wenn dem so ist, dann, mein Lieber, weiß ich dir ein Drittes. Du hast meinen Vater, den Gott Vespasian, als den Messias begrüßt. Wenn du das zu Recht getan hast, dann muß von diesem Messias-Wesen doch auch etwas in mir selber sein. Ich frage dich also: bin ich der Sohn und Erbe des Messias? Bedenke dich gut, ehe du antwortest. Wenn ich der Erbe des Messias bin, dann ist, was das Volk über die Sprößlinge Davids schwatzt, leeres Gefasel, nichts weiter, dann droht keine Gefahr von den Sprößlingen Davids, und es lohnt nicht, daß meine Beamten ihre Listen anlegen. Weich mir also nicht aus, mein Jude. Rette deine Sprößlinge Davids und dich selber. Sag es, das Wort. Sag zu mir: ›Du bist der Messias‹, und fall nieder und bete mich an, wie du meinen Vater angebetet hast.«

Josef erbleichte tief. Das hat er doch schon erlebt. Wann nur? Wann und wie? Er hat es im Geiste erlebt. So wird es erzählt in den Geschichten von dem reinen und von dem gefallenen Engel, und so auch fordert in den Schriften der Minäer der Versucher, der Verleumder, der Diabolus den Messias auf, sein eigenes Wesen zu verleugnen und ihn anzubeten, und verspricht ihm dafür alle Herrlichkeit der Welt. Seltsam, wie sich in seinem eigenen Leben die Sagen und Geschichten seines Volkes spiegeln. Er ist so durchtränkt mit der Vergangenheit seines Volkes, daß er sich selber verwandelt in die Gestalten dieser Vergangenheit. Und wenn er jetzt diesem römischen Kaiser, dem Versucher, gehorcht und ihn verehrt, wie er’s verlangt, dann verleugnet er sich selber, sein Werk, sein Volk, seinen Gott.

Noch immer schaute er unverwandt auf den Kaiser; sein Blick hatte sich nicht geändert, seine brennenden Augen behielten jenes tief Nachdenkliche, sehend nicht Sehende. Verändert aber hatte sich das Gesicht des Kaisers. Domitian lächelte, er grinste, mit scheußlicher, Grauen einflößender Freundlichkeit. Sein Gesicht war überrötet, seine kurzsichtigen Augen zwinkerten den Josef mit gespielter, falscher, einladender Vertraulichkeit an, seine Hand fächelte grotesk die Luft, es war wie ein Winken. Kein Zweifel, der Kaiser, der Herr und Teufel Domitian, Dominus ac Diabolus Domitianus, wollte ein Einverständnis mit ihm herstellen, ein Einverständnis, wie er es vermutete zwischen ihm und seinem weiland Vater Vespasian.

Josefs Gedanken, so ruhig sein Gesicht blieb, trübten sich. Er hätte nicht einmal mehr mit Sicherheit sagen können, ob Domitian diese letzten Worte, er solle vor ihm niederfallen und ihn anbeten, wirklich gesprochen hatte oder ob es nur die Erinnerung war an den gefallenen Engel der alten Geschichten und an den Diabolus der Minäer. Gedauert jedenfalls hatte diese seine Versuchung durch Domitian nur sehr kurz. Schon war der Kaiser wieder nur mehr der Kaiser; die Arme eckig nach hinten, stand er da, herrscherhaft, und er sagte förmlich: »Ich danke Ihnen für Ihre interessante Vorlesung, mein Ritter Flavius Josephus. Was die Frage anlangt, die ich an Sie gerichtet habe, ob Sie ein Sproß des von Ihnen geschilderten Königs David sind, so mögen Sie sich die Antwort in Ruhe überlegen. Ich erwarte Sie in den nächsten Tagen beim Morgenempfang. Dann werde ich Sie von neuem fragen. Wo aber bleibt unser liebenswürdiger Wirt?«

Er klatschte in die Hände, und: »Wo bleibt unser Messalin?« sagte er zu den herbeistürzenden Dienern. »Ruft mir den Messalin! Wir verlangen nach ihm, ich und mein Jude Flavius Josephus.«

In diesen Tagen schrieb Josef den »Psalm vom Mut«:

Wohl rühm ich den, der in der Schlacht seinen Mann steht.

Pferde stürmen an, Pfeile schwirren, Eisen klirrt, Arme mit Äxten und Schwertern sausen Ihm vorm Aug auf ihn zu.

Er aber duckt sich nicht.

Er sieht den Tod, reckt sich und steht ihm.

Mut verlangt das. Doch nicht mehr Mut

Als den eines jeden, der mit Recht sich Mann nennt. Tapfer zu sein in der Schlacht ist nicht schwer.

Überspringt da der Mut von einem zum andern. Keiner glaubt, Er könnte es sein, den der Tod meint. Niemals fester glaubst du

An viele Tage des Lebens noch vor dir Als in der Schlacht.

Höher schon steht jenem der Mut, Der hinauszieht in ödes Land der Barbaren, Es zu erforschen, Oder der ein Schiff steuert hinaus in die leere See, Immer weiter hinaus, Zu sichten, ob dort nicht neues Land sei Und neue Feste.

Aber wie der Mond verbleicht, wenn die Sonne kommt, So verblaßt der Ruhm auch dieses Mannes

Vor dem Ruhme jenes, Der da kämpft für ein Unsichtbares. Sie wollen ihn zwingen, Ein Wort zu sprechen, ein körperloses, wesenloses, Es verfliegt, sowie er’s gesprochen, Keiner mehr hört es, es ist nicht mehr da: Er aber sagt das Wort nicht.

Oder aber es drängt ihn das Herz, Ein Wort zu sagen, ein bestimmtes, Und er weiß, das Wort bringt ihm Tod. Kein Preis ist gesetzt auf das Wort, Nur der Untergang, Und er weiß es

Und sagt sein Wort dennoch.

Wenn einer das Leben einsetzt, Gold zu erlangen, Macht zu gewinnen, Dann kennt er den Preis seiner Fährnis, Vor ihm schwebt er, greifbar, Er kann ihn wägen. Was aber ist *ein* Wort?

Darum sag ich:

Heil dem Manne, der den Tod auf sich nimmt, Sein Wort zu sagen, weil das Herz ihn drängt. Darum sag ich:

Heil dem Manne, der sagt, was ist. Darum sag ich:

Heil dem Manne, den du nicht zwingen kannst, Zu sagen, was nicht ist.

Denn er nimmt es auf sich, das Schwerste. Sehend, mitten im nüchternen Tag, Winkt den Tod er herbei und spricht zu ihm: komm!

Für ein körperloses Wort Steht er dem Tode, Es zu verweigern, wenn es seine Lüge ist, Es zu bekennen, wenn es seine Wahrheit ist.

Heil dem Manne, Der dafür dem Untergang steht. Denn das ist der Mut, Zu dem Gott ja sagt.

An einem der nächsten Morgen ließ sich Josef dem Gebot des Kaisers zufolge die Heilige Straße hinauftragen zum Empfang im Palatin.

Am Eingang des Palais wurde er wie alle Besucher nach Waffen untersucht, dann ließ man ihn in die erste Vorhalle. Es waren mehrere hundert Menschen da, die Türhüter riefen die Namen auf, die Beamten des Hofmarschalls Crispin notierten sie, wiesen fort, ließen zu. Im zweiten Vorraum drängten sich die Gäste. Von einem zum andern eilten die Zeremonialbeamten und ordneten nach Anweisung des Crispin die Listen.

Josefs Anwesenheit fiel auf. Er sah, daß sein Besuch auch den Crispin beunruhigte, und nahm nicht ohne ein kleines Lächeln wahr, daß ihn Crispin nach einigem Zögern nicht unter die Bevorzugten auf die Liste der »Freunde der Ersten Vorlassung« setzte, sondern nur auf die Liste aller andern vom Zweiten Adel. Auf dem Wege war Josef mutig gewesen und hatte sich gesagt, je eher die qualvolle Stunde vorbei sei, so besser; jetzt war er froh, daß er, da er nur auf der Zweiten Liste stand, vielleicht unbeachtet und unverrichteterdinge wieder gehen könne.

Endlich erscholl der Ruf: »Der Herr und Gott Domitian ist erwacht!«, und die Türen, die zum Schlafgemach des Kaisers führten, öffneten sich. Man sah Domitian halbaufgerichtet auf dem breiten Lager, Gardeoffiziere in voller Rüstung ihm zur Rechten und zur Linken.

Die Ausrufer riefen die Namen der Ersten Liste aus, und einer nach dem andern traten die Träger dieser Namen ins innere Gemach. Gierig spähten die Außenstehenden, wie der Kaiser jeden einzelnen begrüßte. Den meisten streckte er nur die Hand zum Kuß hin, nur wenige würdigte er der Umarmung, die der Brauch vorschrieb. Es war verständlich, daß er nicht Tag für Tag eine Reihe von Menschen küssen wollte, die ihm zuwider waren, ganz abgesehen von der Gefahr der Anstekkung. Allein kein Kaiser vor ihm hatte es so offen gezeigt, als eine wie peinliche Aufgabe er diese Begrüßung empfand, es erregte böses Blut, daß gerade Domitian, der Hüter der Bräuche, sich diesem guten Brauch mehr und mehr entzog, und viele waren gekränkt.

Schon nach kurzer Weile ließ der Kaiser eine Pause eintreten. Ohne Rücksicht auf die Menge seiner Gäste gähnte er, rekelte sich, schickte langsam verdrossene Blicke über die Versammelten, winkte den Crispin herbei, überflog die Listen. Dann, plötzlich, belebte er sich. Klatschte seinen Zwerg Silen heran, flüsterte mit ihm. Der Zwerg watschelte in den Vorraum, alle Blicke folgten ihm; sein Weg ging zu Josef. In das lautlose Schweigen hinein, tief sich neigend, sagte der Zwerg:

»Der Herr und Gott Domitian befiehlt Sie an sein Bett, mein Ritter Flavius Josephus.«

Josef, vor den Augen der ganzen Versammlung, begab sich in den Innenraum. Der Kaiser hieß ihn sich auf sein Bett setzen, das war eine hohe Auszeichnung, deren heute kein anderer gewürdigt worden war. Er umarmte und küßte ihn, nicht widerwillig, sondern langsam und ernst, wie es die Sitte gebot.

Während aber seine Wange an die Wange des Josef geschmiegt war, flüsterte er: »Bist du der Sproß des David, mein Josephus?« Und Josef erwiderte: »Du sagst es, Kaiser Domitian.«

Der Kaiser löste sich aus der Umarmung. »Sie sind ein mutiger Mann, Flavius Josephus«, sagte er. Dann geleitete der Zwerg Silen, der alles mit angehört hatte, den Josef zurück in den Vorraum. Diesmal neigte er sich noch tiefer und sagte:

»Leben Sie wohl, Flavius Josephus, Sproß des David!« Der Kaiser aber ließ die Türen des Schlafgemachs schließen, der Empfang war zu Ende.

Wieder wenige Tage später wurde im Amtlichen Tagesbericht folgendes verkündet. Der Kaiser habe das Geschichtswerk geprüft, an welchem der Schriftsteller Flavius Josephus jetzt arbeite. Es habe sich ergeben, daß dieses Buch dem Wohl des Römischen Reiches nicht förderlich sei. Es habe somit der genannte Flavius Josephus nicht die Hoffnungen erfüllt, die sich an sein erstes Werk, das über den jüdischen Krieg, geknüpft hätten. Der Herr und Gott Domitian habe deshalb angeordnet, die Büste dieses Schriftstellers Flavius Josephus aus dem Ehrensaal des Friedenstempels zu entfernen.

Jene Büste, welche den Kopf des Josef darstellte, schräg über die Schulter gewandt, hager, kühn, wurde also aus dem Friedenstempel entfernt. Sie wurde dem Bildhauer Basil übergeben, damit er ihr kostbares Metall — korinthisches Erz, eine einmalige Mischung, entstanden bei der Einäscherung der Stadt Korinth aus dem ineinanderfließenden Metall verschiedener Statuen — verwende für eine Büste des Senators Messalin, mit deren Modellierung ihn der Kaiser beauftragt hatte.

## DRITTES KAPITEL

Haben Sie sich versprochen, oder habe ich mich verhört?« fragte Regin den Marull und wandte den fleischigen Kopf so jäh herum, daß ihn der leibeigene Friseur bei aller

»

Geschicklichkeit beinahe geschnitten hätte. »Nicht das eine noch das andere«, erwiderte Marull. »Die Anklage gegen die Vestalin Cornelia wird erhoben werden, das steht fest. Der Kurier gestern aus Pola hat die Anweisung mitgebracht. Es muß DDD viel an der Sache liegen. Sonst hätte er den Befehl nicht von der Reise aus gegeben, sondern gewartet, bis er zurück ist.« Regin brummelte etwas, die schweren, schläfrigen Augen unter der vorgebauten Stirn schauten noch nachdenklicher als sonst, und noch ehe der Friseur mit seiner Arbeit recht zu Ende war, winkte er ihm ungeduldig, sich zu entfernen.

Dann aber, allein mit dem Freund, sagte er nichts. Er begnügte sich, langsam den Kopf zu schütteln und die Achseln zu zucken. Er brauchte auch nichts zu sagen, Marull verstand ihn ohne Worte, für ihn war das Ereignis genauso unglaubhaft. Hatte DDD nicht genug an dem Sturm von damals, als er von den sechs Vestalinnen jene beiden andern prozessierte, die Schwestern Oculatae? Und war die Stimmung nicht ohnedies flau genug jetzt, nach diesem nicht geradezu glänzenden sarmatischen Feldzug? Was, beim Herkules, versprach sich DDD davon, wenn er die altmodisch brutalen Gesetze hervorholte und die Vestalin Cornelia auf Unkeuschheit verklagen ließ?

Junius Marull, an den schmerzenden Zähnen saugend, beschaute mit den scharfen, blaugrauen Augen gelassen den verdrießlich schnaufenden Freund. Bis aufs Wort erriet er dessen Gedanken. »Ja«, erwiderte er, »die Stimmung ist flau, da haben Sie recht. Für den Mann von der Straße sieht der Ausgang des sarmatischen Feldzugs nicht glänzend aus, obwohl es ein ganz solider Erfolg ist. Aber vielleicht ist es gerade deshalb. Unsere lieben Senatoren werden das Ergebnis des Krieges bestimmt in eine Niederlage umfälschen. Die Vestalin Cornelia ist verwandt und verschwägert mit dem halben Adel. Vielleicht glaubt Wäuchlein, die Herren werden sich mehr hüten, wenn er vor einer Anklage selbst gegen Cornelia nicht zurückschreckt.«

»Arme Cornelia!« sagte statt aller Antwort Regin. Beide jetzt sahen sie Cornelia vor sich, das zarte und doch frisch und heitere Gesicht der Achtundzwanzigjährigen unter dem braunschwarzen Haar, sie sahen sie, wie sie ihnen zulächelte in ihrer Ehrenloge im Zirkus, oder wie sie, mit den fünf andern Vestalinnen, an der Spitze der Prozession zum Tempel des Jupiter hinanstieg, groß, schlank, unberührt, freundlich und sicher in sich ruhend, Priesterin, Mädchen, große Dame.

»Man muß zugeben«, meinte schließlich Marull, »seit dem Aufstand des Saturnin hat er die innere Berechtigung, gegen seine Feinde jedes Mittel anzuwenden, wenn es nur zum Ziel führt.« — »Erstens führt dieses Mittel nicht zum Ziel«, entgegnete Regin, »und zweitens glaube ich nicht, daß dieser Prozeß gegen den Senat gerichtet ist. DDD weiß so gut wie wir, daß es da weniger gefährliche Maßnahmen gäbe. Nein, mein Lieber, seine Gründe sind simpler und tiefer. Er ist einfach unzufrieden mit dem Ausgang des Feldzugs und will sich seine Sendung auf andere Art beweisen. Ich höre ihn schon große Worte wälzen. ›Das Jahrhundert des Domitian wird durch solche Beispiele strenger Sitte und Religiosität in fernste Zeiten hinüberstrahlen.‹ Ich fürchte«, schloß er seufzend, »manchmal glaubt er selber an seine Reden.«

Eine Weile saßen die beiden schweigend. Dann fragte Regin: »Und weiß man, wer eigentlich den Partner der unseligen Cornelia abgeben soll?« — »Man nicht«, antwortete Marull, »aber Norban weiß es. Ich vermute, es ist Crispin, der in die Geschichte hineinverwickelt ist.« — »Unser Crispin?« fragte ungläubig Regin. »Es ist eine bloße Vermutung«, erwiderte rasch Marull, »Norban hat natürlich zu niemand ein Wort gesagt, es sind Blicke und halbe Gesten, aus denen ich es schließe.« — »Ihre Vermutungen«, gab Regin zu, die Zunge nachdenklich von einem Mundwinkel zum andern führend, »haben die Eigenschaft, einzutreffen, und Norban ist sehr findig, wenn er einen haßt. Es wäre ein Jammer, wenn wirklich, bloß weil Norban eifersüchtig auf den Ägypter ist, dieses erfreuliche Geschöpf Cornelia vor die Hunde gehen sollte.«

Marull, teils weil er keine Sentimentalität in sich hochkommen lassen wollte, teils aus alter Gewohnheit, spielte den Frivolen. »Schade«, sagte er, »daß man nicht selber daraufgekommen ist, daß Cornelia nicht nur Vestalin ist, sondern eine Frau. Aber, beim Herkules, wenn sie zum Capitol hinaufstieg in dem schweren, altmodischen, weißen Kleid und mit der altmodischen Frisur, dann hat nicht einmal ein so abgebrühter Materialist wie ich daran gedacht, was wohl unter diesem Kleid stecken mag. Dabei ist doch gerade so was Heiliges, Verbotenes mein Fall. Ich habe einmal, in meiner wildesten Zeit, mit der Pythia von Delphi geschlafen. Sie war nicht besonders hübsch, auch schon etwas angejahrt, das Vergnügen stand in gar keinem Verhältnis zu der Gefahr; was mich gereizt hat, war nur das Heilige. Man hätte ein Mädchen wie diese Cornelia nicht auslassen dürfen, man hätte sie nicht einem Crispin überlassen dürfen.«

Claudius Regin, sonst nicht prüde, ging heute auf diesen Ton nicht ein. Während er sich ächzend niederbeugte, um den Schuhriemen fester zu binden, der sich wieder einmal gelokkert hatte, sagte er: »Schwer macht es einem DDD, ihm freund zu bleiben.« — »Haben Sie Geduld mit ihm«, redete ihm Marull zu. »Er hat viele Feinde. Er ist jetzt zweiundvierzig«, überlegte er und suchte mit seinen scharfen Augen die schläfrigen des andern. »Aber ich fürchte, wir haben Aussicht, ihn zu überleben.«

Regin erschrak. Was da Marull gesagt hatte, war so richtig und so tollkühn, daß man es auch unter nahen Freunden nicht hätte über die Lippen bringen dürfen. Aber nun Marull einmal so weit gegangen war, wollte sich auch Regin nicht bezähmen.

»Eine solche Fülle von Macht«, sagte er, bemüht, die helle, fettige Stimme zu dämpfen, »das ist schon eine Krankheit; eine Krankheit, die das Leben auch eines kräftigen Mannes rasch aufzehrt.« — »Ja«, meinte, auch er jetzt fast flüsternd, Marull, »der Geist eines Mannes muß höllisch feste Wände haben, wenn er nicht bersten soll unter einer solchen Fülle von Macht. DDD hat erstaunlich lange standgehalten. Erst seit dem Staatsstreich des Saturnin ist er so« — er suchte das Wort — »merkwürdig geworden.« — »Dabei«, erwiderte Regin, »hat er gerade in dieser Sache so unmenschliches Glück gehabt.« —

»Cäsar und sein Glück«, entgegnete sententiös Marull. »Aber soviel Glück hält eben keiner aus.« — »Cäsar«, überlegte Regin, »ist sechsundfünfzig geworden, ehe ihn sein Glück verließ.« — »Schade um ihn«, sagte etwas dunkel Marull. Und: »Schade um Cornelia«, sagte Regin.

»Er wird es nicht wagen«, brach plötzlich der Senator Helvid aus. Man hatte von den Garnisonsverstärkungen im Nordosten gesprochen, die der Friedensschluß zur Folge haben mußte, und was der jähzornige Helvid da auf einmal hereinwarf, hatte mit dieser Frage nicht das leiseste zu tun. Trotzdem wußten alle, was er meinte. Denn, auch wenn man von anderm sprach, drehten sich ihrer aller Gedanken unaufhörlich um die Schmach, die der Kaiser der Vestalin Cornelia und in ihr dem ganzen alten Adel anzutun sich anschickte.

Viele Gewalttaten hatte ihnen Domitian bereits angetan, den vier Männern und den beiden Frauen, die sich hier im Hause des Helvid versammelt hatten. Da waren Gratilla, die Schwester, und Fannia, die Frau des Caepio, den er hatte hinrichten lassen. Und alle hier waren sie Freunde und Vertraute gewesen des Prinzen Sabin und des Aelius und der neun andern Senatoren, die gleichzeitig mit Caepio hatten sterben müssen, weil sie in den mißglückten Staatsstreich des Saturnin verwickelt gewesen waren. Allein, wenn der Kaiser diese Männer getötet hatte, ja wenn er gegen sie selber, die hier Zusammengekommenen, vorging, so hatten solche Gewalttaten, von seinem Standpunkt aus gesehen, Sinn und Zweck. Die Verfolgung der Cornelia aber war nichts als eine wüste, jeden Sinnes bare Laune. Es war über alle Vorstellung hinaus schamlos, wenn dieser Kaiser, wenn just dieser geile Bock Domitian Cornelia antastete, unsere reine, süße Cornelia. Wo immer sie erschien, da hatte man das Gefühl: die Welt ist doch noch nicht verloren, da sie in ihr ist, Cornelia. Und sie, gerade sie, mußte sich der Unmensch herausgreifen!

Es war, ohne daß sie viele Worte darum hätten machen müssen, das Gleichnishafte des Vorgangs, was die vier Männer und die beiden Frauen im Hause des Helvid so tief aufwühlte.

Wenn Domitian, die zweibeinige Lasterhaftigkeit, das wahrhaft adelige Mädchen Cornelia durch falsche Zeugen der Unkeuschheit überführen und schimpflich hinrichten ließ, so zeigte sich darin bildhaft die ganze grinsende Verderbtheit dieses Roms. Nichts auf der Welt gab es, wovor dieser Kaiser zurückgeschreckt wäre. Unter seinem Regiment verzerrte sich das Adelige ins Gemeine.

»Er wird es nicht wagen«, damit haben sie sich getröstet vom ersten Tag an, da sie von dem Gerücht gehört hatten. Doch in wie vielen ähnlichen Fällen hatten sie sich mit ähnlichen Worten getröstet. Sooft von einem neuen, schamlosen Vorhaben des Kaisers die Rede ging, hatten sie geknirscht: das wird er sich nicht erdreisten, das werden sich Senat und Volk nicht bieten lassen. Aber insbesondere seit dem verunglückten Aufstand des Saturnin hatte er sich alles erdreistet, und Senat und Volk hatten sich alles bieten lassen. Trüb war die Erinnerung an diese vielen Niederlagen in ihnen, aber sie ließen sie nicht in sich hochkommen. »Er wird es nicht wagen.« Sie hängten ihre Hoffnung an die Worte, die der Senator Helvid so wütend und zuversichtlich hervorgestoßen hatte.

Da aber tat der Jüngste unter ihnen den Mund auf, der Senator Publius Cornel. »Er wird es wagen«, sagte er, »und wir werden schweigen. Es hinnehmen und schweigen. Und wir werden recht daran tun; denn es ist das einzige, was uns in dieser Zeit übrigbleibt.«

Aber: »Ich will nicht schweigen, und man soll nicht schweigen«, sagte Fannia. Uralten, erdbraunen, kühnen und finsteren Gesichtes saß sie da und richtete erzürnte Blicke auf Publius Cornel. Der war ein naher Verwandter der bedrohten Vestalin, ihn ging ihr Schicksal mehr an als die andern, und er bereute auch schon beinahe, was er gesprochen hatte. Vor Gleichgesinnten hätte er so reden dürfen, nicht aber in Gegenwart dieser alten Fannia. Sie war die Tochter des Paetus, dem, unter Nero, sein republikanischer Bekennermut den Tod gebracht hatte, sie war die Witwe des Caepio, den, nach der Niederschlagung des Saturnin, Domitian hatte hinrichten lassen. Immer wenn Fannia sprach, überkamen den Cornel Zweifel, ob er nicht doch vielleicht jenes Schweigen, das er mit soviel Gründen der Vernunft empfahl, zu Unrecht als heldenhaft hinstellte und ob nicht doch am Ende das demonstrative Märtyrertum einer Fannia die bessere Tugend sei.

Langsam wandte er das trotz seiner Jugend stark zerkerbte, düstere Gesicht von einem zum andern. Nur der maßvolle Decian sandte ihm einen halben Blick des Einverständnisses. Ohne viel Hoffnung also suchte Cornel darzulegen, warum er jede Art Demonstration gerade in Sachen der Vestalin Cornelia für schädlich halte. Das Volk liebe und verehre Cornelia. Ein Prozeß gegen sie oder gar ihre Exekution werde dem Volk nicht, wie es Domitian wahrscheinlich wünsche, als strenger Dienst an den Göttern erscheinen, sondern einfach als etwas Unmenschliches, als Frevel. Wenn aber wir von der Senatspartei demonstrieren, dann drücken wir dadurch nur die Angelegenheit aus der Sphäre des allgemein Menschlichen ins Politische hinunter.

Decian pflichtete bei. »Ich fürchte«, sagte er, »unser Cornel hat recht. Wir sind machtlos, wir können nichts als schweigen.« Aber er brachte diese Worte nicht sachlich und gehalten vor, wie es sonst seine Art war, sondern so gequält und bar aller Hoffnung, daß die andern betroffen aufschauten.

Es war dies, daß dem Decian eine Botschaft von Cornelia zugekommen war. Eine Freigelassene der Cornelia hatte sie überbracht, eine gewisse Melitta. In verstörten Worten hatte ihm dieses Mädchen berichtet, es habe sich beim Fest der Guten Göttin im Hause der Volusia, der Frau des Konsuls, etwas höchst Peinliches ereignet. Worin dieses Peinliche bestanden hatte, hatte Decian den wirren Worten der Melitta nicht entnehmen können; gewiß war, daß Melitta hineinverwickelt war und Cornelia ernstlich bedroht. Nun liebte der ruhige, nicht mehr junge Senator Decian die Vestalin Cornelia, und er glaubte wahrgenommen zu haben, daß auch ihr Lächeln sich vertiefte und freundschaftlicher wurde, wenn sie ihn sah. Es war eine stille, nicht zudringliche, so gut wie aussichtslose Liebe. Der Cornelia sich zu nähern war schwer, beinahe unmöglich, und wenn sie das Haus der Vesta wird verlassen dürfen, wird er ein alter Mann sein. Daß sie seine Hilfe anrief, hatte ihn tief aufgerührt. Melitta, im Namen ihrer Herrin und Freundin, hatte ihn beschworen, sie aus Rom fortzubringen, sie unauffindbar zu machen. Er hatte alles getan, Melitta zu helfen, er hatte sie durch Vertrauensleute in großer Heimlichkeit auf seine Besitzung in Sizilien schaffen lassen, dort lebte sie jetzt, verborgen, und wahrscheinlich war mit ihr die Hauptzeugin verschwunden, auf welche die Feinde der Cornelia sich hätten berufen können. Allein wenn Domitian ernstlich gewillt war, Cornelia zu vernichten, dann kam es wohl auf einen Zeugen mehr oder weniger nicht an, dann entschied wohl kaum die Gerechtigkeit, sondern lediglich Haß und Willkür. Dieses Gefühl der Fesselung und Machtlosigkeit hatte jetzt, während Cornel sprach, den Decian zwiefach angefallen, und sein Kummer war durch seine Worte durchgeklungen.

Fannia indes achtete weder auf den Kummer des Decian noch auf die Vernunft des Publius Cornel. Das erdbraune Gesicht verhärtet in Leid und Strenge, saß sie da. »Wir dürfen nicht schweigen«, beharrte sie, und ihre Stimme klang voll aus dem uralten Gesicht, »es wäre ein Verbrechen und eine Schande.« Das lebt immer nur fürs Lesebuch, dachte unzufrieden Publius Cornel, und will durchaus die Heldentradition der Familie fortsetzen. Dabei wird sie in meinem Geschichtswerk höchstens eine gute Episodenfigur abgeben, Geschichte wird sie nicht machen. Doch konnte er trotz dieser sachlichen Kritik nicht umhin, die Frau zu bewundern, die sich so heldisch und so töricht heraushob aus ihren Zeitgenossen, und die eigene Vernunft zu bedauern.

Gratilla, die Schwester des getöteten Caepio, eine gelassene, vornehme, etwas füllige ältere Dame, pflichtete ihrer Schwägerin Fannia bei. »Vernunft«, höhnte sie, »Vorsicht, Politik. Alles gut und schön. Aber wie soll jemand, der ein Herz im Leibe hat, auf die Dauer die Scheußlichkeiten dieses Domitian ohne Widerspruch hinunterschlucken? Ich bin eine einfache Frau, ich verstehe nichts von Politik, ich kenne keinen Ehrgeiz. Doch mir steigt die Galle hoch, wenn ich daran denke, was einmal die Späteren von uns halten sollen, unsere Söhne und Enkel, falls wir uns dieses Regiment der Lüge und Gewalt widerspruchslos sollten gefallen lassen.«

»Wann wird Ihre Biographie des Paetus fertig, mein Priscus?« nahm wieder Fannia das Wort. »Wann wird sie erscheinen? Es ist mir eine tiefe Befriedigung, daß wenigstens *einer* nicht schweigt, daß wenigstens *einer* spricht und seinen Grimm nicht einsperrt.«

Priscus, so angerufen, sah hoch, wandte den völlig kahlen Kopf von einem zum andern, sah, daß alle auf ihn schauten, gespannt auf seine Antwort wartend. Priscus galt als der größte Jurist des Reichs, er war berühmt darum, daß er jedes Für und Wider sorglich wäge. So übersah er denn nicht die Verdienste des Domitian um die Verwaltung des Reichs, aber er sah auch sehr genau die Willkür und Verantwortungslosigkeit dieses persönlichen Regimes, die vielen klaren Verletzungen des Rechts. Von dieser seiner Erkenntnis aber konnte er nur im Kreise seiner Vertrauten reden, vor allen andern mußte er sie, wenn er nicht einen Prozeß wegen Majestätsverletzung gegen sich heraufbeschwören wollte, in seinem Busen wahren. Für sich persönlich nun hatte er einen Ausweg gefunden. Er schwieg, und schwieg dennoch nicht. Er legte seinen Groll nieder in einem historischen Werk, in einer Darstellung des Lebens des großen Paetus Thrasea, des Vaters der Fannia. Es reizte ihn, das Leben dieses Republikaners, den Nero um seiner freiheitlichen Gesinnung willen hatte hinrichten lassen und den die Legende verklärte, in höchster Sachlichkeit darzustellen, entkleidet der legendarischen Züge, und so darzutun, daß dieser Paetus Thrasea, auch bar allen mythischen Beiwerks, ein großer Mann gewesen sei und höchster Verehrung wert. Fannia konnte ihm für dieses sein Werk viel Material liefern, eine große Menge unbekannter und exakter Details.

Dieses jetzt beinahe vollendete Werk aber war nur für den Autor selber bestimmt und für seine nächsten Vertrauten, vor allem für Fannia. Ein solches Werk unter dem Regime des Domitian zu veröffentlichen, das hieß Stellung und Vermögen, ja das Leben aufs Spiel setzen, und daran hatte er nie gedacht. Wenn also Fannia jetzt erklärte, er, Priscus, schweige nicht, er sperre seinen Grimm nicht ein, dann war das, gelinde gesagt, eine Übertreibung und ein Mißverständnis. Denn eigentlich hatte er ja in einem gewissen Sinne gerade das beabsichtigt. Seinen Grimm einsperren, das Buch in die Truhe sperren, genau das hatte er wollen, und sein einziger Zweck war gewesen, sich das Herz zu erleichtern. Von einer Publikation versprach er sich wenig. Eine solche Veröffentlichung wäre nichts gewesen als eine demonstrative Geste, und recht, dreimal recht hatte dieser Publius Cornel, mit solchen ostentativen Gesten war nichts getan, sie konnten an den Dingen selber nichts ändern, wie sollte Literatur gegen Macht aufkommen?

Dies also waren die Meinungen des Priscus. Da aber sah er auf sich gerichtet die wartenden Blicke aller, er sah das strenge, fordernde Gesicht der Fannia, er wußte, daß alle ihn für einen Feigling halten würden, wenn er jetzt auswich, und er brachte den Mut nicht auf, feig zu erscheinen. Während sein Hirn ihm sagte: Was tust du da, du Narr?, sagte sein Mund scharf und schneidend: »Nein, ich werde meinen Grimm nicht einsperren«, und noch ehe er diesen Satz ausgesprochen hatte, bereute er ihn schon.

Wozu will er den Paetus nachmachen? dachte bekümmert Decian, und: Ein Narr und Held auch er, dachte Publius Cornel, und laut und grimmig sagte er: »Sache eines Mannes ist es, sich zu überwinden, Sache eines Mannes ist es, diese Zeiten zu durchschweigen, um sie zu überleben.«

Das alte, erdbraune, zerklüftete Antlitz der Fannia war eine einzige Maske des Hohnes und der Ablehnung. »Arme Cornelia«, sagte sie, und herausfordernd fragte sie den Publius Cornel: »Werden Sie wenigstens den Mut aufbringen, sich uns anzuschließen, wenn wir Ihren Onkel Lentulus besuchen?« Der alte Vater der Cornelia hatte sich schon lange aus der Öffentlichkeit zurückgezogen und lebte still auf seinem Landsitz im Sabinischen; ein solcher gemeinsamer Besuch bedeutete eine Demonstration gegen den Kaiser. »Ich fürchte«, meinte, unbewegt von der Beschimpfung der Fannia, Publius Cornel, »wir werden meinem Onkel nicht sehr willkommen sein. Er hat Kummer, und er hat wenig Freude an Menschen.« — »Sie werden also nicht kommen?« fragte Fannia. »Ich werde kommen«, antwortete mit sachlicher Höflichkeit Publius Cornel.

Der arme Priscus muß seine Biographie veröffentlichen, dachte er im stillen, und ich muß diesen dummen Besuch mitmachen, weil es das Heldenweib verlangt. Es ist alles so hoffnungslos. Wir haben die Würde, Domitian hat die Armee und die Massen. Was für finstere Ohnmacht!

Es war noch Winter, als Domitian zurückkehrte. Er begnügte sich, dem Capitolinischen Jupiter den Lorbeer darzubringen, und verzichtete auf große öffentliche Ehrungen. Im Senat machte man darüber bösartige Witze. Marull und Regin fanden, Domitian habe es nicht leicht. Feiere er einen Triumph, dann mache man sich darüber lustig, wie er Niederlagen umfälsche; verzichte er auf den Triumph, dann spotte man, seine Niederlage sei so groß, daß selbst er sie zugeben müsse.

Guter Kenner der Volksseele, schrieb Domitian, statt sich persönliche Ehrungen erweisen zu lassen, eine große Geschenkverteilung aus, deren Kosten aus seinem Anteil an der sarmatischen Beute bestritten werden sollten. Jeder in Rom ansässige Bürger hatte Anspruch, sein Teil an der Schenkung zu erhalten. Der Kaiser war, wenn es um solche Dinge ging, überaus großzügig, es verschlug ihm nichts, wenn ein solcher Schenkungsakt Millionen und aber Millionen fraß. Im besondern Fall konnte er dadurch überdies noch beweisen, wie gewaltig die sarmatische Beute gewesen sein mußte.

Da thronte er also in der Säulenhalle des Minucius, zu seinen Häupten seine Lieblingsgöttin Minerva, rings um ihn seine Hofbeamten, Schreiber, Offiziere. In Ungeheuern Scharen drängte sich die Bevölkerung; jeder, nach der Reihenfolge, in der er kam, erhielt seine Marke aus Ton, Blei, Bronze, und wenn der Zufall seiner Listennummer es fügte, aus Silber oder Gold. Es waren Anweisungen auf sehr ansehnliche Geschenke darunter. Der Jubel, wenn einer eine solche Marke erhielt! Aus wie ehrlichem Herzen pries er den Herrn und Gott Domitian, wie der Rom und sein Volk beglücke! Und nicht nur der Beschenkte rühmte den Kaiser, sondern seine Freunde und Verwandten taten desgleichen, ja, alle waren glücklich, denn ein jeder hatte Anspruch, und wenn er heute nicht eine goldene Marke erhielt, vielleicht glänzte sie ihm das nächste Mal. So wurde Domitians Geschenkverteilung zu einem strahlenderen Triumph, als es ein noch so üppiger Schauzug hätte werden können.

Er selber aber, der Kaiser, thronte vor seiner klugen, ratwissenden Minerva. Er war in diesen sieben Jahren sehr viel dicker geworden, sein Gesicht war rot und gedunsen. Unbewegt saß er, göttergleich, und genoß den Jubel seines Volkes. Diejenigen, denen eine goldene Geschenkmarke zugefallen war, hatten das Recht, ihm die Hand zu küssen. Ohne sie anzuschauen, streckte er sie ihnen hin; doch keiner empfand das als unziemlichen Stolz, sie waren beseligt auch so. Knirschend mußten die Senatoren einräumen: das Volk — oder, wie sie es nannten, der Pöbel — liebte seinen Herrn und Gott Domitian. Den Tag darauf fand das Schenkungsfest sein Ende in einer Schaustellung in der flavischen Arena, im Colosseum, in jenem größten Zirkus der Welt, den Domitians Bruder hatte errichten lassen. Münzen wurden ausgeworfen, mittels einer kunstvollen Maschinerie flogen luftige, lustige Genien über die Arena und streuten Geschenkmarken über die Menge, am Ende gar erschien die Göttin der Freigebigkeit selber, die Liberalitas, und schüttete aus ihrem Füllhorn Gaben aus, vom Kaiser unterzeichnete Anweisungen auf Landbesitz, Privilegien, einbringliche Stellungen. Grenzenlos war der Jubel, und es tat ihm keinen Eintrag, daß im Gedränge Frauen und Kinder erdrückt oder zertrampelt wurden.

Domitian gab am Abend dieses Tages ein Festessen für den Senat und seine Freunde. Er zeichnete viele durch eine liebenswürdige Ansprache aus, doch sein menschenfeindlicher Witz machte manchen seiner freundlichen Sätze recht finster. Dem Großrichter Aper etwa, einem Vetter des niedergeworfenen aufrührerischen Generals Saturnin, sprach er mit seiner scharfen, hohen Stimme von der Freude, welche die Massen bei der großen Schenkung bezeigt hätten. Dieser Zulauf der Massen sei ein sehenswertes Schauspiel gewesen, noch sehenswerter vielleicht als jenes Schauspiel von damals, da er den Kopf des besiegten Meuterers Saturnin auf dem Forum habe ausstellen lassen. Dann wieder sprach er von seinem Glück, das seit der Niederlage des Saturnin anfange, sprichwörtlich zu werden. Damals war nämlich der sorgfältig vorbereitete Staatsstreich lediglich an einem Zufall der Witterung gescheitert; das plötzlich einsetzende Tauwetter hatte die von Saturnin gewonnenen Barbarentruppen verhindert, den vereisten Strom zu überschreiten und dem aufständischen General die vereinbarte Hilfe zu leisten. Ja, stellte Domitian fest, man dürfe sein Glück schon dem des großen Julius Cäsar vergleichen. Freilich sei auch dieser glückliche Cäsar zuletzt unter den Dolchen seiner Feinde gefallen. »Wir Fürsten«, meinte er leichthin inmitten einer versteinert dasitzenden Gruppe, »haben es nicht einfach. Packen wir unsere Gegner noch rechtzeitig, bevor sie den geplanten Streich ausführen, dann wirft man uns vor, wir hätten die verbrecherischen Projekte unserer Feinde nur erfunden als Vorwand, um sie zu beseitigen. Man glaubt uns die gegen uns gerichteten Verschwörungen erst dann, wenn wir glücklich ermordet sind. Was meinen Sie, mein Priscus, und Sie, mein Helvid?«

Kein Wort verlauten ließ er vorläufig von seinen Absichten im Falle der Vestalin Cornelia. Denn schwerlich ließen sich Schlüsse ziehen aus der Tatsache, daß eine der ersten Handlungen, die er nach seiner Rückkehr vornahm, in der Bestrafung eines andern Religionsvergehens bestand, das ein kleiner Mann verübt hatte.

Hatte da nämlich ein Freigelassener, ein gewisser Lydus, in der Trunkenheit seine Notdurft verrichtet in einen jener kleinen, brunnenartigen Schächte, wie man sie auszuheben pflegte, um Blitze darin zu begraben. Denn es mußte jeder Blitz, der in einen öffentlichen Platz eingeschlagen hatte und darin erstorben war, gleich einem Verstorbenen ordentlich begraben werden, wenn er nicht noch schlimme Folgen haben sollte. Es wurde daher dort, wo er eingeschlagen hatte, die Erde ausgehoben, die Priester opferten Zwiebel, Menschenhaare, lebendige Fische — Lebendiges aus den drei Reichen der Lebewesen —, dann wurde in der Tiefe eine Art Sarg gemauert, darüber aber im Umfang dieses Sarges ein viereckiger Schacht bis zur Erdoberfläche aufgeführt und mit der Inschrift versehen: »Hier ist ein Blitz begraben.« Ein solches altes Blitzgrab also, noch aus den Zeiten des Kaisers Tiberius, befand sich in der Nähe des Lateinischen Tores, und in diese heilige Stätte hatte der unselige Lydus seine Notdurft verrichtet. Der Kaiser, in seiner Eigenschaft als Erzpriester, ließ ihn vor Gericht rufen. Er wurde verurteilt zur Auspeitschung, zum Verlust seines Vermögens, und es wurde ihm Feuer und Wasser Italiens verboten.

Wenige Tage später dann berief Domitian den Rat der höchsten Priester, das Kollegium der Fünfzehn, nach Alba in seine Residenz. Die Ladung war wie stets in größter Heimlichkeit erfolgt. Dennoch wußte jedermann davon, wahrscheinlich hatte das der Kaiser so gewünscht, und als sich die Fünfzehn nach Alba begaben, säumte ganz Rom die Albanische Straße.

Denn sie waren selten sichtbar, diese höchsten Priester, und Neugier und Scheu umgab sie. Der Opferpriester des Jupiter insbesondere war wohl unter den Bewohnern der Stadt Rom der am merkwürdigsten anzuschauende, altertümlichste. Die seltenen Male, da er seine Behausung verließ, schritt ihm ein Liktor voran, ausrufend, es habe ein jeder seine Arbeit fortzulegen, denn es nahe der Priester des Jupiter; Festtag mußte sein, wo er war, heilige Scheu, er durfte keinen Arbeitenden erblicken. Auch keinen Bewaffneten und keinen Gefesselten. Schwer und heilig war sein ganzes Leben. Sowie er erwachte, hatte er die volle Amtstracht anzulegen, und er durfte sie abtun erst, wenn er schlafen ging. Es bestand aber diese Amtstracht in einer dicken, wollenen Toga, die gewebt sein mußte von des Priesters eigener Frau, und es gehörte dazu ein weißer, spitzer Fellhut, auslaufend in eine Quaste und umschlungen von einem Ölzweig und einem wollenen Faden. Niemals, auch in seinem Hause nicht, durfte er dieses Hoheitszeichen ablegen. Nichts Gebundenes oder Geknotetes durfte sich an seinem Leib befinden, sein Kleid mußte durch Spangen gehalten, selbst sein Siegelring mußte durchbrochen sein. Einen kleinen Stab hatte er ständig mit sich zu führen, um die Leute fernzuhalten; denn er war erhaben über jede menschliche Berührung.

Ihn also zu beschauen und die andern vom Kollegium der Fünfzehn, drängte sich das Volk. Erregung war und Geraun.

Alle wußten, worum es ging, um das Schicksal der Cornelia, der Vestalin, des Lieblings von Rom.

Das Unheimliche an den Versammlungen des Kollegiums der Fünfzehn war, daß sie in allen Fällen von Verbrechen gegen die Religion ihr Schuldig oder Unschuldig nach Willkür aussprechen konnten. Weder brauchten sie den Beklagten zu vernehmen noch Zeugen, sie waren nur den Göttern verantwortlich. Hilflos in ihre Hand gegeben war der Beklagte. Freilich hatten sie nur zu finden, ob jemand schuldig sei oder nicht; die Strafe auszusprechen oblag dem Senat. Doch da dieser ein Schuldig des Priestergerichts nicht umstoßen konnte und da die Gesetze die Strafen unzweideutig vorschrieben, hatte er nur die undankbare Aufgabe, das vom Priestergericht gefällte Urteil vollstrecken zu lassen.

Voll Schreck und dennoch ein wenig gekitzelt, flüsterte man sich am Abend die Entscheidung des Kollegiums der Fünfzehn zu. Die Vestalin Cornelia war für schuldig der Unkeuschheit erkannt worden.

Für dieses Verbrechen, für Unkeuschheit einer Vestalin, hatte die barbarische Sitte der Altvordern eine barbarische Strafe festgesetzt. Die Schuldige sollte auf einem Weidengeflecht vor das Hügeltor geschleift werden und dort gegeißelt, dann sollte sie lebendig in einem Kerker eingemauert werden und mit etwas Nahrung und einer Lampe einem langsamen Tode überlassen bleiben.

Vor Domitian war hundertdreißig Jahre lang keine Vestalin auf Unkeuschheit verklagt worden. Domitian als erster hatte wieder ein derartiges Verfahren angestrengt, gegen die Schwestern Oculatae; allein auch er hatte das Urteil nicht vollziehen lassen, er hatte es dahin gemildert, daß er den Schwestern die Art des Sterbens freistellte.

Was wird er jetzt tun? Was wird der liebenswerten und verehrten Cornelia geschehen? Wird er es wagen?

An diesem Abend waren, nachdem sich die Herren des Priestergerichts entfernt hatten, in dem weitläufigen Schlosse von Alba nur mehr der Kaiser und der Hofmarschall Crispin.

Crispin hockte in seinem Arbeitszimmer, müßig, verzehrtvon einer rasenden Spannung. DDD hatte ihn diesen ganzen Tag nicht vor sein Antlitz gelassen, nun wartete er ängstlich darauf, wann er ihn wohl berufen werde. Der sonst so elegante Herr sah ramponiert aus. Wo war sein vornehmer, überlegener Gleichmut, wo jene Blasiertheit, die das feine, dünne, lange Gesicht so hochfahrend hatte erscheinen lassen? Jetzt war dieses Gesicht nervös und zerrüttet, und darauf geschrieben stand nichts als Angst.

Immer von neuem überdachte er das Geschehene, verstand es nicht, verstand sich selber nicht. Welcher böse Geist hatte ihm die unsinnige Idee eingegeben, verkleidet den Mysterien der Guten Göttin beizuwohnen. Jedes kleine Kind hätte ihm sagen können, daß ihm DDD bei aller Freundschaft das nicht durchgehen lassen werde. Jedes andere Laster würde er ihm nachsehen, einen Religionsfrevel nicht. Dabei hatte er gar nicht daran gedacht, die Götter zu beleidigen, er hatte sich zum Fest der Guten Göttin nur deshalb eingeschlichen, weil es einfach kein andres Mittel gab, Cornelia näherzukommen. So hatte es auch seinerzeit Clodius gemacht, der berühmte Elegant aus der 2eit des Julius Cäsar, um sich Cäsars schwer zugänglicher Frau zu nähern. Dem Clodius war es damals gut hinausgegangen. Aber das waren liberale Zeiten. Unser DDD hingegen versteht leider keinen Spaß, wenn es um Dinge der Religion geht. Aber hat man denn einen Beweis gegen ihn? Niemand hat ihn damals gesehen, als er sich in Frauenkleidung zum Fest der Guten Göttin schlich, dem kein Mann beiwohnen darf. Nur diese Melitta könnte gegen ihn zeugen, die Freigelassene, mit der er im Einverständnis war. Doch sie ist verschwunden, und Cornelia selber hat alle Ursache zu schweigen. Nein, es gibt kein Zeugnis gegen ihn. Oder doch? Norban hat hundert Augen, und wenn es sich um ihn handelt, um Crispin, dann sind diese Augen geschärft von Haß.

Von der Rückkehr des Kaisers hatte er erhofft, daß sie Klärung über seine Situation bringen werde. Aber nichts hatte sich geklärt, DDD hatte ihn gelassen und freundlich behandelt wie stets. Allein er kannte seinen DDD, er wußte, das besagte gar nichts, der schreckliche Druck war nicht von ihm gewichen. Alle die Zeit her war ihm, als werde sich im nächsten Augenblick die Erde auftun und ihn verschlingen. Sein hübsches Gesicht war hohl geworden, er hatte sich zusammenreißen müssen, um nicht plötzlich im Gespräch zu verstummen und in sich zu versinken, das köstlichste Gericht, die modischste Frau, der hübscheste Knabe, alles hatte seinen Reiz für ihn verloren. Er achtete nicht auf die Kleider, die ihm sein Kammerdiener zurechtlegte; sein Friseur konnte die Parfüms verwechseln, ohne daß er’s merkte. Seine Freuden waren keine Freuden mehr, und wenn er des Nachts schlaflos lag, dann, mehrere Male, kam eine furchtbare Vision zu ihm, immer die gleiche. Er sah sich selber, wie er auf den Rindermarkt geschleift wurde, vor zehntausend Zuschauern in einen Block gespannt und zu Tode gepeitscht, nach dem Wortlaut des Gesetzes. Seltsamerweise trugen die zehntausend Zuschauer allesamt sein eigenes Gesicht, selbst der Beamte, der die Exekution leitete, und der Henker trugen sein Gesicht, auch sprachen sie alle mit seiner Stimme. Und er hörte sich selber, und das erschreckte ihn am meisten, in seinem flüsternden, eleganten Griechisch kleine, bissige Scherze machen über die unerträglichen, tödlichen Qualen seiner Folterung und seines grauenvollen Absterbens.

Heute, in Alba, diesen ganzen Tag über, da das Kollegium der Fünfzehn beriet, war das Gefühl der bevorstehenden Vernichtung noch drückender, dieses Gefühl, als ob ein Berg auf ihn zukäme und sich langsam über ihn senkte, um ihn zu begraben; so körperlich war es, daß es ihm zuweilen den Atem raubte. Er irrte herum in den endlosen Gängen des Schlosses, durch den weiten Park, durch die Ziergärten, die Treibhäuser, zwischen den Käfigen der Tiere, augenlos; wenn ihn einer gefragt hätte, wo er gewesen sei, dann hätte er’s nicht sagen können.

Dann war es Nacht geworden, und er schaute, versteckt, zu, wie sich die Herren des Priestergerichts entfernten. Etwas in ihm, ein Rest des früheren Crispin, nahm mit lausbübischem Hohn wahr, welche Mühe sich die Herren geben mußten, damit ihnen nicht beim Einsteigen in den Wagen die spitzen, weißen, lächerlichen Fellhüte von den Köpfen fielen. Gleichzeitig aber dachte der neue, der am Leben bedrohte Crispin in ihm: Was mögen sie beschlossen haben? Und nun also hockte er in seinem Arbeitszimmer, voll von hilflosem Zorn, daß es ganz im Belieben dieser läppisch angezogenen Burschen gestanden war, ihn zu einem schimpflichen, martervollen Ende zu verurteilen, ihn, den großen Crispin, den allmächtigen Minister des Kaisers. Hatten sie es getan? Hatten sie es gewagt? Seine Hände waren die eines Toten, sein Kopf drehte immer nur die eine Frage: Hat er mich verurteilt, hat er es gewagt? Hat er mich verurteilt, hat er es gewagt?

Endlich rief man ihn zu Domitian. Er gab dem Kammerdiener, der ihm behilflich war, das Galakleid und die hohen Schuhe anzulegen, schroffe, ungeduldige Weisungen, doch die Stimme gehorchte ihm nicht recht, und als er selber knüpfte und band, zitterten ihm die Hände, und als er, Diener mit Leuchtern voran, durch die langen Korridore schritt, zitterten ihm die Knie. Er bemühte sich, auf seinen Schatten zu achten, der ihn grotesk begleitete, um sich so von seiner Furcht abzulenken und gelassen vor dem Kaiser zu erscheinen. Auch in Gedanken nicht mehr nannte er den Domitian DDD, sondern nur mehr den Kaiser.

Der Kaiser lag auf einem breiten Sofa, im Schlafrock, er sah müd aus, lasch, fleischig. Er streckte ihm die Hand hin, und Crispin, vorsichtig, damit die Lippenschminke keine Spur hinterlasse, küßte die Hand. »Das war ein anstrengender Tag heute«, meinte Domitian, gähnend. »Ja«, erzählte er, »wir haben sie verurteilen müssen. Das ist ein Schlag für mich. Ich habe Stadt und Reich in schlechtem Zustand übernommen. Es ist ein verwilderter Garten, man jätet und jätet und muß sehen, daß doch immer nur neues Unkraut nachwächst. Warum bist du so schweigsam, mein Crispin? Sag mir etwas Tröstliches! Der Herr und Gott Domitian dürstet heute nach tröstlichen Worten seiner Freunde.«

Crispin wußte nicht, was er von diesen Reden halten sollte. Wenn Cornelia verurteilt war, dann doch nur um dessentwillen, was sich beim Fest der Guten Göttin ereignet hatte, und dann war doch er, Crispin, der Mitschuldige. Was also wollte der Kaiser? Machte er einen seiner schauerlichen Späße?

»Ich sehe«, redete Domitian weiter, »es hat dir die Sprache verschlagen. Ich begreife das. Seit den Zeiten des Cicero ist keine Vestalin mehr gerichtet worden. Und unter mir: erst die Schwestern Oculatae, und nun diese. Die Götter machen es mir nicht leicht.«

Crispin, die eigene Stimme klang ihm sonderbar fremd, fragte mühsam: »Waren da Beweise?« Der Kaiser lächelte. Es war ein langes, tiefes Lächeln, und an diesem Lächeln erkannte Crispin, daß er verloren war. »Beweise?« fragte Domitian, zuckte die Achseln und breitete ein wenig die Arme, die Handflächen gegen Crispin hin. »Was willst du, mein Crispin? Unser Norban hat eine Reihe von Tatsachen zusammengestellt, Indizien sagt man ja wohl in der Juristensprache, schlüssige Indizien. Aber was sind Beweise? Wenn man Cornelia gehört hätte und den Mann und die Frau, die Norban als ihre Mitschuldigen bezichtigt hat, dann hätten diese drei Beklagten sicher ebenso viele und ebenso schlüssige Gegenbeweise vorgebracht. Was sind Beweise?« Er richtete sich hoch, beugte sich gegen den steif und kalt dasitzenden Crispin vor und sagte ihm, vertraulich, ins Gesicht: »Es gibt einen einzigen Beweis. Der wiegt mehr als alles, was Norban gegen Cornelia, und alles, was Cornelia und ihre Mitschuldigen für sich anführen können. Auch den Herren Priestern meines Kollegiums schien dieser Beweis vollwichtig. Ich bin nämlich — dir kann ich es ja sagen, mein Crispin — nicht zufrieden mit dem Ausgang des sarmatischen Feldzugs. Die Götter haben meine Waffen nicht gesegnet. Und warum nicht? Deshalb«, er sprang hoch, »deshalb, weil diese Stadt Rom voll von Sünde und Unzucht ist. Als mir Norban mitteilte, was am Feste der Guten Göttin geschehen ist, da sind mir die Augen aufgegangen. Da erkannte ich, warum dieser sarmatische Feldzug nicht die Ernte einbrachte, die ich mir erhofft hatte. Was meinst du, mein Crispin? Sag es ehrlich, sprich dich aus: ist das nicht ein schlüssiger Beweis?«

»Ja«, stammelte Crispin, auch er war aufgesprungen, als sich der Kaiser erhoben hatte, mit schlotternden Knien stand er da, leise schwankend, das hübsche Braun seines schmalen Gesichtes stach grünlich unter der Schminke hervor. »Ja, ja«, stotterte er, und, er konnte sich nicht länger zähmen, »aber wer, wenn ich das wissen darf, wer sind die Mitschuldigen?«

fragte er. »Das ist ein anderer Punkt«, sagte der Kaiser schlau, doch immer mit dem gleichen Ton freundschaftlicher Offenheit. »Es geht natürlich um die Vorgänge bei dem Fest der Guten Göttin. Aber das weißt du ja wohl selber«, meinte er beiläufig, selbstverständlich, und ein neuer Schauer überlief den Crispin, als der Kaiser dieses: »Aber das weißt du ja wohl selber«, hinwarf. »Was der Kerl, der das Fest schändete«, fuhr Domitian fort, »angestellt hat, das ist im Grunde nichts als eine unsäglich dumme Nachahmung des Streiches des Clodius aus den Zeiten Julius Cäsars. Und gerade darum kann ich es noch immer nicht glauben, was unser Norban berichtet, so solid seine Unterlagen sind. Ich kann es einfach nicht glauben, daß in unserm Rom, in meinem Rom einer auf einen so unsäglich albernen Einfall hat kommen können. Ich versteh es nicht. Die Männer von damals mochten einem Clodius verzeihen: aber mein Priestergericht, mein Senat — das mußte sich doch jeder sagen, der auch nur den Verstand eines Huhnes hat —, ich und meine Richter, wir verzeihen solche Verbrechen nicht.«

Da aber versagte dem Crispin die Kraft, die Glieder erschlafften ihm, er sackte vor dem Kaiser zusammen. »Ich bin unschuldig, mein Herr und Gott Domitian«, winselte er auf den Knien, und, immer von neuem, heulend, flennend: »Ich bin unschuldig.«

»So, so, so«, meinte der Kaiser. »Dann ist also Norban im Irrtum. Oder ein Verleumder. So, so, so. Interessant. Das ist interessant.« Und plötzlich, blaurot im Gesicht, da er sah, wie Crispin seinen Schlafrock, ihn küssend, mit der Schminke seiner Wangen und seiner Lippen befleckte, brach er aus:

»Und meinen Rock besudelst du auch noch mit deinen gemeinen Lippen, du Aussatz, du Sohn einer Hündin und eines besoffenen Fuhrknechts!« Er holte Atem, er entfernte sich von Crispin, der liegenblieb, er ging auf und ab und sprach grimmig vor sich hin: »So danken es einem diejenigen, die man aus dem Schmutz erhöht hat. Meine Cornelia. Sie versauen einem das Beste, was man hat. Sie beschlafen einem die Töchter. Wahrscheinlich hast du’s nicht gewußt, du, dem die Götter ein hohles Ei gegeben haben statt eines Kopfes, daß die Vestalinnen meine, des Erzpriesters, Töchter sind. Wahrscheinlich begreifst du nicht einmal, du Auswurf von einem Ägypter, was du angerichtet hast. Du hast meine Verbindung zerrissen zu den Göttern, du Aas, du dreimal Verruchter. Dabei ist es nicht das erstemal, daß du mich bei den Göttern mißliebig gemacht hast.« Und nun ließ er es aus sich heraus, was er, ein langsamer Rächer, sieben Jahre über im Busen bewahrt hatte. »Du warst es ja auch, du Pest, du Wegwurf, du trauriger Narr, der mich in den Streit hineingezogen hat mit dem Gott Jahve, damals vor sieben Jahren! Wer anders als du ist schuld daran gewesen, daß ich den Großdoktor so lange warten ließ damals? Deine Sache wäre es gewesen, mich darauf aufmerksam zu machen, daß ich ihn empfangen muß. Und jetzt beschläfst du mir auch noch meine Vestalin, du Pflichtvergessener, du Schakal, du Ägypter!«

Crispin war in einen Winkel gekrochen. Der Kaiser, ein wenig ächzend, ging auf ihn zu, fleischig, koloßhaft. Crispin drückte sich in die Mauer hinein, der Kaiser trat nach ihm. Sein bloßer Fuß in der Sandale hatte keine Kraft, der Tritt tat nicht weh. Trotzdem schrie Crispin, und sein Schreck war ehrlich. Des Kaisers aufgeworfene Oberlippe wölbte sich noch verächtlicher. »Nicht ein Fünkchen Mut hat der Schakal«, sagte er und ließ ab von ihm.

Unvermutet indes kam er wieder auf ihn zu, beugte sich zu dem Wimmernden nieder, und leise, flüsternd, ganz nah an seinem Ohr, fragte er: »Und wie war es? Hast du wenigstens was davon gehabt? Wie war sie, diese Jungfrau Cornelia? War es eine große Lust? Schmeckte sie? Schmeckte sie anders als andere, diese Heilige? Sag es, sag es!« Da indes Crispin stammelte: »Aber ich weiß ja nichts, ich bin ja ...«, richtete sich der Kaiser wieder hoch, und: »Schon gut, natürlich«, sagte er, distanziert, hochmütig. »Norban hat dich verleumdet, du bist ein armer Unschuldiger, du weißt von nichts. Du hast es mir ja bereits gesagt. Schon gut.« Und plötzlich, abgekehrt, über die Schulter, warf er ihm hin: »Du kannst gehen. Du bleibst in deinem Zimmer. Und zu baden rate ich dir. Du hast dich ganz bedreckt, du Feigling.«

»Schenk mir das Leben, mein Herr und Gott Domitian!« heulte auf einmal der Ägypter von neuem los. »Schenk mir das Leben, und ich will dir danken, wie dir noch keiner von den andern gedankt hat!« — »So ein Haufen Schmutz!« sagte Domitian vor sich hin, angewidert, unsäglich hochmütig. Und:

»Daß du dich nicht umbringst, hörst du!« befahl er ihm noch.

»Aber das tust du sowieso nicht.«

Crispin war schon in der Tür. Domitian, wieder ganz kaiserlich, erklärte: »Was dein Leben anlangt, so steht die Entscheidung nicht bei mir. Sie steht, nachdem das Kollegium der Fünfzehn gesprochen, beim Senat.«

Während aber der Kaiser aus richterlicher Höhe herunter diese abgründig höhnischen Worte sprach, war auf einmal der Zwerg Silen aufgetaucht, der sich bisher in einem Winkel versteckt gehalten haben mochte, und stand nun hinter dem Kaiser, seine Haltung nachahmend. Und wenn sich Crispin während der wenigen Tage, die ihm noch blieben, den Domitian vorstellte, dann trennte sich in seinen Gedanken der Zwerg Silen nicht mehr von dem Kaiser. Denn dieses war das letztemal, daß der Minister Crispin den Domitian zu Gesicht bekommen, und die höhnisch feierlichen Worte waren die letzten, die er aus seinem Munde gehört hatte.

Die Zelle der Cornelia war die zweite links vom Eingang. Wie alle sechs Zellen war sie einfach eingerichtet, nur ein Vorhang trennte sie von der großen Halle, an die weiter hinten der Speisesaal anschloß.

Schon vor Wochen hatte in Vertretung des Kaisers der Priester des Jupiter ihr mitgeteilt, daß sie ihrer Funktionen enthoben sei und ihre Zelle nicht mehr verlassen dürfe. Hinter ihrem geschlossenen Vorhang hörte sie, wie die andern ihr Leben weiterlebten. Der Dienst der Vesta war bis ins kleinste geregelt; die Einholung des Opferwassers in den Krügen, die, auf daß sie nie den Boden berührten, unten spitz zuliefen, die Ausschüttung dieses geweihten Wassers, die Bewachung des heiligen, jungfräulichen Feuers, jeder Schritt und Tritt in dem einfachen, altertümlichen Heiligtum war vorgeschrieben. Cornelia also kannte genau jede Einzelheit des Tageslaufes, sie wußte, welche ihrer Mitschwestern jetzt die Wache hatte, jetzt dieses Opfer vollziehen mußte, jetzt jenes heilige Brot backen.

Sie wußte, daß durch ihr Ausscheiden die drei Schwestern, die nach ihr in das Heiligtum eingetreten waren, nun jede einen Grad aufrückten. Bald, sowie der Kaiser zurückkommt, werden zwanzig Mädchen, alle unter zehn Jahren und von beiden Eltern her aus den ältesten Geschlechtern stammend, als Kandidatinnen präsentiert, und eine wird erlost werden, um sie, die ausgeschiedene Cornelia, als sechste zu ersetzen. Ins Heiligtum der Vesta einzutreten war eine der höchsten Ehren, welche die Götter und das Reich zu vergeben hatten. Töchter aller alten Geschlechter bewarben sich darum, viele Eifersüchte kämpften, wer berufen und erlost werden sollte. Ob Cornelia noch erfahren wird, wer sie ersetzen soll?

Wer immer diese Neue sein wird, Cornelia beneidete sie von vornherein darum, daß nun sie das Leben wird führen dürfen, das bisher ihr, Cornelias, Leben gewesen war. Schön war Cornelias Leben gewesen. Genau zwanzig Jahre waren es jetzt, die sie im Heiligtum verbracht hat, eintönige, streng geregelte Jahre mit Vorschriften für Tag, Stunde, Minute. Und wie schön bewegt trotzdem waren die Tage dieses Lebens, wie still, gleichmäßig und dennoch in stetem Wechsel glitten sie vorbei. Man fühlte sich wie ein Fluß, so gelenkt, gebettet, geregelt, alles gehorchte einem hohen Gesetz.

Die stille, fromme Heiterkeit, welche das Volk auf dem Gesichte der Cornelia wahrgenommen hatte, wenn an den großen Festen die Vestalinnen in der Prozession mitschritten, diese stille, fromme Heiterkeit, die sie mehr als die fünf andern zum Liebling der ganzen Stadt machte, war keine Maske. Vom ersten Tag an, da sie als Achtjährige in das Haus der Vesta gebracht worden war, hatte sie sich hier wohlgefühlt. Die Bedrückung, welche die andern als kleine Mädchen manchmal im Dämmer des heiligen Hauses empfunden haben wollten, sie, Cornelia, hatte sie nie gespürt. Keinerlei Angst hatte sie gespürt, als ihr Vater Lentulus sie in großer, festlicher Zeremonie dem Kaiser — es war damals Vespasian — als dem Erzpriester übergab und als sie mit kindlichem Eifer dem schlau und freundlich lächelnden alten Mann die Formel nachsprach, sie gelobe der Göttin und dem Reich, die Seele rein und den Körper fleckenlos zu bewahren. Dann, zehn Jahre lang, war sie von der freundlich ernsten Oberin Junia unterwiesen worden. Die einzelnen Verrichtungen, die es vorzunehmen galt, waren nicht schwer, aber es waren ihrer sehr viele, und wenn der Staat nicht unter dem Zorn der Göttin leiden sollte, dann durfte nicht das geringste Versäumnis unterlaufen. Doch zehn Jahre waren eine lange Zeit, da konnte man alles so lernen, daß es einem selbstverständlich wurde wie Einund Ausatmen. Cornelia lernte überdies mit Eifer; ihr gefiel der schlichte Sinn, der hinter den schlichten Bräuchen stand. Man lernte das Wasser in den spitzen Krügen schöpfen, auf das Feuer achten und es nach strengen Regeln unterhalten, man lernte Kränze flechten, um am Feste der Vesta die hellgrauen Esel zu schmücken, welche einem die Müller brachten, man lernte den geweihten Teig bereiten, welcher die Frauen vor Krankheit und Unheil schützen sollte. Die vielerlei Obliegenheiten waren alle leicht, doch sie mußten mit Würde und Anmut verrichtet werden, denn zahlreiche dieser Dienste geschahen unter den Augen des ganzen Volkes. Wenn die Jungfrauen der Vesta zum Capitol hinanstiegen, wenn sie ihre Ehrensitze einnahmen im Theater oder im Zirkus, immer waren nächst dem Kaiser sie diejenigen, auf welche die Zehntausende am meisten achteten.

Cornelia liebte die Bräuche, und sie gefiel sich gut, wenn sie in der Öffentlichkeit erschien. Sie wie keine verstand es, ihren Dienst frommen, heiteren Gesichtes zu vollziehen und so, als ob sie nicht wüßte, daß hunderttausend Augen auf sie gerichtet waren. Im Innern spürte sie mit großer Freude, daß diese Augen auf ihr waren und daß sie, Cornelia, diese Augen nicht enttäuschte. Die Mittelfigur eines schönen, heiligen und heiteren Schauspiels zu sein füllte sie aus, und zu wissen, daß es das Wohl des Staates förderte, wenn sie ihre Obliegenheiten geordnet und gesammelt besorgte, wärmte ihr das Herz.

In ihnen, in den sechs Jungfrauen der Vesta, verkörperte sich die einfache Gravität und keusche Würde des alten römischen Hauses, sie waren die Wahrerinnen des Herdfeuers, ihrem Schutze anvertraut waren das Palladium und die wichtigsten Akten des Reichs. Keuschheit und Wachsamkeit waren Cornelia selbstverständlich geworden.

Viele ehrenvolle Titel führten die Vestalinnen. Ihr, Cornelia, war der Titel »Amata«, »Liebling«, der teuerste, und sie war sich bewußt, daß sie diesen Titel zu Recht trug. Sie fühlte sich geliebt, nicht von einem einzelnen, sondern von den Göttern und vom Senat und Volk von Rom. Natürlich gab es Eifersüchteleien unter den sechs Jungfrauen, die ständig zusammen lebten; doch selbst im Kreise der Schwestern war sie die am meisten geliebte.

Höchstens Tertullia wird eine ganz kleine Befriedigung spüren über ihr, der Cornelia, Unglück. Tertullia hat sie nie leiden mögen. Was für böse Augen zum Beispiel hat sie gemacht, als bei den Capitolinischen Spielen sie, Cornelia, ausgelost worden war, an der Hand des Kaisers zum Jupiter hinaufzusteigen. Dabei hat sie gerade an dieser Zeremonie nicht viel Freude gehabt. Gewiß, Domitian war sehr großartig anzuschauen, und sie hat gespürt, daß ihre ernst und heitere Anmut neben dem Kaiser doppelt zur Geltung kam. Trotzdem war sie nicht froh, und jener Tag war einer der nicht vielen, da sie geradezu Unbehagen gespürt hat; Wirrnis, »Trübung«, so hat sie es in ihrem Innern genannt. Die Hand des Mannes, mit dem gemeinsam sie die Stufen erschritten hat, diese Hand des Kaisers, des Erzpriesters, ihres »Vaters«, ist eine kalte, feuchte Hand gewesen, und sie hat, als sie die ihre hineinlegte, Angst und Widerwillen gespürt, ähnlich wie beim Feste der Guten Göttin.

Ja, eine Vorahnung war es, eine Warnung, und kein Zufall war es, daß sie die gleiche »Trübung« verspürt hat und von jeher und bei allem, was mit dem Feste der Guten Göttin zusammenhing. Für die andern Vestalinnen war dieses Fest der Guten Göttin der Höhepunkt des Jahres, sie aber hat sich, immer wenn dieses Fest näherrückte, mehr davor geängstigt als darauf gefreut.

Das Fest fand alljährlich statt, im Winter. Gastgeberin war die Gattin des höchsten Reichsbeamten, des Konsuls; der mußte zu diesem Zweck sein Haus für zwei Tage seiner Frau überlassen, er selber durfte es nicht betreten, denn ihm, wie jedem Manne, war der Zutritt zu diesem Fest bei Todesstrafe verboten. Es wurden bei diesem Fest altertümliche Sprüche gesprochen, seltsame Opfer vollzogen, dunkle, aufregende Bräuche geübt, alles unter ihrer, der Vestalinnen, Anleitung.

Gegen Ende ihrer Lehrzeit, kurz bevor sie achtzehn wurde, war Cornelia von ihrer Lehrerin Junia über Sinn und Meinung dieser Sitten und Bräuche aufgeklärt worden. Es war aber die Gute Göttin eine nahe Anverwandte des Bacchus, sie war die Göttin der häuslichen Fruchtbarkeit, und wie Bacchus den Wein, so hatte sie die Weinranke zum Attribut; doch wurde ihr Trank, wiewohl er Wein war, nicht so genannt, sondern er hieß »Milch der Guten Göttin«. Diese Milch der Guten Göttin war das Symbol häuslicher Fruchtbarkeit, keuschen, doch dadurch nicht minder lustvollen Liebesgenusses. Dies alles wurde der Novizin erklärt, und so erklärten sich ihr auch die dunklen, erregenden Bräuche, welche bei den Mysterien der Guten Göttin geübt wurden. Festlich geschmückt mit Weinranken war das Haus der Ersten Dame des Reichs, welche die Gäste der Göttin empfing; Weintrauben in Fülle waren da, jetzt, mitten im Winter, in den Treibhäusern gezüchtet; mit ihren spitzen, altertümlichen Krügen schöpften die Vestalinnen Milch der Guten Göttin, Wein also, und geschmückt mit Weinlaub waren die Frauen alle. Sie umfaßten und küßten sich, in strenger, steifer Zeremonie zuerst, sie führten sakrale Tänze auf, jede Geste war vorgeschrieben. Allmählich dann, in der zweiten Stunde, wurden die Tänze heftiger, die Verschlingungen der Frauen wilder, erregter ihre Küsse und Umarmungen, in größerer Fülle floß die Milch der Göttin. Wüster wurde mit dem Fortschreiten der Nacht das Fest. Es war aber eine lange Winternacht, und wenn endlich, kurz vor Tage, die Vestalinnen das Haus verließen, dann war es voll von Frauen, die in den Winkeln herumlagen, zu zweien oder zu dreien, und nicht mehr erkannten, wer zu ihnen sprach.

Oft jetzt in der Verlassenheit ihrer Zelle mühte sich Cornelia, sich in genauer Reihenfolge die Vorgänge zurückzurufen, die sich beim letzten Fest der Göttin ereignet und die ihr ganzes Leben umgestülpt hatten.

Melitta, die Freigelassene, hatte ihr gemeldet, eine Frau erwarte sie im Toilettezimmer der Gastgeberin, der Volusia. Was für eine Frau? hatte sie, Cornelia, gefragt. Eine besondere Frau, hatte Melitta erwidert, die Besonderes mit ihr zu besprechen habe und besondere Hilfe von ihr begehre, und Melitta hatte bei diesen Worten auf eine seltsam auffordernde Art gelächelt. Eigentlich war es dieses Lächeln gewesen, das dazu geführt hatte, daß sie jetzt allein, geächtet und vom Dienst ihrer Göttin ausgeschlossen, in ihrer Zelle saß. Sie war also in das Toilettezimmer der Volusia gegangen, nicht mit der ganzen Schwerelosigkeit wie sonst und dennoch leichter, da sie von der Milch der Göttin genossen hatte. Ihr weißes Kleid war ihr beim Tanz zerrissen worden, der Schlitz gab den Blick auf ihre Beine frei, und sie erinnerte sich, daß sie, während sie ging, bemüht gewesen war, den widerspenstigen Schlitz zuzuhalten.

Merkwürdigerweise hatte sie, während sie ins Toilettezimmer der Volusia ging, an den Senator Decian gedacht, jenen ruhigen, freundlichen Herrn, der sie immer mit so besonderem Respekt und mit mehr als Respekt begrüßte. Dabei war es sinnlos, gerade diesen mit dem Fest und den Mysterien der Guten Göttin in Zusammenhang zu bringen.

Die Frau, die sie im Toilettezimmer der Volusia erwartete, hatte ihr gut gefallen. Sie war groß, schlank, das Gesicht bräunlich, mit einem Stich ins Olivfarbene, mit wissenden Augen und wissenden Lippen; das hatte sie erkannt, als die Frau sie mit dem Kuß der Guten Göttin begrüßte, und sogleich war die »Trübung« stärker geworden, jenes besondere und ängstigende Gefühl, das für sie dem Feste der Guten Göttin anhaftete. »Ich bin sehr kühn«, hatte die Frau zu ihr gesagt, »aber ich kann nicht anders, ich muß Sie, gerade Sie, meine Herrin und Geliebte Cornelia, bitten, mich tiefer in die Mysterien der Guten Göttin einzuweihen; denn ich kann nicht mehr schlafen, wenn ich nicht mehr erfahre von diesen Mysterien.« — »Kenne ich Sie, meine Herrin?« hatte sie, Cornelia, zurückgefragt. Und: »Ja und nein«, hatte die Unbekannte erwidert, hatte ihre Hand gefaßt und sie umarmt und gestreichelt, wie das üblich war beim Fest der Guten Göttin. Während dieser Umarmung aber war ihr plötzlich aufgegangen, daß die Unbekannte keine Brust hatte.

Naiv, wie sie war, und erfüllt von Vorstellungen aus der Urzeit, da Götter und sagenhafte Wesen den Erdkreis bevölkerten, hatte sie zuerst geglaubt, die andere sei eine verspätete Amazone. Spät, zu spät war ihr die Vorstellung der ganzen, grauenhaften Wirklichkeit aufgegangen. Gehört hatten sie natürlich alle von jenem Clodius, der sich damals, zur Zeit des großen Julius Cäsar, als Harfenistin verkleidet zum Fest der Guten Göttin eingeschlichen hatte. Doch dies war geschehen in abgelebten Zeiten, die so unwirklich waren wie die Zeiten der Götter und Halbgötter. Daß sich dergleichen noch heute sollte ereignen können, in der greifbaren Wirklichkeit des heutigen Rom, das war einfach unvorstellbar.

Daß es sich nun doch ereignete, hatte sie gelähmt. Es lähmte sie noch weiter. Noch jetzt nicht wußte sie genau, was eigentlich geschehen war, es war wirklich und gleichwohl unwirklich, sie wußte es nicht, aber sie spürte es weiter, immer noch, täglich, stündlich. Es waren keine Vorgänge und Bilder, die sich infolge jenes Ereignisses in ihr aufgestaut hatten, es waren eher Gefühle, Erregungen, ein undeutliches, schmerzhaftes, schauerliches Durcheinander, Abwehr und Abscheu, und eine winzige Neugier, wüst gemischt.

Es war eine Vergewaltigung, das war gewiß. Vielleicht hätte sie schreien sollen. Aber wenn sie geschrien hätte, dann hätten alle gewußt, daß das Fest der Guten Göttin geschändet war, und aus einem solchen bösen Vorzeichen wäre größtes Übel gewachsen für den Feldzug und für das Reich. Es war besser, daß sie sich stumm gewehrt hat, verbissen, keuchend. Sie hat sich gewehrt, sie hat sich nach Kräften gesträubt, und sie war kräftig. Aber sie war wie betäubt gewesen von dem ungeheuern und unausdenkbaren Frevel. Auch war sie behindert gewesen durch das schwere, altertümliche Gewand. Was sie unmittelbar hernach am meisten erschreckt hatte, das war gewesen, daß dieses heilige Gewand durch die Spuren des Verbrechens besudelt war, im Wortsinn besudelt, wie auch ihre Haut.

Das Ganze hatte eine Ewigkeit gedauert und doch wohl nur sehr kurz. An äußere Folgen hatte sie in jener Nacht überhaupt nicht gedacht. Ob den andern ihre Abwesenheit und ihre Verstörtheit aufgefallen war, damit hatte sie sich nicht beschäftigt. Erst am andern Tag, als Melitta zu ihr kam und sie beschwor, sie im eigensten Interesse zu retten, war ihr die Gefahr aufgegangen. Sie hatte Melitta jenen Brief an Decian gegeben. Was daraus entstanden war, wußte sie nicht. Sie hatte nur ihre dumpfe Erinnerung an die kurze und ewige Umarmung jener »Frau« und an ein paar wirre Sätze der Melitta. Niemand sonst hatte mit ihr über die Ereignisse jener Nacht und über ihre Folgen gesprochen. Auch der Opferpriester des Jupiter hatte den Grund nicht angegeben, aus dem er sie hinter ihren Vorhang verbannte.

Was wohl mit ihr geschehen wird? Niemals hätte irgendwer, niemals sie selber es anders gedacht, als daß, wenn sie einmal gestorben sein wird, ein Steinbild von ihr werde errichtet werden mit der Inschrift: »Der höchst keuschen, höchst schamhaften, höchst reinen, höchst wachsamen Jungfrau Pulchra Cornelia Cossa.« Statt dessen wird sie jetzt hinunter müssen in das Gewölbe vor dem Hügeltor; denn als sie bei der Prozession ihre Hand in die des Herrn und Gottes Domitian legte, hat sie gespürt, daß er sie nicht liebt, und er wird nicht zugeben, daß sie sich, wie damals die süßen und geliebten Schwestern Oculatae, die Art des Sterbens selber bestimme. Vielmehr wird sie eingemauert werden mit einem Krug Wasser und etwas Speise, ein Weidengeflecht wird gebreitet werden über das Gewölbe, in dem sie elend verreckt, und scheu werden diejenigen, welche die Stelle passieren, einen Kreis des Grauens und des Ekels um ihr Grab machen.

Aber sie hat doch ihr Gelübde nicht verletzt. Sie hat das, was geschah, doch nicht gewollt, sie ist hineingerissen worden, sie hat es nicht getan. Vielleicht auch ist es gar nicht geschehen, sie weiß es nicht, vielleicht hat sie sich alles nur eingebildet in ihrer »Trübung«. Vielleicht, wenn sie dem Priestergericht die Probe anbietet, wird sie ihr glücken, wie sie seinerzeit der Vestalin Tuccia glückte, vielleicht wird sie es vermögen, mit dem Sieb aus dem Flusse Tiber Wasser zu schöpfen und es vor die Priester zu tragen.

Sie phantasiert. Es ist geschehen, und man würde sie nicht zur Probe zulassen, das Schicksal hat sich gegen sie entschieden, das Schicksal hat es gewollt, niemand fragt nach der Absicht, eingemauert in das Gewölbe wird sie werden.

Der Vorhang wurde vom Boden hochgerafft, eine Hand schob eine Schüssel mit Speisen herein und einen Krug mit Milch. Cornelia erkannte die Hand, die das besorgte, es war die Hand der Postumia. Die Speisen waren mit Liebe zubereitet, es waren ihre Lieblingsspeisen, und sorglich waren Deckel darübergestülpt, damit sie sich warm erhielten. Die andern liebten sie, die andern bedauerten sie. »Amata«, »die Geliebte«, sie trug ihren Titel zu Recht.

Sie wird nicht mit priesterlichen Ehren an der Attischen Straße bestattet werden, sie wird keine Ehrensäule haben, ihr Name wird gelöscht werden aus jedem Stein und von jedem Papier. Dennoch werden die andern an sie denken, oft, liebevoll, nicht einmal der Haß der Tertullia wird dagegen aufkommen. Wenn sie den heiligen Teig bereiten, werden sie an sie denken, und wenn sie am ersten März das Feuer der Göttin erneuern; wie gerne hätte sie diesen ersten März noch erlebt! Und flüstern werden sie von ihr, voll Scheu, Geheimnis und Zärtlichkeit, wenn sie das heilige Wasser schöpfen und weihen und wenn eine Wache die andere ablöst am Feuer der Vesta.

Dieser Gedanke beruhigte Cornelia ein wenig, und sie aß mit Lust von den guten Speisen. Dann schlief sie, und es war über ihrem jungen Gesicht jene ernste und freudige Ruhe, welche ihr die liebende Verehrung des Volkes erworben hatte.

Der Kaiser war in dieser ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus dem sarmatischen Feldzug wenig in Rom, er hielt sich fast immer in Alba auf. Hatte er früher dort am liebsten vor den Tierkäfigen verweilt, so zog er es jetzt vor, in den ausgedehnten Teilen des Parks herumzustreifen, aus denen sein Obergärtner, der Topiarius Felix, die ursprüngliche Natur völlig vertrieben hatte, das Gelände in eine Art von ungeheuerm Teppich verwandelnd. Geometrisch abgezirkelt waren da Beete, Hecken, Alleen. Zierlich und steif standen Gruppen von Buchsbäumen und Taxus, die einzelnen Bäume verschnitten zu Kegeln und Pyramiden, dünn und starr reckten sich Zypressen, allerlei Blumen und Pflanzen bildeten Namenszüge, Figuren, selbst kleine Gemälde. Die Wege waren sorgfältig gekiest, die Teile des großen Ziergartens, die nicht bepflanzt waren, waren gepflastert. Brunnen und Wasserwerke sprudelten, Ruheplätze jeder Art gab es, Rundbänke, künstliche Grotten, Lauben, aus Stein gebildete Baumstümpfe, künstliche Ruinen, auch ein Labyrinth. Teiche waren da mit Schwänen und Reihern, auf weißschimmernden Freitreppen spreizten sich Pfauen. Wandelhallen, mit Fresken geschmückt, schnitten einzelne Teile des Gartens heraus. Terrassen und Freitreppen verbanden da und dort Partien des riesigen, auf hügligem Terrain angelegten Parkes, Holzund Steinbrücken schwangen sich über Bäche, das Ganze senkte sich zum Ufer des Sees. Alles war zierlich, niedlich, steif, gravitätisch, künstlich, prunkvoll.

Wenn sich Domitian in diesem Ziergarten erging, dann hob ihn der Gedanke, daß man Lebendiges auf solche Art ändern konnte, es in Zucht bringen, in bestimmte Normen. Da es seinem Topiarius Felix gelang, solche Wunder und Metamorphosen zu erwirken an lebendig blühendem Gewächs, wie sollte es ihm, dem römischen Kaiser, nicht glücken, Menschen nach seinem Willen zu bilden, sie, ein zweiter Prometheus, nach seinen Wünschen und Erkenntnissen zu formen?

In solchen Betrachtungen wandelte der Kaiser durch seine Gärten in Alba. Mit ihm war der Zwerg, in einiger Entfernung folgte der Obergärtner, wieder etwas weiter zurück waren die Träger mit der Sänfte, falls der Kaiser ermüden sollte. Viele Stunden erging er sich so. Mit Genugtuung betrachtete er die Lauben, die Grotten, diese ganze kleingehackte, zerkünstelte Natur. Gelegentlich auch betastete er die Kletterpflanzen, den Efeu, die Winden, die Kletterrosen, die den Weg wachsen mußten, den der Wille des Menschen ihnen vorschrieb. Dann wieder rief er den Obergärtner, ließ sich das oder jenes erklären und wärmte sich das Herz an der Beschreibung, wie man auch hohe, starke Bäume zwingen konnte, die Gestalt anzunehmen, die ordnender Sinn ihnen diktierte.

Am liebsten aber hielt er sich in den Treibhäusern auf. Alles dort gefiel ihm, die künstliche Reife, die künstliche Wärme, das listige Glas, mittels dessen man die Sonne einfing. Mit nachdenklicher Befriedigung erlebte er, daß man also Bäume und Sträucher zwingen konnte, Früchte im Winter zu tragen, die im Sommer zu reifen bestimmt waren. Das war ein Gleichnis, das ihm behagte.

In einem Treibhaus auch, auf einem Ruhebett, das er sich hatte hinstellen lassen, lag er dösend, brütend, als Lucia zu ihm kam.

Des Kaisers Beziehungen zu ihr waren wieder gefährlicher geworden, ja sie waren neuerdings so voll von Untiefen, daß Lucia nicht erstaunt gewesen wäre, wenn Wäuchlein plötzlich zu einem zweiten, tödlichen Schlag gegen sie ausgeholt hätte.

Begonnen hatte diese Veränderung, als er den Prinzen Sabin hatte hinrichten lassen. Domitian hatte, da er sich vor Julia in Schuld fühlte, den Sabin lange geschont, obgleich Norban im Lauf der Jahre gegen den Prinzen Material genug zusammengetragen hatte, um eine Verurteilung durch den Senat zu rechtfertigen. Erst nachdem die Beteiligung des Sabin an dem Putsche des Saturnin einwandfrei erwiesen war — ein Schreiben des unbesonnenen, hochmütigen Prinzen, in dem er das Angebot des Generals annahm, ihn an Stelle Domitians zum Kaiser zu machen, war den Leuten des Norban in die Hände gefallen —, hatte Domitian zugeschlagen. Und damals hatte Lucia einen schweren Fehler gemacht. Da sie dem Sabin soviel Dummheit nicht zugetraut und angenommen hatte, es handle sich um einen Willkürakt Domitians, hatte sie ihm vorgeworfen, er habe den Vetter lediglich aus Eifersucht auf Julia beseitigen lassen. Damit aber hatte sie ihm offenbar unrecht getan, und er war ihr gegenüber lange im Vorteil gewesen.

Ernsthaft gefährlich indes waren ihre Beziehungen zu Domitian erst seit Julias unseligem Ende. Gekommen war dies so: Julia war nach dem Tode des Sabin von neuem schwanger geworden, zu einem Zeitpunkt, der einen Zweifel an der Vaterschaft des Domitian ausschloß. Domitian beabsichtigte, das Kind zu adoptieren, und wünschte deshalb, daß es nicht als Bastard zur Welt komme. Er schlug Julia eine neue Heirat vor. Julia, die in ihrer ersten Ehe unter der Eifersucht Domitians genügend zu leiden gehabt hatte, lehnte ab. Domitian wollte ihr den Mann aufzwingen, den er ihr ausgesucht. Sie sträubte sich. Der Kaiser bekam einen Wutanfall. Widerspruch hatte er bisher von einem einzigen Menschen geduldet, von Lucia. Er war nicht gewillt, es hinzunehmen, daß nun auch Julia infolge ihrer Schwangerschaft übermütig und zu einer zweiten Lucia werde. Eher verzichtete er auf den Sohn. In zwei wüsten Auseinandersetzungen zwang er Julia, das Kind abtreiben zu lassen. Über dieser Operation war Julia gestorben.

Domitian litt unter dem Tod der Julia, den er verschuldet. Er wollte sich das aber nicht anmerken lassen, vor allem nicht vor Lucia, und er fragte sie auf seine höhnische Art: »Nun, meine Lucia, sind Sie es zufrieden, daß Sie Julia losgeworden sind?« Die Kaiserin hatte Julia nie leiden mögen, sie hatte sie mit gelassenem, leicht spöttischem Stolz behandelt. Ihr Tod aber empörte sie, die Frau in ihr empörte sich gegen die Manneswillkür des Domitian, und vollends erbitterte sie seine alberne Frage. Sie mühte sich nicht, diese Gefühle zu verbergen, ihr helles, großes Gesicht verzog sich in Ablehnung und Widerwillen, und sie sagte: »Deine Liebe, Wäuchlein, scheint den davon Betroffenen nicht gut zu bekommen.«

Hatte Domitian ihre Beschuldigung im Falle des Sabin verziehen, weil sie ungerecht und ungereimt war, so traf ihn diese Anmerkung über Julia um so tiefer, weil sie stimmte. Das Feindselige, das von Anfang an in seinen Beziehungen zu Lucia gewesen war, verschärfte sich, und es war seither in seinen Umarmungen ebensoviel Groll wie Begier. Ein solches Verhältnis war Lucia nur recht. Ihn indes wurmte es, daß er von ihr nicht loskam, er war klein vor sich selber, wenn er mit ihr zusammen war, er bezähmte sich, seine Umarmungen wurden immer seltener, und schließlich beschränkten sich seine Zusammenkünfte mit ihr auf jene Gelegenheiten, da sie sich der Öffentlichkeit zusammen zeigen mußten. Ihre Begegnungen wurden förmlich, wachsam, sie waren einer auf der Hut vor dem andern. Seit mehreren Wochen, seit mehr als einem Monat, hatte Lucia den Kaiser überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Es war also ein Wagnis gewesen, jetzt zu ihm vorzudringen, unangemeldet, es war nicht ganz leicht gewesen, die vielen Wachen und Kämmerer zu passieren, und mit einer etwas unbehaglichen Spannung wartete Lucia, wie er sich verhalten werde. »Sie hier, meine Lucia?« begrüßte er sie, und schon an seiner Stimme merkte sie, daß er eher angenehm als unangenehm überrascht war. So war es auch. Wenn Domitian in den letzten Monaten Auseinandersetzungen mit ihr vermieden hatte, dann deshalb, weil er fürchtete, sie werde ihm Wahrheiten sagen, die zu hören er nicht geneigt war. Diesmal indes vermutete er, sie komme wegen Cornelia — sie war mit ihr verwandt und hatte sie gern, wie jedermann in Rom sie gern hatte —, und in der Sache mit Cornelia fühlte er sich sicher; sich darüber mit ihr auseinanderzusetzen, darauf freute er sich geradezu.

Richtig begann sie denn auch, und schon nach wenigen Sätzen, von Cornelia. Ohne Rücksicht auf den im Winkel kauernden Silen sprach sie mit ihm, doch nicht ohne Schmeichelei; denn ihr lag daran, Cornelia zu retten. »Ich nehme an«, sagte sie, »Sie wollen den Senat schrecken. Sie wollen zeigen, daß es niemand im Reich gibt, er sei so geachtet und beliebt, wie er wolle, vor dem Sie zurückwichen. Außerdem bezwecken Sie wahrscheinlich, dem Senat zu zeigen, daß Sie ein strengerer Hüter römischer Tradition sind als wer immer vor Ihnen. Aber Sie sind zu klug, um nicht selber zu wissen, daß hier Preis und Einsatz nicht im rechten Verhältnis stehen. Was sie im besten Fall gewinnen können, wiegt nicht auf, was Sie in jedem Fall verlieren müssen. Schonen Sie Cornelia!« Domitian grinste. »Interessant diese Ihre Auffassung«, sagte er, »interessant. Aber Sie haben sich erhitzt, meine Lucia, ich fürchte, der Aufenthalt in diesem Glashaus bekommt Ihnen nicht. Darf ich Ihnen einen Spaziergang durch den Garten vorschlagen?«

Sie gingen durch eine Platanenallee; sie waren jetzt allein, der Kaiser hatte mit einer heftigen Bewegung alles ringsum verscheucht. »Ich weiß, daß dergleichen Gerede über meine Absichten in Rom umgeht«, sagte er beiläufig, »aber Sie, meine Lucia, sollten derlei billiges Zeug nicht nachschwatzen. Der Fall liegt höchst einfach. Es geht um Religion, um Moral, um nichts sonst. Ich nehme mein Amt als Erzpriester ernst. Das Heiligtum der Vesta, ihr Herd, ist meinem Schutze anvertraut. Ich kann verzeihen, wenn es um meinen eigenen Herd geht« — er lächelte Lucia bösartig-höflich an —, »aber unmöglich kann ich verzeihen, wenn es um die Reinheit des Herdes geht, der die Makellosigkeit des Ganzen versinnbildlicht.«

Er wollte in einen Seitengang einbiegen, sie aber zog es vor, die Platanenallee zurückzugehen, und er folgte gehorsam.

»Merken Sie nicht«, fragte sie, »daß Sie, sagen wir, widerspruchsvoll handeln? Ein Mann, der ein Leben führt wie Sie — man erzählt sich, daß Sie es jüngst mit mehreren Frauen getrieben haben in Gegenwart des blinden Messalin, den Blinden hetzend und höhnend, daß er errate, wen, wer und wie —, ein Mann, der ein solches Leben führt, wirkt sonderbar, wenn er den Richter spielt über die Vestalin Cornelia.«

»Und abermals«, sagte sanft Domitian, »muß ich Ihnen raten, teure Lucia, sich so wohlfeiles Gefasel meiner Senatoren nicht zu eigen zu machen. Niemand weiß besser als Sie, daß ein Unterschied ist zwischen Domitian, dem Privatmann, der sich eine seiner seltenen leeren Stunden mit Vergnügen anfüllt, und dem Herrn und Gott Domitian, dem Zensor, von den Göttern eingesetzt zum Richter über Sitte, Wandel und Tradition des Reichs. Nicht ich verfolge Cornelia, ich liebe sie weder, noch hasse ich sie, sie ist mir vollkommen gleichgültig. Die Staatsreligion verfolgt sie, das Imperium, Rom, dessen reine Flamme sie zu hüten hat. Sie müssen das begreifen, meine Lucia, und ich weiß, Sie begreifen es. Es sind nun einmal Unterschiede festgesetzt vom Schicksal und von den Göttern. Nicht alles, was ein glattes Gesicht und einen Schoß hat, ist gleich. Eine Frau, die römisches Bürgerrecht hat, eine mater familias, und gar eine Vestalin, ist etwas anderes als die übrigen Weiber der Welt. Diese übrigen Weiber mögen tun und lassen, was sie wollen, mögen herumhuren wie Fliegen in der Sonne, mögen sich bespringen lassen, wann und von wem sie belieben. Sie existieren nur vom Gürtel an abwärts. Eine römische Bürgerin aber und gar eine Vestalin existiert nur vom Gürtel an aufwärts. Man verwische nicht die Unterschiede, man vertausche nicht die Maße, man fälsche nicht die Gewichte. Der Privatmann Domitian mag meinethalb gemessen werden mit dem Maß, mit dem man einen kappadokischen Lastträger mißt, aber ich verwahre mich dagegen, ich verbiete es, daß man den Zeitvertreib meiner leeren Stunden zusammenwirft mit den Geschäften des Gottes Domitian.«

Nun waren sie gleichwohl in den Seitengang eingetaucht.

»Ich danke Ihnen«, erwiderte Lucia, »für Ihre lichtvollen Belehrungen. Mich wundert nur *eines:* daß Sie nämlich nicht auch den römischen Bürgerinnen zugestehen, was Sie sich selber zugestehen. Warum darf nicht auch eine römische Bürgerin unterscheiden zwischen dem Zeitvertreib ihrer leeren Stunden und den Geschäften, die sie als römische Bürgerin verrichtet? Warum darf nicht auch sie sich spalten, wie Sie es tun, und bald die römische Bürgerin sein, existierend nur vom Gürtel an aufwärts, und bald das Weibchen wie die übrigen?«

Darauf ging Domitian nicht ein. »Begreif mich doch, meine Lucia!« bat er. »Es ist wirklich das Pflichtbewußtsein des Fürsten, des Erzpriesters, und nichts sonst, was diese Cornelia verurteilt. Ich will dieser Gesellschaft, diesem Adel, der verkommen ist durch eine Reihe schlechter Herrscher, den Sinn wieder öffnen für die Strenge, die Einfachheit und das Pflichtgefühl der Altvordern. Ich will dieses Volk zurückführen zur Religion, zur Familie, zu den Tugenden, welche die Gegenwart sichern und die Zukunft gewährleisten. Mit größerm Recht als von der Epoche jenes Augustus soll man vom Zeitalter des Domitian sagen können: ›Nicht schändet Unzucht das reine Haus. Austrieb Sitte und Recht das Laster, die Geilheit. Ehre gebührt den Frauen; denn gleich sehn sich Gatte und Kind. Und nicht hinter der Schuld, neben ihr her geht die Strafe.‹« Etwas pathetisch mit seiner scharfen, hohen Stimme deklamierte er die edlen Verse des Horaz.

Da aber hielt sich Lucia nicht länger, ihr dunkles, klingendes Lachen schlug sie auf. »Verzeih«, antwortete sie, »ich glaube dir, daß du es ehrlich meinst. Aber die Verse klingen zu komisch im Munde des Mannes, welcher Julias Liebster war und der Mann der Lucia ist.« Und da sich Domitian tief rötete, fuhr sie fort: »Ich will dich nicht kränken, ich bin, beim Herkules, nicht hergekommen, um dich zu kränken. Aber glaubst du wirklich, du kannst es durch Verwaltungsmaßnahmen erreichen, daß mehr Tugend in Rom sei? Dieses Rom, wie es nun einmal ist, diese unsere Zeit, wie sie nun einmal geworden ist, die wirkliche Epoche des Domitian, glaubst du, du kannst sie zurückdrehen und zu der Epoche machen, die du haben willst? Da müßtest du ganz Rom einreißen und drei Viertel seiner Institutionen verbieten. Willst du die Huren abschaffen? Willst du die Theater verbieten, die Komödien von den gehörnten Ehegatten? Willst du aus den Fresken der Häuser die Liebesabenteuer der Götter herauskratzen lassen? Glaubst du, du erreichst wirklich etwas, wenn du Cornelia begräbst? Ich weiß nicht, was du ihr nachweisen kannst; aber das weiß ich, meine Kusine Cornelia, was immer sie getan haben mag, hat im kleinen Finger mehr Keuschheit als du und ich zusammen. Wenn Cornelia vorübergeht, dann spürt das Volk, was Keuschheit ist. Wenn es dich sieht und wenn du noch so scharfe Gesetze erläßt, dann, fürchte ich, spürt es das nicht.«

»Ich glaube nicht, daß du recht hast«, erwiderte er und bemühte sich, seinen Zorn zu unterdrücken und seine Stimme gehalten zu machen. »Aber sei dem, wie ihm wolle, ich will deine Senatoren lehren, daß ihnen ihr Adel nicht nur Privilegien gibt, sondern auch Pflichten auflegt. Gut, ich leiste mir dies oder jenes Vergnügen; aber jemand, der mir so nahesteht wie du, muß doch auch sehen, daß sich der Kaiser Domitian tausend Lüste versagt, die ihm das Blut hitzen, und dafür tausend Lasten auf sich nimmt. Glaubst du vielleicht, es war ein Spaß, in den sarmatischen Feldzug zu gehn? Dich fröstelt schon hier unter der Sonne Roms; du hättest dort bei den Sarmaten sein müssen, um zu erleben, was Frost ist. Und du hättest diese Barbaren sehen müssen, mit denen wir zu tun hatten. Wenn man die Leichen dieser Burschen auf den Schlachtfeldern sah, wenn man sich die Gefangenen anschaute, die eingebracht wurden, dann überlief es einem bei dem Gedanken, welche Gefahr man überstanden hatte. Man mußte ein festes Herz haben, um sie lebendig anrennen zu sehen, diese ungeschlachten Halbmenschen, zu Zehntausenden, mit ihren verfluchten Pfeilen. Meine Liebe, glaubst du, ich wäre nicht lieber mit dir im Bett gelegen, als auf unsicherm, rutschendem Pferd über die vereisten Schlachtfelder der Sarmaten zu traben? Und wenn ich das von mir verlange, dann verlange ich einiges auch von meinen Senatoren.« Er blieb stehen; unter den zierlich verschnittenen Bäumen stand er, groß anzusehen, und hielt eine Rede. »Die Herren machen sich’s bequem. Ihr Dienst am Staat besteht darin, daß sie die Provinzen untereinander auslosen und sie reihum ausräubern. Aber so einfach werden sie’s bei mir nicht mehr lange haben. Wer dem Ersten Adel angehört, der hat seine Kraft nicht zu vergeuden in Liebesabenteuern oder in weibischen Träumen und Betrachtungen über den Aberglauben der Minäer oder dergleichen, der hat seine Kraft aufzusparen für den Staat. Ein Mensch kann nur *eines:* dem Staat dienen oder den eigenen Lüsten frönen. Nur ein Gott wie ich kann beides vereinen. Eine Gesellschaft, die sich gehen und treiben läßt wie der Adel Roms, hat schließlich keine Beamten und keine Soldaten mehr, sondern nur Lüstlinge. Das Reich verdirbt, wenn sein Adel weiter so verkommt.«

Lucias kühnes, helles Antlitz zeigte jenen spöttischen Ausdruck, gegen den er nicht ankam. »Und darum also läßt du Cornelia umbringen?« fragte sie. »Auch darum«, antwortete er, aber es klang nicht streitbar. Mit sanfter Gewalt führte er sie fort aus dem hellen Teil des Gartens zu einer Grotte, zog sie hinein in den Schatten, fort aus dem lichten Vorfrühlingstag.

»Ich will dir etwas sagen, Lucia«, vertraute er ihr an, fast flüsternd. »Diese östlichen Götter, dieser Jahve und der Gott der Minäer, hassen mich. Sie sind gefährlich, und wenn ich mich nicht beizeiten vorsehe, dann kriegen sie mich unter. Wenn ich gegen sie aufkommen will, dann brauche ich den ganzen Beistand unserer Götter. Ich darf mir Vesta nicht zur Feindin machen. Ich darf kein Verbrechen an ihr ungesühnt lassen. Wenn ich heuer die Säkularspiele feiern will, dann soll es in einem reinen Rom geschehen. Und ich werde den Weg weitergehen, den ich beschritten habe. Die Herren vom Senat, deren Meinungen du so gern wiedergibst, haben in meinen ersten Jahren gesagt, ich sei ein strenger Kaiser. Seitdem ich die Verschwörung des Saturnin ahndete, haben sie gesagt, ich sei grausam. Sie werden lange nach einem Wort suchen müssen, um auszudrücken, wofür sie mich halten, wenn sie erst meine späteren Jahre erleben. Aber das wird mich nicht von meinem Wege abbringen. Er ist Schritt für Schritt bedacht. Ich reiße das Unkraut aus. Ich halte Musterung unter den Senatoren. Ich zertrete den östlichen Unfug. Ich werde es gewissen Leute verleiden, mit dem östlichen Aberglauben zu liebäugeln. Jupiter hat einen guten Diener an mir.«

Er sagte das alles leise, doch es strahlte von ihm eine solche Entschlossenheit aus, ein so dunkel-heftiger Glaube an seine Bestimmung, daß ihn Lucia keineswegs lächerlich fand. Sie strebte aus der Grotte hinaus ins Licht, er mußte ihr wohl oder übel folgen. »Schon gut, Wäuchlein, schon gut!« sagte sie, strich ihm mit ihrer großen Hand leicht über das immer spärlicher werdende Haar, und, mit einer Stimme zwischen Anerkennung und Ironie, gab sie zu: »In manchem hast du vielleicht sogar recht. Aber bestimmt nicht recht hast du mit deinem Vorhaben gegen Cornelia. Cornelia ist die beliebteste Frau im Reich. Das Volk, das dich liebt, wird dich sehr viel weniger lieben, wenn du wirklich das Urteil gegen sie vollstrecken willst. Tu es nicht! Du wirst es zu büßen haben.« Mit dem Schuh, unwillkürlich, versuchte sie die winterlich harte Erde zu lockern, es gelang nicht. Ein kleiner Schauer überkam sie. Lebenden Leibes unter diese Erde müssen, und Strohgeflecht darüber!

Er lächelte sein hochfahrendes, finsteres Lächeln. »Haben Sie keine Angst, meine Lucia«, sagte er. »Mein Volk wird mich weiter lieben. Wollen wir wetten? Darf ich Sie daran erinnern, wenn sich zeigt, daß ich recht habe?«

Die Senatoren begaben sich höchst unlustig zu der Sitzung, in welcher sie das Urteil fällen sollten über die Vestalin Cornelia und über ihren Mittäter Crispin, welche beide das Kollegium der Fünfzehn für schuldig befunden hatte. Es widerstrebte ihnen, den zweifelhaften Spruch zu bestätigen und den barbarischen Akt, den der Kaiser offenbar vornehmen lassen wollte, mit ihrer Autorität zu decken. Allein Domitian hatte verbreiten lassen, er werde der Sitzung beiwohnen, und diese deutliche Warnung bewog die Senatoren, sich fast ohne Ausnahme einzufinden.

Auch das Volk schien sehr mißvergnügt. Eine große Menge umlagerte die Kurie, wo die Sitzung stattfinden sollte, und selbst den Kaiser begrüßte nicht Zuruf und Verehrung wie sonst, sondern um ihn war nichts als erregtes Geflüster oder feindseliges Schweigen.

Von Eröffnung der Sitzung an war der Senat ungebärdig. Als erster verlangte Helvid das Wort. Er habe, erklärte er, den Berufenen Vätern eine Mitteilung zu machen, die den gesamten Aspekt der Angelegenheit verändere, über die zu beraten sie zusammengekommen seien. Es erübrige sich, ein Urteil zu fällen über den Hofmarschall Crispin, Minister des Kaisers. Es liege sichere Meldung vor, der Mann habe sich dem Urteil des Senats entzogen, er habe sich die Adern geöffnet, er sei tot.

Es gelang dem amtierenden Konsul nicht, die Sitzung ordnungsgemäß weiterzuführen. Die Senatoren waren aufgesprungen, sie sprachen und schrien durcheinander. Einen besseren Vorwand, die unwillkommene Aufgabe abzulehnen, hätte man nicht geben können. Der einzige Zeuge, der gegen die Vestalin Cornelia hatte angeführt werden können, war verschwunden, der Schuldspruch des Priestergerichts war erschüttert, wie sollte man da ein Urteil fällen? Nur mit größter Mühe stellte der Konsul die Ruhe wieder her.

Messalin versuchte zu sänftigen. Mit geübter Rhetorik führte er aus, ein stärkeres Eingeständnis als dieser Selbstmord lasse sich schwer vorstellen, und gerade nachdem sich einer der Schuldigen der Ahndung entzogen habe, müsse man, um den Zorn der Göttin zu beschwichtigen, die andere um so strenger bestrafen vor den Augen der Stadt und der Welt. Aber seine Rede verfing nicht. Die Unruhe war nur gewachsen. Von außen her — die Türen mußten nach der Vorschrift des Gesetzes offenbleiben, damit das Volk den Beratungen folgen könne — hörte man die Debatten und die aufgebrachten Rufe der Menge, und innerhalb und außerhalb des Senats eiferte man, wenn jemand sich an der Göttin versündigt habe, dann bestimmt nur dieser Crispin, der jetzt auf eine so verhältnismäßig glimpfliche und dem Kaiser willkommene Art gestorben war.

In der Kurie mittlerweile erwiderte dem Messalin der Senator Helvid. Es sei unverständlich, erklärte er, daß das Kollegium der Fünfzehn nicht durch schärfere Haft und Bewachung den Selbstmord des Crispin verhindert habe. Erschreckt ob einer so kühnen Sprache sahen die Senatoren auf den Kaiser.

Der saß da, hochroten Gesichtes, wild an der Oberlippe saugend; er war ergrimmt über diese frechen Senatoren und über sich selber, er hatte den Crispin schonen und ihm den Selbstmord ermöglichen wollen, hatte aber wie manchmal in derlei Fällen, um sich vor sich selber zu decken, halbe Weisungen gegeben. Helvid kam zu seinem Schluß. Es sei, fand er, nach diesem seltsamen Tod des Crispin Pflicht des Senats, die Sache der Vestalin Cornelia zurückzuverweisen an das Kollegium der Fünfzehn, auf daß es sie nochmals überprüfe.

Nach ihm nahm Priscus das Wort, und nach der bitteren und empörten Rede des Helvid wirkte die Sachlichkeit des großen Juristen doppelt überzeugend. Es lägen, führte er mit seiner hellen, schneidend klaren Stimme aus, Präzedenzfälle nicht vor. Dem Senat sei der Fall unterbreitet worden als Prozeßsache gegen den Hofmarschall Crispin und Genossen. Es gehe nicht an, nun auf einmal die Sache der Vestalin Cornelia von der Hauptsache abzutrennen. Dazu bedürfe es einer neuen Untersuchung und einer neuen Weisung des Priestergerichts. Im übrigen müsse er gestehen, daß er, bei aller Ehrfurcht vor dem Spruch des Priestergerichts, nur mit schweren Bedenken in diese Sitzung gegangen sei. Ihm, als einem Manne, der mit tiefster Ehrfurcht das Walten der Gottheit beobachte und Sinn und Zusammenhang sehe in allen Geschehnissen, habe von Anfang an ein schwerer Zweifel keine Ruhe gelassen. Wenn wirklich eine der Vestalinnen solche Schuld auf sich geladen und dadurch den Zorn der Götter auf Senat und Volk und auf das Haupt des Kaisers herabgerufen hätte, wie dann, führte er mit tückischer Logik aus, hätte der Herr und Gott Domitian die glorreichen Siege des sarmatischen Feldzugs erringen können?

Dies war, in unangreifbare Sachlichkeit gekleidet, die kaltbösartigste Verhöhnung des Kaisers, die sich denken ließ, jedermann in Rom verstand sie und hatte seine Freude daran, und den Priscus selber erfüllte tiefe Befriedigung, als er mit seiner schneidenden, trompetenden Stimme diesen Satz in die Versammlung und die Welt hineinrief. Domitian nahm ihn auf, Domitian verstand ihn ganz, Domitians Herz setzte einen Augenblick aus, aber Priscus selber sollte seine süße Rache bitter zu bezahlen haben; denn von jetzt an stand es dem Kaiser fest, daß er, und sehr bald, diesen Priscus dem Sabin und dem Aelius und den andern nachschicken werde, die es gewagt hatten, ihn zu verhöhnen.

Messalin meldete sich und machte sich daran, den Priscus zu widerlegen und den empörten Senat in seine Schranken zurückzuweisen. Müsse er die erlauchte Versammlung, die mit solcher Eifersucht ihre Rechte wahre, daran erinnern, daß sie im Begriff sei, einen gefährlichen Präzedenzfall zu schaffen, indem sie eingreifen wolle in die Befugnisse einer ebenso erlauchten autonomen Körperschaft? Die Verfassung gebe dem Senat nicht das Recht, die Gründe zu untersuchen, welche die Herren Priester zu ihrem Spruche hätten veranlassen können. Den Senat gingen diese Gründe nichts an. Spitzfindige, formal-juristische Bedenken, wie sie der ehrenwerte Senator Priscus vorgebracht habe, hätten vielleicht Gewicht vor profanen Richtern, sie seien aber wesenlos und windig vor dem Kollegium der Fünfzehn, das seinen Spruch fälle im Auftrag der Götter und von ihnen geleitet. Habe das Fünfzehnerkollegium einmal befunden, so stehe sein Spruch für die Ewigkeit, es gebe keine Appellation, und an ihnen, den Senatoren, sei es lediglich, auf Grund dieses Befundes das Urteil zu fällen.

Höchst widerstrebend machte sich der Senat an die verhaßte Aufgabe. Eine ganze Reihe von Anträgen wurde gestellt, alle dahin zielend, den Senat von der Verantwortung zu befreien. Die Fassung des Urteils, die schließlich angenommen wurde, schob denn auch geschickt die Verantwortung auf den Kaiser zurück. Das Urteil bestimmte, es sei die Vestalin Cornelia so zu bestrafen wie seinerzeit die Schwestern Oculatae. Diese aber waren zwar verurteilt worden, den vom Gesetz vorgeschriebenen Tod zu erleiden, den Tod also in der ummauerten Grube, gleichzeitig indes waren sie der Milde des Kaisers empfohlen worden, und tatsächlich hatte ihnen ja auch Domitian die Art des Sterbens freigestellt. Der Senat also hatte es durch seinen zweideutigen Spruch geschickt vermieden, selber Cornelia zu der grausamen Strafe zu verurteilen, er hatte die Verantwortung über die Art ihres Todes auf den Kaiser zurückgewälzt.

Ängstlich über die eigene Kühnheit schauten die Senatoren auf Domitian. Wie es das Gesetz vorschrieb, fragte der amtierende Konsul den Kaiser, ob er in seiner Eigenschaft als höchster Richter und Erzpriester das Urteil billige und seine Vollziehung anordne. Alle schauten gespannt auf den großen, dunkelgeröteten Kopf des Kaisers. Norban, hinter ihm sitzend, ein wenig tiefer, wandte das Gesicht zu ihm hinauf, um seine Antwort entgegenzunehmen; doch er brauchte sie dem Senat nicht erst zu verkünden. Alle sahen, daß der schwere, dunkelrote Kopf ja nickte, noch bevor Norban ihn befragt hatte.

So verkündete denn der Konsul das Urteil, die Krone billigte es, die Schreiber schrieben es, der Henker rüstete sich.

Bisher war der Kaiser bei den Massen beliebt gewesen. Auch die blutige Strenge, mit der er den Staatsstreich des Saturnin bestraft, hatte Verständnis gefunden. Die Exekution an Cornelia fand kein Verständnis. Die Römer murrten. Norban versuchte einzugreifen. Die Römer ließen sich den Mund nicht verbieten, sie schimpften und murrten immer lauter.

Man erzählte sich rührende Züge von der Hinrichtung der Cornelia. Als sie die Stufen in ihr Grab hinuntersteigen sollte, sei ihr Kleid hängengeblieben. Einer aus dem Exekutivkommando habe ihr helfen wollen, es zu lösen; sie aber habe seine Hand mit solchem Abscheu zurückgewiesen, daß jedermann habe erkennen müssen, wie ihre reine Natur zurückscheute vor jeder Berührung eines Mannes. So tief prägte sich dieser Bericht in das Herz aller, daß zwei Wochen später, als bei einer Aufführung der »Hekuba« des Euripides die Verse gesprochen wurden: »Sie blieb bemüht, höchst würdevoll zu sterben«, das Publikum in langen, demonstrativen Beifall ausbrach. Übrigens hieß es, Freunde — man sprach von Lucia selber — hätten der Cornelia ein Fläschchen Giftes zugesteckt, und ihre stille, reine Würde habe auch auf die Wächter gewirkt, daß sie nicht gewagt hätten, es ihr zu nehmen. Zu alledem kam, daß Crispin vor seinem Tod an verschiedene Freunde Briefe gerichtet hatte des Inhalts, er sterbe schuldlos. Abschriften dieser Briefe zirkulierten im ganzen Reich. Kein Mensch mehr glaubte an eine Schuld der Cornelia, der Kaiser galt als sinnlos wütender Tyrann.

Von Tag zu Tag mehr schien es, daß Lucia recht und daß der Kaiser das Urteil gegen Cornelia mit seiner Popularität zu bezahlen hatte. Bisher waren die Massen den oppositionellen Senatoren kalt, beinahe feindselig gegenübergestanden. Jetzt begrüßte das Volk die Damen Fannia und Gratilla, wo immer sie erschienen, mit Sympathie. Ein Stück wurde aufgeführt, »Paris und Önone«, das voll war von Anspielungen auf die Beziehungen des Kaisers zu Lucia und zu Julia, und fand ungeheuern Erfolg. Auf der Straße sprachen Wildfremde den Senator Priscus an, er möge doch die Rede, die er im Senat für Cornelia gehalten, veröffentlichen.

So weit zwar wagte sich Priscus nicht vor. Wohl aber machte er sich jetzt daran, das Versprechen einzulösen, das er damals der alten Fannia gegeben hatte, seinen Grimm nicht länger einzusperren und sein »Leben des Paetus« zu verbreiten. Er überreichte das vollendete Werk der Fannia, für die er es geschrieben, und ließ es zu, daß sie das kleine Buch weitergab. Bald zirkulierten Abschriften im ganzen Reich.

Dargestellt aber war in diesem Buch in schöner Klarheit das Leben des Republikaners Paetus. Wie dieser in altrömischer Strenge aufgewachsene Mann, als die Tyrannei des Nero immer unerträglicher wurde, sich, um seine Gesinnung zu bekunden, der Teilnahme an den Sitzungen des Senats enthielt. Wie er zwar schwieg, schwieg, schwieg, wie indes sein ganzes Wesen seinen tiefen Unmut über den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten bekundete. Wie ihn schließlich Nero anklagen und verurteilen ließ. Wie er sich gleichmütig, ja fröhlich darüber, daß er in diesem heruntergekommenen Rom nicht länger leben müsse, die Adern öffnete und stoischen Mutes starb. Siebenundzwanzig Jahre war das nun her. Kein leisestes Wort sagte Priscus in seiner Biographie gegen den Kaiser Domitian, er beschränkte sich vielmehr mit vorbildlicher Sachlichkeit auf eine exakte Darstellung des Lebens seines Helden, die Daten verwertend, die er sich von Fannia, der Tochter des Paetus, hatte geben lassen. Dennoch und gerade durch seine Sachlichkeit wurde das Buch zu einer einzigen, Ungeheuern Anklage gegen Domitian, und als solche auch wurde es gelesen und verstanden.

Waren derartige Angriffe die Wagnisse einzelner, so ging bald darauf der Senat in seiner Gesamtheit zum offenen Kampf gegen den Kaiser über. Dies geschah anläßlich des Falles des Gouverneurs Ligarius.

Diesem Ligarius, einem seiner Günstlinge, hatte Domitian die Verwaltung der Provinz Spanien übertragen, und der Mann hatte sein Amt dazu benutzt, das Land rücksichtslos auszuplündern. Nun waren Vertreter der Provinz nach Rom gekommen, um beim Senat gegen ihren unehrlichen Gouverneur Klage zu führen. Früher, bevor das Ansehen Domitians durch die Hinrichtung der Cornelia erschüttert war, hätte der Senat einen solchen Prozeß gegen einen Günstling des Kaisers kaum zugelassen. Jetzt, da er seine Macht täglich wachsen fühlte, zwang er nicht nur dem Kaiser die Zustimmung zu diesem Prozeß ab, sondern rückte auch die Angelegenheit ins hellste Licht.

Zum Sachwalter der Provinz Spanien bestellte der Senat den Helvid. Der entfaltete seine ganze wilde Beredsamkeit, der Senat folgte ihm und nahm fast jeden seiner Beweisanträge an. Bis in die kleinsten Einzelheiten wurden die Erpressungen erörtert, die Ligarius, Freund und Günstling des Kaisers, an der unglücklichen Provinz Spanien verübt hatte. Voll heimlichen Triumphes hörte der Senat, wie Ligarius sich mußte überführen und mit den wüstesten Schmähungen überhäufen lassen. Als die Beweisaufnahme geschlossen wurde, war es so gut wie gewiß, daß der Senat in seiner nächsten Sitzung, die zwei Wochen später stattfinden sollte, den Günstling des Kaisers nicht nur zum Ersatz der geraubten Gelder und Güter verurteilen würde, sondern darüber hinaus zur Konfiskation seines Vermögens und zur Verbannung.

Dies war ein Schlag gegen Domitian, wie ihn noch vor wenigen Monaten niemand für denkbar gehalten hatte. Jetzt waren zwar im Staatsarchiv die Gesetzestafeln hinterlegt, die« ihm mehr Befugnisse zusprachen, als sie jemals ein Mann in seiner Hand vereinigt hatte seit Bestehen der Stadt, aber Domitian wußte, er durfte es nicht wagen, von diesen Befugnissen Gebrauch zu machen. Im Gegenteil, seit mehr als zwei Menschenaltern hatte der Senat nicht mehr gewagt, dem Herrscher so viel Trotz entgegenzustellen, wie es jetzt dieser sein Senat tat.

Im Treibhaus in Alba lag er, ausgestreckt auf dem Ruhebett, das er sich dort hatte aufstellen lassen. Er überdachte, was geschehen war und wie das hatte geschehen können. Hat er sich überhoben? Hat Lucia recht gehabt? Sie hat nicht. Er muß nur die Kraft finden, sich zu zähmen, nicht zu früh zuzuschlagen, nicht zur Unzeit zuzuschlagen, er muß die Kraft aufbringen, zu warten. Und das kann er. Er hat sich im Warten geübt. Es ist ein weiter Weg gewesen von seiner bittern, armseligen Jugend bis heute.

Viel kann man erreichen mit Geduld. Viele Gewächse kann man zwingen, den Weg zu wachsen, den man ihnen vorschreibt. Was sich nicht fügen will, schneidet man weg, tilgt man aus. Im Augenblick muß er sich bescheiden, aber der Tag wird kommen, da er austilgen kann. Er weiß sich in Übereinstimmung mit der Gottheit. Lucia wird nicht auf die Dauer recht behalten.

Woran lag es, daß man in Rom nicht einsehen wollte, daß er gar nicht anders konnte als die Cornelia verurteilen? Er war sich bewußt, daß die Schuld manches Mannes, den er hatte verurteilen lassen, nicht über jedem Zweifel feststand. Aber diese Cornelia war doch schuldig: warum wollte man gerade an ihre Schuld nicht glauben? Es mußte möglich sein, die erwiesene Schuld der Cornelia auch den blöden Augen seiner ungläubigen Untertanen deutlich zu machen.

Er berief den Norban. Hatte der nicht eine gewisse Melitta erwähnt, eine Freigelassene der Vestalin, die Bescheid wußte um die Vorgänge beim Feste der Guten Göttin? Wo war sie, diese Melitta? Was für ein unfähiger Mensch war sein Polizeiminister, daß er diese Melitta hatte entwischen lassen, daß er sie nicht zu seiner Verfügung gehalten hatte. Der Kaiser beschimpfte den Norban mit wüsten, gemeinen Worten, dann wieder schmeichelte er ihm und beschwor ihn, die verschwundene Melitta beizubringen, daß man sie foltern und Geständnisse aus ihr herausholen könne.

Norban blieb vor den Beschwörungen des Kaisers so gleichmütig wie vor seinen Beschimpfungen. Vierschrötig stand er da, der mächtige Kopf ruhte auf den eckigen Schultern, grotesk fiel die schwarze Locke in die niedrige Stirn, die Augen, bräunliche Augen eines treuen, doch vielleicht nicht bis ins Letzte gezähmten Hundes, schauten auf den Kaiser, spähend, dienstwillig und ein klein wenig überlegen. »Der Herr und Gott Domitian weiß«, sagte er, »daß er sich auf seinen Norban verlassen kann. Die Frevlerin Cornelia liegt, um einer wohlbewiesenen Schuld willen zur Vergessenheit bestimmt, unter dem Weidengeflecht. Ich werde Ihnen die Mittel geben, mein Herr und Gott, auch den dummen Pöbel von dieser Schuld zu überzeugen.«

Bald darauf wurde dem Decian, der sehr zurückgezogen auf seinem Landgut bei Bajae lebte, ein unerwarteter Besuch gemeldet, der Senator Messalin. Unbehaglich fragte sich Decian, was wohl der unheimliche Mensch von ihm wolle, doch in seinem Innern wußte er’s, sowie der Diener den Namen Messalin nannte. Der Mann wollte Melitta.

Bald denn auch brachte der Blinde die Rede auf die Vestalin Cornelia. »Welch ein Jammer«, klagte Decian, »daß diese Frau hat hinuntermüssen!« Es war unvorsichtig, daß er so sprach, aber er mußte es, es drängte ihn, sein Leid um Cornelia zu bekennen.

»Wäre es nicht ein noch größerer Jammer«, fragte Messalin, »wenn sie umsonst gestorben sein sollte?« Da war man also bei dem Gegenstand, um dessentwillen der Mann offenbar gekommen war. Decian beschloß, unter keinen Umständen die tote Cornelia zu verraten; doch schon während er dieses Gelöbnis tat, war in ihm die innere Gewißheit, daß er’s nicht halten werde.

Es habe, führte unterdessen Messalin aus, DDD viel Überwindung gekostet, den harten Spruch vollziehen zu lassen. Nun aber bemühten sich gewisse sture Republikaner, den Kaiser um den Erfolg seiner schwer errungenen Härte und Cornelia um den Sinn ihres Todes zu bestehlen. Sie verbreiteten, Cornelia sei schuldlos gestorben, und gefährdeten so Ziel und Zweck des beispielhaft strengen Urteils, die Förderung der Sitte und der Religion. Mit Trauer müsse jeder wahre Freund des Reichs dieses ebenso törichte wie gottlose Treiben mitansehen.

Decian wußte, es ging um sein eigenes Leben. Trotzdem vergaß er für einen Augenblick seine Angst und betrachtete den Blinden mit Neugier und Grauen. Mit so sanfter, schmeichlerischer, teuflischer Logik also verstanden diese Leute ihr Verbrechen ins Gegenteil zu drehen. Vielleicht taten sie es sogar vor sich selber; zumindest jener Mann, in dessen Namen dieser Messalin kam, glaubte das, was da vorgebracht wurde, sei die reine Wahrheit. »Es ging nun einmal«, antwortete er tapfer, »von Cornelia jenes Strahlen aus, mit dem die Götter nur ganz wenige begnaden, und darum«, schloß er mit höflicher Zweideutigkeit, »wird es schwer sein, ihren Tod sinnvoll erscheinen zu lassen.«

»Es gibt einen Mann«, erwiderte Messalin, »der dem Herrn und Gott Domitian bei diesem Unternehmen helfen könnte. Dieser Mann sind Sie, mein Decian.« Mit einer leichten Handbewegung, als sähe er die gespielte Entrüstung und Verwunderung auf dem Gesicht des andern, schnitt er ihm die überflüssige Entgegnung ab und fuhr fort: »Wir wissen, wo sich die Freigelassene Melitta befindet. Nur weil wir den Skandal um den Fall der Cornelia nicht noch vermehren wollen, vermeiden wir es, uns ihrer durch Gewalt zu bemächtigen. Es wäre vernünftig, mein Decian, wenn Sie uns diese Melitta herausgäben. Sie würden sich viel Leid, der Melitta mancherlei sehr Qualvolles und uns den Skandal ersparen. Mir scheint, das wäre auch im Sinne unserer toten Cornelia.«

Decian war sehr blaß geworden, und es war ihm eine Genugtuung, daß der Blinde wenigstens diese Blässe nicht wahrnehmen konnte. »Ich verstehe nicht, was Sie wollen«, erwiderte er gehalten.

Messalin winkte mit einer kleinen, höflichen Handbewegung ab. »Sie sind kein eisenstirniger Narr wie gewisse Ihrer Freunde«, stellte er ihm vor. »DDD schätzt Sie als einen Mann von Klugheit und von Welt. Wir verstehen es, daß Sie Cornelia haben schützen wollen. Aber was versprechen Sie sich davon, wenn Sie weiter Widerstand leisten? Glauben Sie, Sie können DDD eine Ehrenerklärung für die tote Cornelia abzwingen? Bewähren Sie Ihre oft bewährte Klugheit! Geben Sie Melitta heraus, reden Sie ihr Vernunft zu, und Sie werden ziemlich viel gewonnen haben. Ich will Ihnen nichts vormachen. Eine Anklage gegen Sie wegen Beihilfe zur Verschleierung des Verbrechens der Cornelia wird auch dann erfolgen müssen, wenn Sie uns Melitta herausgeben. Aber wie immer der Senat urteilen wird, ich kann Ihnen versichern, Sie werden mit einer leichten Verbannung davonkommen. Geben Sie mir jetzt keine Antwort, mein Decian! Überlegen Sie sich gut, was ich Ihnen gesagt habe! Ich bin überzeugt, Sie werden zu dem Schluß kommen, daß es einen andern sinnvollen Ausweg nicht gibt. Lassen Sie es sich angelegen sein, Melitta vor der Tortur und sich selber vor dem Tode zu retten, und fangen Sie heute schon an, alles, was Sie an beweglicher Habe besitzen, aus Italien hinauszuschaffen für die zwei oder drei Jahre, die Sie außerhalb Italiens werden verbringen müssen! Ich kann Ihnen versprechen, daß Norban wenig davon wahrnehmen wird. Glauben Sie mir, der Rat, den ich Ihnen gebe, ist der Rat eines Freundes!«

Decian, nachdem Messalin gegangen war, sagte sich, daß dem Kaiser und seinen Räten die tote Cornelia vermutlich gleichgültig sei und daß es ihnen nur darum gehe, die verlorengegangene Popularität Domitians neu zu gewinnen. Sowie der Senat nicht mehr darauf rechnen konnte, bei den breiten Massen Unterstützung zu finden, mußte er die Positionen wieder aufgeben, die er in seinem Kampf gegen den Kaiser in der letzten Zeit errungen hatte. Das also wußte Decian genau. Durfte er, um sein Leben zu retten, dem Kaiser helfen, den Senat von neuem zu schwächen?

Er durfte es nicht. Aber was war erreicht, wenn er sich opferte? Er konnte Melitta endgültig verschwinden lassen. Was dann würden Messalin und Norban unternehmen? Sie würden ihn festsetzen, sie würden ihm durch die Folter Geständnisse abzwingen, wie und warum er Melitta habe verschwinden lassen. Nichts wäre gewonnen. Der Sieg des Kaisers über den Senat, der ja doch als letztes Ergebnis kommen mußte, würde durch seine Opferung um einige Wochen verschoben, verhindert würde er nicht.

Decian teilte dem Messalin mit, wo sich Melitta befand. Dem Decian wurde Schweigen auferlegt, er durfte sein Landgut bei Bajae nicht verlassen, er wurde überwacht. Die Freigelassene Melitta wurde in aller Eile und Heimlichkeit aufgehoben.

Domitian lächelte tief und befriedigt. »Ich habe gute Freunde«, sagte er zu Messalin, »ich habe gute Freunde«, sagte er zu Norban, und in seinem engsten Kabinettsrat, der jetzt nur mehr aus Regin, Marull, Annius Bassus und Norban bestand, erklärte er: »Diese Angelegenheit bleibt vorläufig unter uns. Wir erheben noch keine Anklage gegen Decian. Wir lassen die Herren vom Senat ruhig weitermachen. Wir wollen sehen, was sie alles noch vorzubringen haben gegen Ligarius und gegen Uns.« Er lächelte stärker. »Lassen wir die Feinde des Reichs immer tiefer in ihr Verderben rennen! Wir können warten.«

Die Herren von der senatorischen Opposition also hatten keine Ahnung von dem, was sich ereignet hatte, und daß der Kaiser jetzt in der Lage war, das viele Gerede um die Schuld der gerichteten Vestalin, wann immer er wollte, zum Schweigen zu bringen. Sie glaubten vielmehr, die Helvid und Priscus und die übrigen Herren von der senatorischen Opposition, sie hätten die Republik bereits wiederhergestellt, der Kaiser sei nun wirklich zurückgedrängt auf den Platz, den die Verfassung ihm zuwies, er sei nicht mehr als der Erste unter Gleichen, sie seien in Wahrheit seine Peers. Strahlend herum ging der alte Helvid, sein verwittertes Gesicht hatte sich verjüngt vor Stolz über den errungenen Sieg. Er war der große Republikaner, der Anwalt der guten Sache, er hatte die unterdrückten Spanier an Ligarius und dem Kaiser gerächt, er sonnte sich in seinem Erfolg, er brüstete sich, und mit ihm die andern Führer der senatorischen Sache, Priscus und die Seinen und die Angehörigen des gerichteten Paetus, Fannia, Gratilla. Übermorgen sollte der Senat das Urteil fällen über Ligarius, den Aussauger der Provinz Spanien. Einige von den Senatoren wünschten, daß man sich damit begnüge, den Ligarius zur Vermögenskonfiskation und zur Verbannung zu verurteilen, aber sie, die Führer der Opposition, werden nicht so bescheiden und gemäßigt sein. Sie werden verlangen, daß man den Freund des Tyrannen, den Verbrecher, zum Tod verurteile, und sie werden es durchsetzen.

Die Minister Regin und Marull wußten natürlich um dieses Gerede. Sie waren ältere Herren, die unendlich viel erlebt hatten, sie hatten viele Freunde und Bekannte eines unerwarteten Todes sterben sehen, und es hatte sich nicht immer vermeiden lassen, daß sie mithalfen, diesen raschen Tod herbeizuführen. Sie waren müde geworden, sie waren von Natur eher gutmütig als bösartig, sie waren konziliant, und sie verspürten ein leises Bedauern, als sich jetzt der alte Helvid anschickte, so blind und wild in seinen Tod zu rennen. Auf die Dauer zu retten war der Mann nicht, aber warum sollte er nicht noch ein paar Jahre oder wenigstens Monate haben? Sie waren menschlich, sie wollten ihn davon abhalten, seinen Untergang zu überstürzen.

Es war nichts Ungewöhnliches, daß die beiden Herren, deren Liberalität auch die Gegner kannten — sie nannten sie Laschheit —, mit diesen Gegnern mehr oder minder offenherzige Gespräche führten, die freilich akademisch blieben. Auch jetzt suchten Marull und Regin die Gelegenheit einer solchen vertraulichen Aussprache. An dem Tag, bevor der Senat das Urteil in der Sache des Ligarius fällen sollte, traf es sich, daß sie sich mit Helvid, Priscus und Cornel auf die gewünschte Art auseinandersetzen konnten.

»Sie haben Ihrem Spanien zum Sieg verholfen, mein Helvid«, meinte Marull, »und den Ligarius gefällt. Das ist sehr viel, dazu kann man Ihnen gratulieren. Aber was wollen Sie eigentlich mehr? Wenn ein Mann wie unser Cornel so stürmisch und jugendlich vorginge, das wäre verständlich. Aber ein Herr in unserm Alter, das ist gegen die Natur.« Und Regin, auf seine gemütliche Art, fügte hinzu: »Warum geben Sie sich eigentlich so blutdürstig? Sie wissen doch genausogut wie wir, daß DDD im besten Fall ein Urteil auf Vermögenskonfiskation und Verbannung bestätigen könnte, aber nie ein Todesurteil. Ein solcher Antrag wäre also ein reines Schaustück. Haben Sie das nötig? Sie kompromittieren nur Ihren Sieg.«

»Ich will dem Senat und dem Volk von Rom zeigen«, sagte finster Helvid, »daß dieses Regime sich nicht scheut, die wichtigsten Ämter im Reich Verbrechern anzuvertrauen.« — »Mein lieber Helvid«, fragte Regin, »ist das nicht eine bedenkliche Verallgemeinerung? Es soll auch zu den Zeiten, da der Senat unbeschränkt herrschte, ab und zu ein Gouverneur wegen Unterschlagung verurteilt worden sein. Wir haben in der Schule einiges darüber gelernt. Mir sind ein paar Reden in Erinnerung über solche Gegenstände, Reden, ohne deren Vorbild selbst Ihr ausgezeichnetes Plädoyer gegen Ligarius nicht hätte gehalten werden können.« Und: »Wenn Sie ehrlich sein wollen«, sekundierte Marull, »dann müssen Sie zugeben, daß gerade unter diesem unserm Herrn und Gott Domitian die Verwaltung der Provinzen sich verbessert hat. Schön, Spanien hat einen schlechten Mann erwischt: aber schließlich hat das Reich neununddreißig Provinzen, und es sind seit Menschengedenken unter keinem Herrscher so wenig Klagen aus den Provinzen eingelaufen wie unter DDD. Nein, mein Helvid, was Sie da machen wollen, Ihr Antrag auf die Todesstrafe, das hat nichts mehr mit sachlicher Politik zu tun, das zielt nicht mehr nur auf die Abstellung von Mißständen, das ist einfach eine Demonstration gegen das Regime als solches.« Und wieder Regin: »Reden Sie Ihrem Freunde zu, mein Priscus, und Sie, mein Cornel. Er dient niemand, wenn er einen solchen Antrag stellt, uns nicht und Ihnen nicht und sich selber nicht. Es kann nur Unheil daraus entstehen.« Er sprach besonders ruhig, geradezu gemütlich. Trotzdem hörten Priscus und Cornel die Warnung heraus.

Nicht aber vernahm sie Helvid, der, noch berauscht von seinem Erfolg, nur mehr in großen Worten dachte. »Natürlich«, sagte er unwirsch, »kämpfe ich nicht gegen den Mann Ligarius als solchen; es ist mir gleichgültig, ob der verbannt wird oder getötet. Wogegen ich kämpfe — und das wissen Sie ganz genau —, das ist, daß Rom verkörpert werde durch einen einzelnen Mann. Ich kämpfe für die Souveränität der senatorischen Gerichtsbarkeit. Ich kämpfe für Roms Freiheit.« Das waren gefährliche Worte, selbst jetzt, und der besonnene Cornel versuchte abzulenken. »Sie halten eine Rede, mein Helvid«, sagte er, »Sie sprechen nicht zum Thema.« Doch Regin beschwichtigte den Besorgten durch eine kleine Handbewegung. »Keine Gefahr!« sagte er lächelnd. Er wollte sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen, seinesteils einmal ein paar Worte zu diesem Thema Freiheit zu sagen, über welches sich die Senatoren so gern in absurden Phrasen ergingen. »Freiheit«, also wiederholte er das letzte Wort des Helvid, und mit seiner hellen, fettigen Stimme definierte er: »Freiheit ist ein senatorisches Vorurteil. Sie wünschen, daß Rom nicht durch einen einzelnen Mann verkörpert werde, sondern durch die zweihundert Familien des Senats, und das nennen Sie Freiheit. Setzen Sie einmal den Fall, Sie erreichten Ihr Ziel hundertprozentig. Sie erreichten mehr Macht für den Senat als für den Kaiser. Was, beim Herkules, wäre dann gewonnen? Welche Art Freiheit? Worin bestünde sie, Ihre Freiheit? In einem wüsten Durcheinander, in einem planlosen Hin und Her der zweihundert sich bekämpfenden Familien, die sich untereinander um die Provinzen, Privilegien und Monopole noch mehr herumbalgen, vertragen und begaunern würden als jetzt. Wenn Sie Ihrem Verstand folgen und nicht Ihrem Gefühl, dann müssen Sie zugeben, daß eine solche Freiheit der Gesamtheit schlechter bekäme als das planvolle Regiment eines einzelnen, das Sie abtun wollen mit dem bequemen Schlagwort Despotie.«

Helvid wollte antworten, doch Priscus hielt ihn zurück, er hatte selber zuviel darauf zu erwidern. »Sie sagen wegwerfend ›Gefühl‹«, erwiderte er, und seine schneidend klare Stimme stach seltsam ab von der hellen, fettigen des Regin.

»Sie vergessen, Sie wollen es nicht spüren, wie das Gefühl, der Willkür eines einzelnen ausgesetzt zu sein, einen bedrückt. Das Bewußtsein, meine Handlungen unterliegen dem Urteil und dem Gewissen eines sorgfältig nach Verdienst erlesenen Gremiums, ist wie frische Luft, das Gefühl, einem einzelnen preisgegeben zu sein, ist wie Stickluft.« Und auch Cornel konnte nicht mehr an sich halten, sondern, mit seiner dunkeln, gewichtigen, drohenden Stimme, fügte er hinzu: »Freiheit ist kein Vorurteil, mein Regin, Freiheit ist etwas sehr Bestimmtes, Greifbares. Wenn ich mir überlegen muß, ob ich das, was ich zu sagen habe, sagen darf, dann wird mein Leben enger, ich werde ärmer, ich kann schließlich nicht mehr unbehindert denken, ich zwinge mich gegen meinen Willen, nur mehr das ›Erlaubte‹ zu denken, ich verkomme, ich sperre mich ein in tausend armselige Rücksichten und Bedenklichkeiten, statt unbehindert ins Weite und Große zu schauen, mein Gehirn verfettet. In der Knechtschaft atmet man: leben kann man nur in der Freiheit.«

Jetzt aber wollte Helvid nicht länger warten. »Der Kaiser«, wetterte er, »bemüht sich heiß darum, Zucht und Tugend in Rom wieder einzubürgern. Er wütet mit Strafen, die man seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gekannt hat. Was hat er erreicht? Als der Senat herrschte, das werden selbst Sie nicht leugnen, gab es in Rom mehr Sitte, mehr Tugend, mehr Zucht.« Und Priscus setzte hinzu: »Mehr Recht.« Cornel aber ergänzte, abschließend: »Mehr Glück.« — »Worte, meine Herren«, sagte gemütlich Regin, »nichts als große Worte. Glück! Sie verlangen von einer Regierung, daß sie die Menschen glücklich mache? Damit beweisen Sie nur, daß Sie zum Regieren nicht geeignet sind. Moral verlangen Sie von einer Regierung, Tugend, Recht? Ich gebe Ihnen zu, daß wir da viel bescheidener sind. Wir, Marull und ich, wir halten eine Regierung für gut, wenn sie möglichst viele Ursachen aus der Welt schafft, aus denen Unglück entstehen könnte, Hungersnöte, Seuchen, Kriege, eine allzu ungleiche Verteilung der Güter. Wenn ich wählen soll zwischen einem Regime und dem andern, wenn ich werten soll, welches das bessere ist, dann schere ich mich nicht um den Namen, dann ist es mir höchst gleichgültig, ob man es als freiheitlich bezeichnet oder als despotisch, dann frage ich einzig und allein: welches Regime gewährleistet bessere Planung, bessere Ordnung, bessere Verwaltung, bessere Wirtschaft. Mehr von einer Regierung zu verlangen, Recht oder Glück von ihr verlangen, das heißt Milch von einem Huhn fordern. Geben Sie einer Bevölkerung reichlich Brot und Zirkus, geben Sie ihr etwas Fleisch und Wein, geben Sie ihr Richter und Steuerbeamte, die nicht allzu bestechlich sind, und verhindern Sie, daß sich die Privilegierten allzu fett machen: das andere, Recht und Zucht und Glück, das kommt dann von selber. In Ihrem Innern wissen Sie genausogut wie ich, daß unter Domitian auf den Kopf der Bevölkerung mehr Brot, mehr Schlaf und mehr Vergnügen trifft, als das unter einer Senatsherrschaft möglich wäre. Glauben Sie, daß die hundert Millionen Einwohner des Reichs dieses Mehr an Brot und Schlaf und Vergnügen würden hergeben wollen für Ihre ›Freiheit‹? Noch keine halbe Million unter diesen hundert wünscht sich eine andere Regierungsform.«

Alle wollten erwidern. Marull aber wurde der fruchtlosen Erörterung überdrüssig und sagte abschließend: »Auf alle Fälle, mein Helvid, rate ich Ihnen, freuen Sie sich Ihres Triumphes über Ligarius, fordern Sie die Götter nicht heraus und geben Sie sich zufrieden!« Und: »Ich glaube, das ist ein guter Rat«, sagte trocken, gemütlich und dennoch sehr eindringlich Claudius Regin.

Die drei Senatoren waren ehrlich entrüstet über den Zynismus der beiden Minister, aber sie kannten sie gut genug, um zu wissen, daß die Warnung ehrlich gemeint war: Priscus und Cornel redeten denn auch dem draufgängerischen Alten zu, er möge sich mäßigen und sich mit der Verbannung des Ligarius begnügen. Dies war sehr viel mehr, als man noch vor einem halben Jahr zu hoffen gewagt hatte. Volksstimmungen verflogen, man durfte den Kaiser nicht allzusehr reizen, schließlich stand hinter ihm die Armee, man war rasch und kühn und sehr erfolgreich vorgestoßen, es war angebracht, Atem zu holen. Doch Helvid hatte sich verrannt in seinen Plan. Er hatte so vielen davon erzählt, daß er sich nicht mit der Verbannung des Ligarius begnügen, daß er seinen Tod beantragen werde: er konnte es seinem Stolz nicht abringen, jetzt zurückzuweichen. Er beschloß, sein Vorhaben durchzuführen.

Das tat er denn auch. Die Warnung der Leute des Domitian machte ihn nur um so verbissener, und er sprach wilder, heftiger, hinreißender als je. Selbst Cornel und Priscus vergaßen ihre Bedenken, als er sprach. Es war eine große Stunde. Den Atem an hielten die alten Republikaner, es leuchteten ihre Augen, es schwindelte ihnen vor Glück, als Helvid, seine Sätze großartig steigernd, die härteste Strafe, die das Gesetz vorsah, für den Verbrecher Ligarius verlangte, den Tod, den Tod und nochmals den Tod.

Seit langen Jahren, seitdem Domitian die Herrschaft angetreten, war die Opposition im Senat so gut wie verstummt. Jetzt, in diesen letzten Monaten, war sie auf einmal wieder dagewesen, einen Sieg nach dem andern hatte sie erfochten, jetzt gar wagte es einer von den Ihren, die Todesstrafe zu fordern für einen Freund und Günstling des Kaisers. Waren die Tage der Freiheit wiedergekommen? Die Rede des Helvid, dieser sein Antrag war der stärkste Triumph der Opposition.

Er war auch ihr letzter.

Dies zeigte sich sogleich, als der Angeklagte dem Ankläger erwiderte. Bis jetzt hatte sich Ligarius still und klein verhalten, wie es einem Manne ziemte, der mit gutem Grund eines so schweren Vergehens bezichtigt worden war. Man hatte erwartet, daß er also nach dieser Rede und nach diesem Antrag zerschmettert sein werde, daß er demütig die Milde des Senats erflehen werde. Statt dessen schien der Antrag des Helvid ihn keineswegs niederzuschlagen, im Gegenteil, er lächelte, als Helvid diesen Antrag vorbrachte, er leuchtete geradezu auf, ja es war, als hätte er einen so übermäßig strengen Antrag herbeigesehnt. Und schon aus seinen ersten Worten erhellte, daß er ganz sicher war, er werde niemals die von Helvid geforderte Strafe erleiden müssen, ob der Senat sie nun beschließe oder nicht. Seine Rede war, und zwar schon von den ersten Worten an, keine Verteidigung, sondern eine Anklage.

Was er sich habe zuschulden kommen lassen, erklärte er, wisse die Stadt und der Erdkreis, er habe es zugegeben, er habe sich bereit gezeigt, zu bereuen und die Strafe auf sich zu nehmen, die der Senat ihm zuerkennen werde. Mit aller Kraft aber wehre und verwahre er sich gegen Anträge wie den des Senators Helvid. Noch sei er, Ligarius, Senator und ein Mann konsularischen Ranges. Als solcher verteidige er die Würde des Senats, die gefährdet werde durch derartig maßlose und aller Vernunft bare Anträge wie den des Helvid. Aus einem solchen Antrag spreche nicht mehr die berechtigte Empörung gegen einen Schuldigen, sondern einzig und allein persönliche Gehässigkeit, eine wüste, sinnlose, verbrecherische Feindschaft. Nun aber bestehe keinerlei Feindschaft zwischen ihm und dem Helvid. Gegen wen also, gegen wen allein könne sich diese Unverschämtheit richten? Zweifellos doch nur gegen jene Persönlichkeit, die einer solchen erbärmlichen Feindseligkeit am fernsten entrückt sein sollte, gegen den Herrn und Gott Domitian. Ihn und nur ihn wolle Helvid in seiner, des Ligarius, Person treffen. Der Antrag sei eine dreiste Provokation, der Antrag sei ein Majestätsverbrechen, und wenn ihm, dem Ligarius, nach der heutigen Sitzung und dem Urteilsspruch nicht mehr die Möglichkeit gegeben sei, Anklage zu erheben gegen dieses Majestätsverbrechen, so fordere er die Berufenen Väter, annoch seine Kollegen, auf, die Schamlosigkeit des Helvid nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern die Würde des Senats und das Ansehen des Reichs zu verteidigen und gegen Helvid Anklage zu erheben wegen Majestätsverletzung.

Es war klar, daß Ligarius eine solche Sprache nicht gewagt hätte, wenn er nicht sicher gewesen wäre, er werde von den Räten des Kaisers gedeckt werden. Es war klar, daß Domitian ein Mittel gefunden haben mußte, sich gegen den Senat mit neuer Kraft zu wehren. Auf alle Fälle war der Kaiser entschlossen, keine weitere Herausforderung von seiten des Senats zu dulden; wahrscheinlich auch hatte er ein Mittel gefunden, die Volksstimmung zu wenden. Wie immer, es war nicht geraten, sich noch weiter vorzuwagen, man tat besser, sich vorzusehen, der Antrag des Helvid wurde so gut wie einstimmig abgelehnt. Nicht einmal die Anträge auf Vermögenskonfiskation und auf Verbannung wurden angenommen. Ligarius, der Freund und Günstling des Kaisers, wurde lediglich dazu verurteilt, die Beträge zu ersetzen, die er der Provinz Spanien widerrechtlich entzogen hatte.

Bald denn auch zeigte sich, daß die Senatoren die Rede des Ligarius richtig gedeutet hatten und daß der Kaiser im Besitz von Zeugnissen war, geeignet, seine Beliebtheit bei den Massen wiederherzustellen und den Senat in seine alte Machtlosigkeit zurückzuverweisen.

Schon wenige Tage nach der Urteilssprechung über den Ligarius wurde der Senat befaßt mit einer Anklage gegen den Decian. Decian wurde bezichtigt, versucht zu haben, das Verbrechen der abgeurteilten Vestalin Cornelia zu verschleiern.

Der Kaiser selber wohnte der Verhandlung des Senats bei.

Decian war nicht erschienen. An seiner Stelle erklärte nach der Anklageerhebung sein Verteidiger: »Der Senator Decian verzichtet auf Verteidigung. Ich bin hier eher Postbote als Anwalt. Der Senator Decian teilt durch mich den Berufenen Vätern mit, daß er sich des Verbrechens schuldig bekennt, dessen man ihn verklagt.«

Ein einziger Antrag wurde gestellt: Tod für den Schuldigen und Ächtung seines Andenkens. Keine Gegenstimme wurde laut. Da griff Domitian selber ein. Er bat die Berufenen Väter, Milde gegen den Reuigen und Geständigen walten zu lassen. Es wurde denn auch nur auf Verbannung erkannt und auf Konfiskation der in Italien befindlichen Güter des Decian.

Während er sich entfernte, drohte der Kaiser einer Gruppe von Senatoren, die sich um Helvid und Priscus versammelt hatten, lächelnd und leutselig mit dem Finger: »Sehen Sie, meine Herren, jetzt hat mich gar Ihr Freund Decian von gewissen Beschuldigungen freigesprochen.«

Die Massen waren betroffen, als bekannt wurde, daß ein um seiner Rechtlichkeit willen so angesehener Mann wie Decian Zeugnis abgelegt hatte für den Kaiser und gegen die Vestalin. Auch Melitta, die Freundin und Freigelassene der Cornelia, hatte also gegen sie gezeugt. Folglich hatte man wohl dem Domitian Unrecht getan. Schnell schlug die Empörung gegen ihn in den alten Enthusiasmus um. Man bezichtigte sich selber der Leichtgläubigkeit, und Verwünschungen wurden laut gegen die Vestalin Cornelia, die das Reich und den guten, großen Kaiser durch ihre Geilheit beinahe um die Hilfe der Götter gebracht hatte. Gepriesen wurde Domitian, weil er mit so starker Hand durchgegriffen, ohne Ansehen der Person, um die Göttin zu rächen. Welche Überwindung mußte es den guten Kaiser gekostet haben, selbst eine Cornelia vor Gericht zu stellen und das Odium einer solchen Verurteilung auf sich zu nehmen! Was für einen großen Kaiser hatte man! Schließlich war es an dem, daß die Verurteilung der Cornelia dem Domitian eine Geschenkverteilung ersparte.

Nachdem Domitian so lange an sich gehalten, genoß er jetzt in vollen Zügen seine Rache. In rascher Folge fanden eine Reihe von Prozessen statt, die endlich jene Häupter der alten Adelspartei wegrafften, an die sein Vater und Bruder und an die er selber sich bisher noch nicht herangewagt hatten.

Die ersten, gegen die er Anklage erheben ließ, waren die Senatoren Helvid und Priscus und die Damen Fannia und Gratilla. Die Anklage lautete auf Majestätsverletzung. Sie war schamlos zusammengeklittert. Man hatte das ganze Leben der Angeklagten durchsucht, und alles, was sie getan, und alles, was sie gelassen hatten, wurde ausgelegt als Beleidigung des Kaisers. Jedes harmlose kleine Witzwort, das sich einer geleistet hatte, wurde so lange gedreht und gewendet, bis es eine hochverräterische Rede war. Dem vorsichtigen Priscus, der sich, um sich nicht zu gefährden, lange Jahre in ländliche Abgeschiedenheit zurückgezogen hatte, wurde gerade diese Vorsicht als Verbrechen ausgelegt; es sei kränkend für den Kaiser, daß sich ein Mann von der Begabung und Tatkraft des Priscus just unter seiner Herrschaft dem Staatsdienst entziehe. Selbstverständlich wurde seine Biographie des Paetus als aufrührerischer Hymnus auf einen Aufrührer, als verschleierte Beleidigung des Kaisers angesehen. Ungestraft überhäuften die Ankläger die Beklagten mit kalten und niedrigen Schmähungen. Der Senat wagte nicht, dagegen aufzubegehren. Die Kurie, in der er tagte, war umstellt von der Leibgarde des Kaisers. Es war seit Gründung der Stadt das erstemal, daß die regierende Körperschaft Beschlüsse fassen mußte unter der Drohung der Waffen.

Zwei Episoden dieses Prozesses blieben besonders lange im

Gedächtnis der Römer haften. Da war einmal die Vernehmung der Fannia. Der Ankläger erklärte, es gehe die Rede, Priscus habe seine aufrührerische Biographie des Paetus auf ihren, der Fannia, Wunsch geschrieben, sie vor allem habe das Werk verbreitet, und er fragte sie, ob das wahr sei. Alle wußten, daß ein Ja sie ihr Vermögen kosten werde. »Ja«, erwiderte sie. Ob sie, fragte der Ankläger weiter, dem Priscus auch Material für sein Buch gegeben habe. Alle wußten, daß sie, wenn sie ein zweites Mal ja sagte, im günstigsten Fall aus Rom verbannt, daß sie vielleicht getötet werden würde. »Ja«, erwiderte sie. Ob ihre Schwägerin Gratilla, die Schwester des Paetus, darum gewußt habe, wurde sie weiter gefragt. »Nein«, antwortete sie. Auf diese drei schlichten, unerschrockenen und verächtlichen Worte, auf diese beiden Ja und auf dieses Nein beschränkte sich die Zeugnisablegung der Fannia, die sich dem Senat und dem Volk von Rom tiefer einprägte als die ausgezeichnete Rede des Anklägers.

Das zweite Geschehnis war das folgende: Helvid, der sich verloren wußte, nutzte die letzte Gelegenheit, die ihm gegeben war, noch einmal zu den Römern zu sprechen, zu einer finstern und gewaltigen Drohrede gegen den Kaiser, der der Rache Roms und der Götter nicht entgehen wird. Lautlos hörte man zu. Der blinde Messalin aber erhob sich, sichern Schrittes, als ob er sähe, ging er durch die Bänke auf Helvid zu, um selber Hand an den Schmähsüchtigen zu legen. Da indes, es war das erstemal, daß dem Blinden dies geschah, rissen ihn die andern zurück, sie schrien ihm zu: »Dieser Mann ist hundertmal wertvoller als du!«, sie beschimpften ihn, sie brachten ihn zu Fall.

Diese Zornesausbrüche verhinderten aber nicht, daß die Berufenen Väter den Helvid und den Priscus zum Tod, die Damen Fannia und Gratilla zur Verbannung, das Buch des Priscus zur Verbrennung verurteilten.

Zwei Tage später wurde der Holzstoß gerichtet für das Buch, in dem der zu richtende Priscus das Leben des gerichteten Paetus beschrieben hatte. Die Verbrennung fand statt am späten Abend. Die Flammen waren blaß, als sie sich entzündeten, denn da war es noch Tageslicht, aber sie leuchteten immer stärker mit der einfallenden Nacht, und immer lauter wurden die Rufe des zuschauenden Pöbels. Dem Priscus war es anheimgegeben worden, der Verbrennung zuzuschauen. Er tat es. Reglos hielt er den runden, völlig kahlen Kopf, mit den tiefliegenden, kleinen Augen starrte er in die Flamme, die sein Buch verzehrte. Die Exemplare, die man für die Verbrennung ausgewählt hatte, waren auf Pergament geschrieben, der alten Fannia war das kostbarste Material für dieses Buch nicht kostbar genug gewesen, und das Pergament brannte langsam und zäh, es sträubte sich gegen die Vernichtung. Priscus war ein kühler, sachlicher Herr, er hatte oft gelächelt über die Metaphern und Gleichnisse seines Freundes Helvid, dennoch verbanden sich jetzt in seiner eigenen Vorstellung mancherlei pathetische Gedanken und Bilder mit diesem Scheiterhaufen. Feuer erhellte, Feuer reinigte, Feuer war ewig, Feuer verband Menschen und Götter und machte in einem gewissen Sinne den Menschen mächtiger als die Gottheit. Vielleicht, wahrscheinlich wird gerade durch dieses Feuer sein Leben des Paetus länger dauern als das Regiment des Domitian und der Despoten, die ihm folgen mochten; aber wahrscheinlich wird ihm keiner mehr folgen.

Dieses war das letzte Feuer, das Priscus sah, sein letzter Abend und seine letzte Nacht. Auch der verwitterte, heftige Helvid büßte in dieser Nacht die Befriedigung, die er gespürt hatte, als er durch seinen Antrag gegen den Ligarius dem Kaiser seinen ganzen Haß und seine ganze Verachtung ins Gesicht geschleudert hatte, und folgte seinem Vater in den Hades, gewaltsam dorthin gestoßen wie dieser. Domitian aber durfte sich sagen, jetzt werde der alte Vespasian mit ihm zufrieden sein.

Eine Woche später dann gingen die verurteilten Frauen in die Verbannung. Es war eine wilde, barbarische Gegend, in die man sie schickte. Die füllige, damenhaft lässige Gratilla, gewohnt, drei Zofen um sich zu haben nur für ihre Körperpflege, wird es nicht leicht haben, wenn sie nun allein mit der alten, finsteren Fannia das kleine, rohe Haus bewohnen wird an der kalten, unwirtlichen Küste der nordöstlichen See. Wohl nahm Fannia die Lobschrift des Priscus auf ihren toten Gatten, diese Ursache ihres Exils, mit ins Exil. Wohl standen, als die Frauen dem Latinischen Tor zugingen, um die Stadt zu verlassen, sehr viele an ihrem Weg, aber ihre getöteten Männer wurden davon nicht lebendig, und der Pontus wurde dadurch nicht der Tiber.

An ihrem Wege stand auch der Senator Cornel, der Schriftsteller. Er hatte nicht teilhaben wollen am Tod seiner Freunde und war der Sitzung ferngeblieben, in der ihr Prozeß verhandelt wurde. Das war kühn gewesen. Freilich nicht allzu kühn, denn natürlich hatte er sich vorgesehen und drei Ärzte an sein Lager gerufen, um Zeugen einer Lungenentzündung zu haben. Auch jetzt hatte er sich, der bedachtsame Mann, lange gefragt, ob er sich unter diejenigen mischen solle, die die Frauen begrüßten, da sie ein letztes Mal vorübergingen. Er hatte sich überwunden, er wagte es, da stand er, sich tadelnd ob der überflüssigen Kühnheit, wartete, und als die Frauen kamen, streckte er den rechten Arm aus, sie auf lange Zeit, vielleicht für immer, ein letztes Mal grüßend. In seinem Herzen aber dachte er: Wie sinnlos und unnütz ist das alles! Arme, törichte Freunde! Warum habt ihr nicht gewartet, ob nicht der günstige Augenblick komme, diesen Kaiser zu fällen? Dann hättet ihr, nach seinem Tode, viel klarer und heftiger sagen können, was gegen ihn vorzubringen ist, als ihr es jetzt habt sagen können. Arme, törichte, tote Freunde, die ihr nicht begriffen habt, daß diese Zeit an uns eine einzige Forderung stellt: sie zu überleben! Arme, törichte, verbannte Heldenweiber! Eure einzige Chance ist, daß ich, der ich weniger töricht bin, euch vielleicht doch noch einmal ein Denkmal setzen kann.

Nachdem Domitian die Stadt gereinigt hatte von den Leuten, die seine und der Gottheit Feinde waren, beging er seine Säkularfeier. Es waren seit der Gründung der Stadt achthundertneunundvierzig Jahre vergangen, und es bedurfte einer kühnen Chronologie, um zu errechnen, daß nun ein neues Jahrhundert abgelaufen sei. Allein Domitian war ein kühner Mann, er errechnete es. Zusammengerufen durch Herolde wurde das Volk. Das Kollegium der Fünfzehn ließ die Mittel verteilen, wodurch ein jeder sich reinigen sollte, Fackeln, Pech und Schwefel. Das Volk seinerseits überbrachte dem Priesterkollegium die Erstlinge der Saat und des Viehes für die Götter. Der Kaiser selber opferte auf dem Marsfeld dem Jupiter und der Minerva, in seiner Gegenwart richteten adelige Frauen Gebete an die Juno, eine lebendige Forelle wurde der Erde geopfert, Chöre von Jünglingen und Jungfrauen sangen Hymnen, und der Kaiser weihte dem Gotte Vulkan ein Gelände, auf daß er die Stadt fürderhin gegen Feuer schütze.

In dieser Nacht schlief der Kaiser mit Lucia. »Erinnerst du dich«, fragte er, »was du mir vorausgesagt hast bei der Verurteilung der Vestalin? Nun, meine Lucia, wer hat recht gehabt?«

Der Sieg über den Senat füllte Domitian ganz aus; er bestätigte ihm, daß er sein Priestertum und sein Amt richtig auffaßte und im Sinne der Götter. Das trug ihn, hob ihn, er war glücklich.

Er hatte von jeher gerne gearbeitet, jetzt nahm er es mit seiner Arbeit und mit seinen Pflichten noch ernster. Früher hatte es der heftige, rastlose Mann trotz der vielen Strapazen geliebt, sein ungeheures Reich von einem Ende zum andern zu durchqueren, und ein Jahr hatte ihn in Britannien gesehen, das nächste an der untern Donau. Jetzt verbrachte er den größten Teil seiner Zeit im Rat mit seinen Ministern oder an seinem Schreibtisch.

Er hatte sich ein kleines Zimmer als Arbeitskabinett gewählt, er mußte, um sich zu sammeln, enge, geschlossene Wände um sich haben. In der Einsamkeit dieses versperrten Raumes gelang es ihm, ganz in sein Inneres hineinzutauchen. Manchmal, in Augenblicken solcher Sammlung, vermochte er es geradezu körperlich zu spüren, daß er das Herz und das Hirn dieses gewaltigen und höchst lebendigen Organismus war, den man vag und abstrakt als Römisches Reich bezeichnete. Ihm allein, in ihm, war dieses Römische Reich ganz lebendig. Die Flüsse dieses Reichs, Ebro, Po, Rhein, Donau, Nil, Euphrat, Tigris, waren seine, des Kaisers, Adern, die Gebirge, die Alpen, Pyrenäen, Atlas, Haemus, seine Knochen, es war sein Blut, das diese Ungeheuern Gebiete wärmte und belebte, die Millionen Einzelmenschen waren die Poren, durch die sein eigenes Leben atmete. Dieses millionenmal vervielfältigte Leben machte ihn in Wahrheit zum Gott, hob ihn über alles menschliche Maß hinweg.

Damit aber dieses gewaltige Lebensgefühl nicht verfließe, mußte er den Rahmen noch strenger und pedantischer spannen. Starr verfolgte er sein Programm. Daß er seinen widerspenstigen Senat besiegt hatte, war die erste Strecke eines Weges gewesen, den er sich genau vorgezeichnet. Jetzt, da er sich der Hilfe seiner Götter vergewissert hatte, durfte er den schwierigeren Teil dieses Weges beginnen. Jetzt durfte er sich an die Aufgabe machen, den unterirdischen Wühlereien ein Ende zu setzen, mit denen dieser fremde, bösartige und unheimliche Gott Jahve ihn bedrohte.

Es war nicht etwa so, daß er von sich aus Jahve hätte angreifen wollen. Ganz und gar nicht, das stünde ihm, dem Verteidiger der Religion, nicht an. Jahves Doktrinen sollten weiter Geltung haben: doch nur in Jahves Volk. Wenn diese Doktrinen aber ihre Grenzen überschritten, wenn sie begannen, seine, des Domitian, Römer zu vergiften, dann hatte er die Pflicht, sich dagegen zu verteidigen, diese Doktrinen aus den Herzen seiner Römer auszubrennen.

Er beriet mit seinen Ministern. Mit Regin, Marull, Annius Bassus und Norban arbeitete er an dem Plan, den Osten aus Rom zu verdrängen, ihn in seine Grenzen zurückzuweisen.

Zunächst ging es um die Beseitigung Jakobs von Sekanja, des Wundertäters. Jakob galt als das Haupt der Christen in Rom. Die ganze Stadt nahm Anteil an ihm. Er ging ein und aus im Hause des Prinzen Clemens. Viele unter den Senatoren bezeigten ihm und seinen Ideen Interesse, um auf diese vorläufig noch ungefährliche Art gegen den Kaiser zu manifestieren. Das Volk blickte in scheuer Ehrfurcht zu dem Wundertäter auf. Siebzehn Leute hatten mit ihren eigenen Augen gesehen, wie die lahme Paulina, eine Freigelassene, aufgestanden und gewandelt war, nachdem er ihr die Hand aufs Haupt gelegt und dazu einige aramäische Sprüche gemurmelt hatte. Allerdings war diese Paulina am gleichen Tage gestorben; doch der Vorgang blieb deshalb nicht weniger ein Wunder, und der Mann, der das Wunder vollbracht hatte, nicht minder ehrfürchtiger Beachtung wert. Jedenfalls waren der Kaiser und sein Polizeiminister der Meinung, es wäre besser, wenn Jakob von Sekanja in dieser ihrer Stadt Rom keine weiteren Wunder vollbrächte.

Wie aber verhinderte man einen Mann, Wunder zu vollbringen? Es gebe da, meinte Norban eindeutig, ein sehr gründliches Mittel.

Schweigend überdachten alle dieses gründliche Mittel. Dann erklärte Regin, es sei im Falle des Wundertäters doch vielleicht nicht angebracht, das gründliche Mittel anzuwenden. Wendete man es an, so sähe es aus, als hätten die Anhänger der Staatsreligion Furcht vor dem Gotte des Wundertäters. Was seine Anhänger vermutlich nicht ernüchtern, sondern nur in ihrem Aberglauben bestärken werde.

Man könnte vielleicht, schlug Marull vor, den Wundertäter auffordern, am Hofe des Kaisers Wunder zu tun. Dann könnte man ihn kontrollieren und entlarven. »Wer sagt Ihnen«, wandte Bassus ein, »daß ihm dann das Wunder nicht gelingt?« Der Kaiser aber erklärte bündig: »Ich möchte nicht die Fähigkeiten des Gottes Jahve in Zweifel ziehen. Ich möchte nur verhüten, daß der Wundertäter Proselyten macht.«

Marull, durch diese Zurechtweisung keineswegs gekränkt, meinte, man solle sich zunächst klar darüber werden, wieweit die Verkündigung der jüdischen Lehre erlaubt sei und wo sie anfange, Proselytenmacherei und somit Verbrechen zu werden. »Wenn der Herr und Gott uns seine Meinung darüber kundtäte«, sagte er, »wäre das eine Gnade für uns alle.« Der Kaiser liebte derlei formaljuristische Abgrenzungen, und Marull rechnete darauf, daß es DDD willkommen sein werde, seine Ansichten über diese Frage zu definieren.

Domitian ergriff denn auch die Gelegenheit. »Das Judentum«, setzte er auseinander, »ist und bleibt eine erlaubte Religion. Ich verkenne nicht, daß diese Religion ein Grundprinzip leugnet, welches alle andern Nationen des Reichs verbindet, das Prinzip nämlich, daß sich die Gottheit in dem Kaiser manifestiert. Während alle andern, die Anhänger der Isis und des Mithras nicht minder wie die der barbarischen Gottheiten der Germanen und der Briten, sich darin einig sind, daß dem Bild des römischen Kaisers und seinen Insignien göttliche Verehrung zieme, wollen die Juden allein diese klare Erkenntnis nicht gelten lassen. Nun denkt das tolerante Rom nicht etwa daran, ein armes, halsstarriges Volk, dessen Jämmerlichkeit durch seine ungeheuren Niederlagen bestätigt ist, mit Gewalt zur Erkenntnis der Wahrheit zu zwingen.« Er konnte es nach diesem Vordersatz nicht unterlassen, über seine Lieblingstheorien zu deklamieren, als wäre er im Senat. »Rom verbietet nicht die Gesinnung. Rom läßt einem jeden seinen Glauben, auch wenn dieser Glaube ein Irrglaube ist. Es kann ein jeder seinen Gott haben, und mag dieser Gott noch so merkwürdig ausschauen. Habe ein jedes Volk seinen Brauch, wenn nur er’s nicht hindert, uns zu gehorchen«, deklamierte er, und Regin sowohl wie Marull konstatierten, im Innern lächelnd, daß er sich bis in den Vers verstiegen hatte. »Da aber«, fuhr Domitian fort, »genau hier ist die Grenze. Dies *eine* gestattet Rom nicht, daß eines andern Volkes Gott in den Bereich seiner, der römischen Staatsreligion eingreife. Nicht hingehen lassen kann es Roms Erzpriester, wenn diese östlichen Menschen sich erdreisten, ihren Aberglauben durch Überredung und Propaganda weiterzuverbreiten. Sie hatten gefragt, mein Marull, wieweit die Verkündigung der jüdischen Lehre erlaubt ist. Ich antworte: sich zu dieser Lehre zu bekennen und ihre Bräuche zu üben ist unbeschränkt erlaubt allen denen, die zu ihrem Unglück in diesem Volk und dieser Lehre geboren sind. Nicht erlaubt ist es, diesen Aberglauben durch Lehre oder gar durch Tat zu verbreiten. Wer einen andern durch Worte oder gar durch das Beschneidungsmesser zu einem Anhänger der jüdischen Religion machen will, verstößt gegen die Majestät Roms und des Kaisers.«

»Das ist klar formuliert«, sagte Marull. Doch Claudius Regin wandte behutsam ein: »Wenn wir uns zu diesem Grundsatz öffentlich bekennen, wird man uns dann nicht wieder vorwerfen, wir hätten Furcht vor diesem Jahve und vor der Überzeugungskraft seiner Lehre?« — »Vorsicht ist nicht Furcht«, erwiderte unwirsch Norban. »Wenn ich die Türe meines Hauses zusperre, so ist das berechtigte Vorsicht, nicht Furcht.« Der schlichte Soldat Bassus aber erklärte tapfer: »Ich habe Furcht vor dieser Lehre. Sie wirkt ansteckend. Ich war in Judäa. Ich habe es erlebt, welche Scheu dieser Gott Jahve und seine Lehre um sich breitet. Der Tempel, das da, hat meinen Soldaten Furcht gemacht, sie gelähmt. Es ist nicht gut für die Armee, die Prediger dieser Lehre auf sie loszulassen.«

Betretenheit war nach diesem unumwundenen Eingeständnis. »Ich höre solche Worte ungern, mein Annius«, erklärte Domitian. »Aber sei dem wie immer, ich wünsche die Verbreitung dieser Lehre nicht, ich will meine Römer vor dieser Lehre schützen, ihre Verkündigung ist verboten. Ich habe gesprochen.«

»Was also fangen wir mit unserm Wundertäter an?« kehrte kurz und sachlich Norban zum Ausgangspunkt zurück. Marull, mit einem kleinen Lächeln, meinte: »Wenn ich den Herrn und Gott Domitian recht verstanden habe, dann mag dieser Wundertäter seine Wunder ruhig weiter verrichten, aber unter seinen Juden, in Judäa, nicht hier in Rom.« — »Ich danke Ihnen, mein Marull«, antwortete der Kaiser. »Ich glaube, das ist der rechte Weg.« Der offenherzige Annius aber murrte: »Die Provinz Judäa ist nahe, viele Leute aus Rom haben dort zu tun, viele Schiffe fahren hin. Ich hätte den Mann lieber weiter fort gewußt. Warum ihn nicht aus den Grenzen des Reichs verbannen? Soll er seine Wunder den Skythen vormachen oder den Parthern, aber keinem römischen Untertan.« Alle freuten sich über den schlichten Soldaten.

Domitian indes gab sich nicht zufrieden damit, daß man die Debatte eingrenzte auf den Fall des Jakob von Sekanja. Seine Herren sollten wissen, daß die Aktion gegen den Wundertäter nur ein erster Schritt auf einem Wege zu viel Bedeutsamerem sei. Er erklärte: »Damit kein Mißverständnis aufkomme, präzisiere ich nochmals. Es gibt dreierlei Arten von Juden. Erstens solche, die, als Juden geboren, sich darauf beschränken, ihren Glauben auszuüben. Das mögen sie ruhig, sie werden nicht verfolgt. Zweitens solche, die Propaganda und Proselyten machen. Deren Gegenwart ist weder in Italien noch in irgendeiner Provinz des Reichs erlaubt, ihr Aufenthalt ist auf die Provinz Judäa beschränkt, auch dort unterstehen sie der Überwachung durch die Polizei. Dann aber«, er sprach langsamer, genießerisch, »gibt es noch eine dritte Art von Juden, und diese sind, scheint mir, die schlimmsten.« Er unterbrach sich, kostete die Erwartung seiner Herren aus und erläuterte schließlich: »Ich meine diejenigen, welche, in der Staatsreligion geboren, sie verleugnen, um dem Gotte der Juden anzuhängen und die Göttlichkeit des Kaisers anzuzweifeln.«

»Womit Klarheit geschaffen wäre«, sagte trocken Marull. Der praktische Norban aber zog sogleich die nächsten Folgen. »Wir werden also wohl«, sagte er, »fürs erste Jakob den Wundertäter verbannen, fürs zweite den Senator Glabrio unter Anklage stellen.« Die andern sahen hoch. Der Senator Glabrio war ein friedfertiger Herr, dem man Feindseligkeit gegen das Regime nicht vorwerfen konnte; daß er sich viel mit exotischer Philosophie, vor allem eben mit der Doktrin der Christen abgab, galt den meisten als liebenswürdige Schrulle. Bassus versuchte zu mildern. »Vielleicht«, schlug er vor, »prozessieren wir zunächst ein paar kleine Leute aus dem Volk, die dem jüdischen Irrglauben anhängen; das wäre eine Art Warnung.« — »Ich würde kleine Leute nicht verfolgen«, gab Regin zu bedenken, »es schädigt nur das Prestige des Kaisers bei den Massen.« Domitian, mit seinem bösartigen Lächeln, verfügte: »Glabrio ist klein genug.« — »Ich werde also das Material gegen den Senator Glabrio wegen Verstoßes gegen die Staatsreligion zusammenstellen«, erwiderte Norban. »Ja«, stimmte Domitian bei und tat beinahe gelangweilt, »stellen Sie zunächst das Material gegen Glabrio zusammen!«

Allen war klar, was dieses »zunächst« andeutete. Es zielte sehr hoch, es zielte auf des Kaisers Vetter, den Prinzen Clemens.

Wenn Sabin der Versuchung nicht hatte widerstehen können, sich in die Verschwörung des Saturnin einzulassen, so war Prinz Clemens bar jedes politischen Ehrgeizes. Er verbrachte den größten Teil seiner Zeit fern von Rom auf seinem etrurischen Landsitz, in der Nähe des Städtchens Cosa, in jenem altmodischen Landhaus, dem ältesten Besitz der Flavier. Selbst Norban, gewiß kein Freund des Clemens, konnte dem Kaiser nur berichten, daß die Tage des Prinzen ausgefüllt seien mit dem Studium östlicher Philosophie. Die Doktrin der Juden und der Minäer aber sei berechnet auf die Denkart kleiner Leute, sie predige Widerstandslosigkeit, fasele von einem Reich, das nicht von dieser Welt sei, so also, daß man von Clemens keinerlei gefährliche politische Aktivität zu befürchten habe.

Domitian fand, daß eine solche Betrachtungsweise seinem Polizeiminister sehr wohl anstehe; er selber aber, der Zensor Domitian, hatte Wesen und Gehabe dieses Clemens ganz anders zu werten. Schon wenn ein Irgendwer, ein Mann des Zweiten Adels oder ein unbedeutender Senator, sich der Denkweise der Christen näherte, war das verwerflich; denn die Christen predigten Abkehr von den Dingen dieser Welt, und Untätigkeit steht einem Mann aus alter römischer Familie schlecht an. Wenn aber gar Prinz Clemens, Vetter des Kaisers und nach ihm der erste Mann im Reich, statt sinnvoller politischer oder militärischer Tätigkeit nachzugehen, diesem Aberglauben anhing und sich so seinen staatsbürgerlichen Pflichten entzog, dann gab diese verbrecherische Indolenz ein höchst verderbliches Beispiel. Wie sollte er, der Herrscher, seine Senatoren zu guten Dienern am Vaterland erziehen, wenn sein eigener Vetter sich von diesem Dienst drückte!

Es waren nicht nur nationale und religiöse Erwägungen so allgemeiner Art, die den Kaiser gegen Clemens aufbrachten. Vielmehr kränkte es ihn persönlich, daß dieser faule, untüchtige Bursche Clemens seine, des Domitian, Göttlichkeit, seine Genialität nicht anerkannte. Nicht etwa, daß Clemens des Kaisers Göttlichkeit schlechthin geleugnet hätte, er fand sich sogar bereit, dem Bild des Kaisers zu opfern, wie das Gesetz es befahl; allein Domitian spürte durch die unnahbare, lässige Höflichkeit des Prinzen hindurch, wie wenig dieser ihn achtete. Es war dem Domitian gleichgültig, wenn zum Beispiel diese armselige Domitilla, des Clemens Frau, ihn mit ihren wilden und trockenen Augen anfunkelte, es amüsierte ihn mehr, als daß es ihn verdroß. Des Clemens Mißachtung aber kränkte ihn. Vor allem wohl deshalb, weil just dieser Clemens der Vater der Prinzen Constans und Petron war, »der kleinen Löwen«. Die Zwillinge waren jetzt elf Jahre, sie gefielen dem Domitian immer besser, je größer sie wurden, seit Julias Tod war er mehr und mehr entschlossen, sie zu adoptieren. Was ihn an ihnen störte, war lediglich dieser Clemens. Alles an dem phlegmatischen Manne reizte ihn, er konnte sich nicht genugtun, ihm ein faules, lahmes Wesen vorzuwerfen, er fand immer neue tadelnde Worte für ihn, nannte ihn bequem, bleiern, bummelig, dumm, energielos, fahrlässig, faul, kaltblütig, lahm, matt, müßig, saumselig, schlaff, träge, indolent. Doch eben an dieser Indolenz prallten alle Beschimpfungen des Kaisers ab. Clemens kam, wenn ihn Domitian zu sich entbot, er hörte sich des Kaisers Tadel höflich an, versprach Besserung, ging zurück auf sein Landgut und blieb der alte. Domitian hätte dem Vater seiner kleinen Löwen eine Verschwörung gegen sein Leben verziehen; diesen passiven Widerstand ertrug er nicht.

Clemens selber beschäftigte sich viel weniger mit dem Kaiser als dieser sich mit ihm. Der Prinz war kein scharfer Denker. Mit seinen vierzig Jahren wirkte er noch sehr jugendlich, die zarte Haut, die blaßblauen Augen unter dem hellen, aschblonden Haar verstärkten den Eindruck des Knabenhaften, Unentwickelten. Doch wenn der Prinz auch langsam von Urteil war, seicht war er nicht. Was er einmal begriffen hatte, das wälzte er in seinem Innern um und um und betrachtete es so lange, bis es sich tief in ihn eingesenkt und sich tief mit seinem Wesen verbunden hatte.

Was ihm von den Lehren der Christen den stärksten Eindruck machte, das waren die dunkeln Weissagungen der Sibyllen. Die Götter, die jetzt als Götter verehrt würden, hieß es in diesen vieldeutigen Versen, seien nichts als die abgeschiedenen Geister alter Könige und Helden. Doch die Herrschaft dieser längst Toten gehe zu Ende. Auch Rom verehre solche Toten, und auch Rom werde deshalb fallen. Seine Herrschaft werde abgelöst werden von der Herrschaft des Messias. Noch sei Roms Arm stark, stark jede Sehne und jeder Knochen, aber das Herz dieses starken Körpers sterbe ab, versteinere und könne den Gliedern kein Leben mehr einhauchen. So machtvoll dieses Wesen scheine, es gehe von ihm eine tiefe Trauer aus. Seine Ausdünstung lähme die ganze Welt, keine Ruhe und keine Freude sei mehr in dieser Welt, befriedigte Lust befriedige nicht mehr, eine tiefe Sehnsucht nach anderem fülle alles Lebendige.

Gedanken und Gefühle solcher Art beschäftigten das einfache Gemüt des Prinzen. Er war von Natur freundlich, ja heiter. Doch er sah das, was auf dem Palatin und im Senat geschah, unter dem Aspekt der sibyllinischen Orakel, es schien ihm sinnlos und tot, und dieses Tote lastete auf der ganzen Welt und erdrückte Leben und Glück. Daß er ein Teil dieses Toten sein mußte, machte ihn melancholisch. Immer tiefer verstrickte er sich in die Welt Jakobs des Wundertäters und der Sibyllen, immer schwerer fiel es ihm, seinen Repräsentationspflichten am Hofe und in der Stadt zu genügen, immer mehr sehnte er sich danach, sich für immer vom Palatin zurückziehen zu dürfen und still auf seinem Landgut zu leben mit Domitilla und den Kindern und mit den Büchern und Lehren des östlichen Glaubens.

So also sah es in dem Prinzen Clemens aus um die Zeit, da Domitian, gestärkt durch seinen Sieg über den Senat, sich entschlossen hatte, den Gott Jahve nicht weiter in sein Bereich vordringen zu lassen.

Fürs erste wurde des Clemens Freund und Lehrer von ihm fortgerissen, Jakob von Sekanja. Prinz Clemens hatte viele Freunde und Bekannte in die Verbannung gehen sehen, aber nie hatte er es erlebt, daß ein Mann das Verbannungsurteil mit so stiller Zuversicht auf sich nahm wie Jakob. Das Leben in dem kleinen Ort Judäas, den er fortan nicht wird verlassen dürfen, wird nicht leicht sein. Er wird dort leben müssen als einziger Christ unter Heiden und Juden, gehaßt von beiden, in höchster Dürftigkeit, seines Vermögens beraubt und unter dem Verbot, daß Freunde ihn besuchen oder beschenken dürfen. Aber er ertrug das ohne Auflehnung, er ging in Elend und Verbannung, als ginge er einer freudigen Zukunft entgegen.

Dann kam der Prozeß und die Hinrichtung des Senators Glabrio, und wenn sich auch Clemens und Domitilla wenig um die römischen Dinge kümmerten, so mußten sie doch erkennen, daß die Gefahr jetzt nach ihnen selber griff. Domitilla sprach dem Clemens davon mit der dürren Klarheit, die ihr eigen war. Sie selber hatte sich für stark im Glauben gehalten, aber jetzt, da ihr die Gegenwart und die Unterweisung Jakobs fehlte, war sie nicht gewillt, ohne weiteres zu dulden, sondern entschlossen, sich mit aller Kraft gegen das drohende Schicksal zu wehren. Um so mehr erstaunt war sie, als sie hierbei auf den entschiedenen Widerstand des Clemens stieß. In ihm hatten die Verbannung Jakobs und die Hinrichtung Glabrios eine verbissene Märtyrerstimmung erzeugt. Nicht etwa als ob er hochmütig geworden wäre. Er fühlte sich nicht berufen, mit eigener Hand nach der Krone des Märtyrers zu greifen und durch eine Demonstration die Rache des Kaisers auf sein Haupt herabzuziehen. Er war vielmehr gewillt, weiter zu leben wie bisher, dem Kaiser nicht zu widerstreben, sich ihm willig zu fügen, aber er war auch ebenso fest entschlossen, keinen von den Rettungsversuchen zu unternehmen, die ihm Domitilla vorschlug. Was immer geschehen wird, er wird sich dem Los nicht entziehen, das ihm die Gottheit bestimmt hat.

So also wartete er. Er wußte, daß DDD seine Entschlüsse sehr langsam reifen ließ und daß er also vielleicht sehr lange werde zu warten haben. Da aber ereignete es sich, daß er, in einem Gespräch mit dem Schriftsteller Quintilian, selber das Martyrium herbeirief, das über ihn zu verhängen er der Gottheit hatte überlassen wollen.

Es kam dies so: Domitian hatte gewünscht, daß seine künftigen Adoptivsöhne römisch erzogen würden, und hatte ihnen zu diesem Zweck den Quintilian zum Lehrer gegeben, den großen Redner, den ersten Stilisten der Epoche. Quintilian hatte Weisung, den Knaben alles fernzuhalten, was künftigen Herrschern des Römischen Reichs nicht angemessen sei, andernteils aber Zusammenstöße mit den Eltern zu vermeiden. So widerspruchsvoll diese Weisungen klangen, es war dem Quintilian, einem stattlichen, höflichen, sehr würdigen, geschmeidigen und doch sehr bestimmten Herrn, geglückt, sie zu befolgen. Es wurde auf eine höfliche und sehr faire Art ein stiller Kampf geführt zwischen den Eltern der Knaben und ihrem Lehrer, und ohne daß sich Quintilian geradezu zwischen die Eltern und Kinder stellte, brachte er es gleichwohl zuwege, ihnen die Knaben auf behutsame, schwer faßbare Art zu entfremden.

Mehrmals machte Clemens den Versuch, sich mit dem Lehrer seiner Kinder offen auseinanderzusetzen. Aber er war dem gewandten Redner und Stilisten keineswegs gewachsen, und bei einem dieser Gespräche geschah es auch, daß er sich gegen seinen Willen dazu hinreißen ließ, so unvorsichtige Worte zu gebrauchen, daß sie dem Kaiser endlich eine Handhabe gegen ihn boten.

Quintilian hatte erklärt, es sei mehr sein Ziel, den Kindern das Nützliche als ihnen das Wahre beizubringen. Ein guter Lehrer, fand er, dürfe selbstverständlich seine Schüler mit Lügen füttern, wenn das zu einem edeln, das heißt zu einem lateinischen oder römischen Zwecke geschehe. »Ich habe«, sagte er, »als Redner vor Gericht niemals Bedenken getragen, zweifelhafte Behauptungen vorzubringen, wenn ich keinen andern Weg sah, um die Richter für die gute Sache zu erwärmen.« — »Wissen Sie immer so genau«, konnte sich da Prinz Clemens zu fragen nicht enthalten, »was die gute Sache ist?« — »In unserm Fall«, erwiderte Quintilian, »weiß ich es genau. Vor den Prinzen Constans und Petron ist mir jede Behauptung gut und recht, welche dazu beitragen kann, sie zu flavischen Herrschern zu erziehen. Die gute Sache, der ich zu dienen habe, ist der Bestand und die Herrschaft der flavischen Dynastie.« — »Ich beneide Sie um Ihre Sicherheit«, erwiderte darauf Clemens, und: »Die gute Sache«, fuhr er nachdenklich fort. »So viele verstehen darunter soviel Verschiedenes. Ich zum Beispiel weiß gewiß: die Herrschaft der Flavier wird versinken, und ebenso gewiß kenne ich ein andres Reich, das bleiben wird.«

Auf diese höchst unrömische Äußerung, die zudem in schlampigem Latein vorgebracht war, erwiderte Quintilian nichts mehr. Clemens aber fragte sich sogleich, wozu eigentlich er diese Äußerung getan habe, sie war ein überflüssiges Bekenntnis, eine jener nutzlosen Demonstrationen, die Jakob der Wundertäter und Domitilla streng verurteilten. Denn über die Gottheit und über die Wahrheit zu sprechen hatte Sinn nur vor Menschen, die für diese Wahrheit empfänglich waren.

Reuig erzählte er Domitilla von dem Vorgefallenen. Sie erschrak. So dringlich hatte Jakob, bevor er in die Verbannung ging, ihnen eingeschärft, sie sollten sich nicht vordrängen zum Martyrium, sie sollten klug wie die Schlangen sein und bestrebt, die Herrschaft Jenes, des Antichrist, zu überleben. Aber davon ließ sie nichts verlauten, auch klagte sie nicht; um so tiefer ergriffen den Clemens die wenigen ergebenen Worte, die aus den schmalen Lippen der geliebten Frau kamen.

Er bereute ehrlich seine unbedachte Äußerung. Aber wenn dadurch, wie es wahrscheinlich war, sein Schicksal beschleunigt werden sollte, so war ihm das im Grunde willkommen. Immer mehr war er des wüsten, ruchlosen Getriebes ringsum müde geworden, und es kostete ihn nichts, aus dieser leeren, lästigen Welt fortzugehen. Er war bescheiden von Natur, er glaubte sich nicht berufen, doch wenn die Gottheit auch ihn ausersehen haben sollte, für sie Zeugnis abzulegen, dann hätte also sein »faules, indolentes Leben« mehr Sinn gehabt und würde stärker in die Zukunft hineinstrahlen als das rastlose, tatenvolle DDDs. Dieser Gedanke machte ihn lächeln. Seine Erwartung dessen, was DDD beschließen werde, nahm immer mehr die Form einer zuversichtlichen Freude an, und wenn Domitilla bangte, so wartete Clemens mit hohem Gleichmut.

Etwa zwei Wochen nach jenem Gespräch mit Quintilian gab ein Kurier auf dem Gute bei Cosa ein Handschreiben ab, in welchem Domitian den Clemens in besonders freundschaftlichen Wendungen ersuchte, er möge sich bald auf dem Palatin einstellen, der Kaiser sehne sich nach einem vertraulichen Gespräch. Domitilla erblaßte tief, ihre hellfarbigen Augen starrten verloren vor sich hin, ihr schmaler Mund war nicht fest geschlossen wie gewöhnlich, die Lippen waren ihr trocken geworden, und sie hielt sie leicht geöffnet. Clemens wußte genau, was sie dachte. Derartige vertrauliche Unterredungen mit dem Kaiser nahmen selten einen guten Ausgang, auch mit Sabin hatte DDD eine lange und besonders liebenswürdige Unterredung gehabt, bevor er ihn sterben ließ.

Es war dem Clemens sehr leid, daß Domitilla so gar nichts empfand von der freudigen Ruhe, die ihn erfüllte. Das helle, zarte Gesicht des Vierzigjährigen schien noch jünger als sonst, als er von ihr Abschied nahm, es war von einer fast heiteren Sammlung. Er küßte die Zwillinge auf die reinen Stirnen, er strich ihnen über die sanften Haare. Meine kleinen Löwen, dachte er, so hatte er also auch von Domitian etwas gelernt.

Domitian empfing den Vetter im Schlafrock. Er hatte ihn mit Ungeduld erwartet, er versprach sich einiges von dieser Unterredung. Er liebte dergleichen Gespräche. Denn es war, wie Clemens und Domitilla vermutet hatten: nach der verbrecherischen Äußerung des Vetters fühlte sich Domitian vor sich selber, vor den Göttern und vor Rom berechtigt, die Atmosphäre um die Knaben, seine künftigen Nachfolger, zu reinigen, und er hatte sich deshalb entschlossen, Clemens sterben zu lassen und Domitilla in die Verbannung zu schicken.

Vorher aber wollte er sich mit dem Vetter auseinandersetzen. Und weil die Stunden, da er sich mit denen auseinandersetzte, denen er den Tod bestimmt hatte, seine besten Stunden waren, hatte er sich gelockert, um die Unterredung ganz zu genießen, und empfing den Clemens mit großer Wärme.

Zunächst fragte er ihn aus, wie es auf seinem Gut stehe, wie man sich dort abgefunden habe mit den Veränderungen, welche sein Gesetz über die Einschränkung des Weinbaus zur Folge gehabt habe. Dann kam er zurück auf seine alten Klagen darüber, daß Clemens einen so großen Teil seiner Zeit auf dem Lande verbringe und sich auf diese Art den Pflichten eines römischen Prinzen entziehe. Wieder einmal hielt er ihm seine »Indolenz« vor und wies darauf hin, was alles er selber, Domitian, unternehme. Vor fünf Tagen erst habe er der Eröffnung einer neuen Straße beiwohnen können, der großen Straße zwischen Sinuessa und Puteoli. Sie habe Mühe und Schweiß gekostet, diese Via Domitiana, aber nun sei sie eben auch da und werde heute und für alle Zukunft vielen Millionen Menschen das Leben leichter machen.

»Ich gratuliere Ihnen«, antwortete Clemens. »Aber«, fuhr er nachdenklich fort, ohne Spott, »glauben Sie nicht, daß es wichtiger wäre, den Millionen einen leichteren und schnelleren Weg zu Gott zu schaffen als nach Puteoli?«

Sich rötend, mit zornigen Augen, beschaute Domitian den Vetter. Schon war er im Begriff, ihn niederzuschreien und niederzublitzen, aber dann erinnerte er sich, daß er im Schlafrock war, gerade weil er sich vorgenommen hatte, nicht Jupiter gleich zu sein, sondern sehr menschlich. Auch hatte Clemens zweifellos gar nicht die Absicht gehabt, sich über ihn lustig zu machen, sondern es war nichts als die gewohnte Stumpfheit und Blödheit, die ihn den dummen Satz hatte sprechen lassen. Domitian also bezwang sich. Es ging ihm ja nicht etwa darum, den Vetter zu ducken; was er von ihm wollte, das war, daß Clemens ihm zugebe, er sei im Recht. Denn während der Kaiser früher stolz darauf gewesen war, daß ihm allein Erkenntnis zuteil geworden, und während er diese Vereinzelung als eine Auszeichnung empfunden hatte, mit der die Gottheit ihn begnadet, bedrückte ihn jetzt die Verständnislosigkeit, die er rings um sich fand. War es wirklich unmöglich, auch die andern des Lichtes teilhaftig werden zu lassen? War es wirklich unmöglich, zum Beispiel diesen Clemens zu überzeugen? Domitian bezwang sich also, erwiderte auf die dreiste Frage des Vetters nur: »Lassen Sie doch die albernen Witze, mein Clemens!« und ging zu einem andern Thema über.

Bequem auf dem Sofa, halb liegend, halb sitzend, begann er: »Ich habe mir sagen lassen, jene östlichen Philosophen, mit denen Sie sich in letzter Zeit soviel abgeben, diese jüdischen, oder genauer wohl diese christlichen Weisheitslehrer, wendeten sich vor allem an den Pöbel; sie bemühten sich, dem Niedrigen und Geschlagenen zu helfen, ihre Lehren gelten der Masse, den geistig Armen, den Millionen. Ist das so?« — »In einem gewissen Sinne ja«, antwortete Clemens. »Vielleicht spricht mich gerade deshalb diese Lehre an.« Der Kaiser unterdrückte seinen Ärger über diese unziemliche Anmerkung, blieb liegen und fuhr fort: »Nun, ich habe unter meinen Senatoren einige beseitigt, man liebt es, ihre Namen aufzuzählen. Aber es sind ihrer nicht viele, es sind an die dreißig, mehr als dreißig kommen nicht heraus, wenn man mir den Untergang noch so vieler zur Last legt, es ist nicht die Zahl der Namen, es ist mehr ihr alter Adel, der die Liste meiner ›Opfer‹ gewichtig erscheinen läßt. Andernteils kann niemand bestreiten, daß ich von dem konfiszierten Vermögen dieser ›Opfer‹ das weitaus meiste so verwendet habe, daß Hunderttausende, ja Millionen sehr viel besser davon leben konnten. Ich habe mit diesem Geld Hungersnöte und Seuchen verhindert oder doch gemindert, desgleichen Elend und Entbehrung.« Er betrachtete angelegentlich seine Hände und schloß langsam: »Es wären ohne mein Regime Hunderttausende, vielleicht Millionen nicht mehr am Leben, und andere Hunderttausende wären überhaupt nicht geboren worden ohne meine Maßnahmen, die nur möglich waren durch die Beseitigung der dreißig.«

»Und?« fragte Clemens. »Nun denn, merken Sie gut auf, mein Clemens!« antwortete der Kaiser. »Ihr, die ihr euch das Glück der Niedrigen, das Glück der Massen zum Ziele setzt, ihr müßtet dann doch Verständnis für mich haben, ihr müßtet mich ehren und lieben. Tut ihr das?« — »Vielleicht«, erwiderte freundlich, fast demütig Clemens, »vielleicht verstehen wir unter Glück und Leben etwas anderes als Sie, mein Domitian. Wir verstehen darunter ein Leben zur Gottheit hin, eine zuversichtliche Vorbereitung auf das Jenseits.«

Jetzt aber war es mit Domitians Gelassenheit zu Ende.

»Das Jenseits«, höhnte er, »der Hades. ›Lieber bin ich ein Tagelöhner oben auf Erden / Als im Hades der Herr der abgeschiedenen Schatten‹«, zitierte er den Achilles des Homer.

»Der Hades, das Jenseits«, ereiferte er sich weiter. »Das ist es ja, was ich an euch tadle. Ihr wagt es nicht, das Leben recht anzuschauen, es mit ihm aufzunehmen, ihr faselt von einem Jenseits, ihr drückt euch, ihr lauft davon. Ihr glaubt nicht an euch selber und an keinen andern und nicht an den Bestand dessen, was man schafft. Welche Feigheit, welche Erbärmlichkeit, wenn ein Flavier zweifelt am Bestand der flavischen Dynastie! Sie wird nicht zugrunde gehen, sage ich dir!« Und nun stellte er sich kaiserlich hin trotz des Schlafrocks, und die Arme eckig nach hinten, mit seiner hohen, scharfen Stimme krähte er dem andern ins Gesicht die Verse: »›Niemals schwinde ich hin, Vieles von mir für stets / Trotzt der Verwesung.‹ Wenn schon ein Dichter das von sich sagen darf, und nicht zu Unrecht, wieviel mehr ein flavischer Kaiser! Aber was der Verwesung nicht trotzt, was zugrunde gehen wird, weil es von Anfang an niemals recht da war, das ist das Reich deines unsichtbaren Messias. In Traumhäusern siedelt ihr euch an, Schatten schon bei Lebzeiten seid ihr. Rom, das ist das Leben, euer Christentum aber, das ist der Tod.«

Überraschend, mit der sanften, scherzhaften Freundlichkeit, die er während dieser ganzen Unterredung bezeigt hatte, stellte da auf einmal Clemens fest: »Also willst du mich ins Christentum schicken?«

Diese ruhige, heitere und, wie er fand, höhnische Feststellung brachte den Domitian vollends aus der Fassung. Hochrot stand er da, heftig an der Oberlippe saugend. Aber noch ein letztes Mal bezwang er sich, und, dem andern fast gütig zuredend, sagte er: »Ich möchte gern, daß du erkennst: ich schicke dich zu Recht in den Tod.« — »Wenn es deine Götter gibt«, antwortete immer mit der gleichen unerschütterlichen, unnahbaren, spaßhaften Ruhe Clemens, »dann schickst du mich zu Recht in den Tod.« Und nach einem ganz kleinen Schweigen, und jetzt mit einer stillen, eindringlichen Gefaßtheit, fügte er hinzu: »Im übrigen erweisest du mir einen Dienst.«

Domitian, noch als Clemens längst tot war, grübelte oft über diese Worte, ob der Mann sie wirklich geglaubt hatte oder ob sie Pose waren.

Zweites Buch

# JOSEF

## ERSTES KAPITEL

M

Ьan fuhr in drei Wagen. Im ersten saß Mara, die fünfzehnjährige Jalta, der dreizehnjährige Daniel und einer der Leibeigenen, im zweiten war der vierzehnjährige Matthias mit zwei männlichen Leibeigenen und einem großen Teil des Gepäcks, im dritten der Rest des Gepäcks und Maras Freigelassene Jarmatja. Josef ritt neben dem Wagen der Mara, den Zug beschloß sein Reitknecht. Manchmal nahm Matthias das Pferd des Reitknechts und ließ diesem seinen Platz im Wagen.

Es war ein schöner Spätherbsttag, sehr frisch, vom Meer her kam leichter Wind, das starke, helle Blau des Himmels war gefleckt von ein paar sehr weißen Wolken. Josefs Laune war froh und bewegt. Damals, vor neun Jahren, als er das Gut Be’er Simlai gekauft, hat er Mara versprochen, nach Judäa zurückzukehren, wenn er mit seinem Werk fertig sei. Nun ist es soweit, die »Universalgeschichte« ist fertig. Aber es ist gut, daß er eine »Zwischenlösung« gefunden hat, so daß er noch den Winter in Rom bleiben kann. Mara, Jalta und Daniel mögen jetzt ruhig nach Judäa vorausfahren, er und Matthias werden im Frühjahr nachkommen. Er freut sich auf diesen Winter mit seinem Sohne Matthias.

Er liebt Mara, er liebt sie herzlich, aber sie leben nun seit fünfundzwanzig Jahren mit kurzen Unterbrechungen zusammen, sie ist schwieriger geworden während dieser Zeit, er gibt gerne zu, daß er es ihr auch manchmal sehr schwer gemacht hat. Es hat sehr lange gedauert, ehe die blinde Verehrung schmolz, mit der sie an ihm hing, und früher hätte er oft gewünscht, daß sie selbständiger denken lernte, auch über ihn. Nun freilich, da es so gekommen ist und da sie seine Schwächen zwar mit einer fast mütterlichen Nachsicht hinnimmt, ihn aber merken läßt, daß sie sie durchschaut, wäre es ihm manchmal lieber, es wäre wie zuvor. Denn manchmal kratzt ihn ihre Kritik sehr, so mild sie vorgebracht wird. Es ist die Beharrlichkeit dieser Kritik, die ihn verdrießt; im Grunde weiß er genau, daß sie recht hat, wiewohl seine geübte Dialektik sie mühelos ins Unrecht setzt.

Vor allem recht hat sie gehabt, wenn sie die ganzen letzten Jahre hindurch still, doch beharrlich darauf gedrängt hat, man sollte endlich die Stadt Rom verlassen. Seitdem der Kaiser seine Ehrenbüste aus dem Friedenstempel hat entfernen lassen, haben ihn alle seine Freunde wieder und wieder beschworen, er solle doch fort aus diesem gefährlichen Rom, fort aus den Augen des Kaisers, des Messalin, des Norban. Johann von Gischala hat ihm hundert Gründe der Vernunft angeführt, vor denen seine, des Josef, Argumente nicht standhielten wie vor Mara, und als dann die neuen Verfolgungen hereinbrachen, hat selbst Justus ihm erklärt, jetzt noch zu bleiben sei mehr theatralisch als tapfer. Einmal ist er denn auch wirklich zurückgegangen nach Judäa, er hat sich sein neues Gut Be’er Simlai genau betrachtet, aber er hat nur gefunden, daß es unter der ausgezeichneten Obhut seines alten Theodor Bar Theodor zumindest ebensogut gedeiht wie unter seinem eigenen Aug, und er ist zurückgegangen nach Rom.

Jetzt ist er froh, daß sich alles so gefügt hat, daß er diese schlimmen Jahre in Rom verlebt hat, abseits der Dinge und doch mitten in ihnen. Jetzt also ist sein Werk fertig, und der Vorwand, mit dem er vor sich selber und vor Mara sein Bleiben begründet hat, der Vorwand, sein Werk gerate besser fern von Judäa, ist hinfällig, sein Versprechen ist fällig geworden. Allein er hätte es einfach nicht über sich gebracht, jetzt das Schiff zu besteigen, um sich in Judäa zu vergraben. So hat er denn schließlich die »Zwischenlösung« gefunden, das neue Argument, mit dem er sein Bleiben in Rom wenigstens noch für eine Weile begründen kann. Wenn die Universalgeschichte Wirkung tun soll, hat er sich und Mara vorgemacht, dann sei beim Erscheinen des Buches seine Gegenwart wichtig, beinahe unentbehrlich; schon dem Claudius Regin sei er das schuldig, der soviel Liebe, Geduld und Geld darauf verwandt habe, ihm die Arbeit zu ermöglichen. Das war ein brüchiges Argument, Mara hatte resigniert und ein wenig bitter gelächelt, und es waren unbehagliche Minuten gewesen, als er ihr vorgeschlagen hatte, sie möge vorausfahren, er werde mit Matthias im Frühjahr nachkommen. Jetzt aber lagen diese unangenehmen Minuten hinter ihm, man ist nun schon den sechsten Tag unterwegs, morgen, spätestens übermorgen wird man in Brundisium angelangt sein, das Schiff wird in See stechen, es wird Mara und die Kinder nach Judäa tragen, und dann wird es Winter sein, und vor dem nächsten Frühjahr braucht er nicht daran zu denken, nach Be’er Simlai zu reisen.

Der Wind rötet und strafft Josefs Gesicht. Heute sieht man es ihm nicht an, daß er hoch in den Fünfzigern ist. Er hält das langsame Tempo der Wagen nicht aus, er reitet ein Stück voran.

Hell klingen die Hufe seines Pferdes auf der gequaderten Straße. Das muß man diesem Kaiser Domitian lassen, die Appische Straße ist unter ihm besser gehalten als je unter seinen Vorgängern. Ein endloser Zug nach der einen Seite und nach der andern. Josef überholt Wagen und Reiter, und Wagen, Reiter und Sänften kommen ihm entgegen. Ein Fuhrknecht, wie er sein Pferd zwischen einem Wagen und einer Sänfte durchzwängt, ruft ihm zu: »Na, na, nicht gar so eilig! Oder bist du auf der Flucht vor der Polizei?«, und Josef, gut gelaunt, ruft zurück: »Nein, aber ich reite zu meinem Mädchen«, und alle lachen.

Er hält auf einer kleinen Höhe, er hat den Wagen weit hinter sich gelassen, er wartet. Sein Junge Matthias kommt heran, er hat es im Wagen wieder einmal nicht ausgehalten, munter sprengt er auf ihn los, er zwingt dem wenig stattlichen Pferd einen Galopp ab. Josef freut sich, wie er seinen Jungen sieht. Groß prescht er heran, er ist mit seinen vierzehn Jahren schon fast so groß wie Josef selber. Er hat, sein Matthias, das gleiche hagere, knochige Gesicht, die lange, leichtgekrümmte Nase, das dichte, schwarzglänzende Haar. Seine Haut ist gerötet vom Wind, das Haar, wiewohl nicht lang, flattert ein wenig, die heftigen Augen leuchten in der Freude der raschen Bewegung. Wie ist er ihm ähnlich, und gleichwohl unähnlich! Matthias hat nichts von dem Übersteigerten, das ihm so viele Freuden und Qualen verschafft hat, er hat statt dessen viel geerbt von dem harmlos freundlichen Wesen der Mutter, von dem Kindhaften, das sie sich bis heute bewahrt hat. Auch die Offenheit der Mutter hat er, er schließt sich leicht und freundschaftlich an, doch ohne Zudringlichkeit. Nein, er ist kein hübscher Junge, denkt Josef, wie Matthias so heranreitet, im Wind, ohne Hut, eigentlich ist kein Einzelzug seines Gesichtes hübsch, aber dennoch, wie liebenswert ist er, wie spiegelt sich sein offenes, knabenhaftes Herz in seinem Antlitz und in seinen Bewegungen, seine lebendige, naive Anmut! Er ist ein junger Mann und doch noch ganz ein Kind, es ist kein Wunder, daß die Freundschaft aller ihm zufliegt. Josef beneidet ihn um dieses seines kindhaften Wesens willen, und er liebt ihn darum. Er selber ist niemals ein Kind gewesen, er war mit zehn Jahren altklug und ein Erwachsener.

Matthias hielt jetzt neben ihm auf der Höhe. »Weißt du«, sagte er mit einer Stimme, die schon auffallend tief und männlich aus seinen sehr roten Lippen kam, »das hält man nicht aus, diesen Schneckengang des Wagens. Ich freue mich schon darauf, wenn wir zurückreiten, du und ich.« — »Ich bin neugierig«, antwortete Josef, »ob du, wenn du erst das Schiff siehst, nicht doch bedauerst, daß du nicht mitfährst.« — »Aber nein!« erwiderte stürmisch der Knabe. »Ich möchte meine Lehrzeit nicht in Judäa durchmachen, nicht die bei der Armee und nicht die bei den Ämtern.« Josef sah das lebendige Gesicht seines Sohnes, und er war froh, daß er sich entschlossen hatte, ihn in Rom zu behalten. Jugend, Erwartung, tausend Hoffnungen leuchteten aus den heftigen Augen des Knaben. »Von der Lehrzeit bei Hofe ganz abgesehen?« ergänzte Josef den Satz des Matthias. Das war ein wenig unbedacht, er sah es an der heftigen Wirkung, welche diese Worte auf den Knaben ausübten. Es war nämlich die Lehrzeit im Heere, die bei den Ämtern und die bei Hofe der übliche Bildungsgang für die Söhne der aristokratischen Geschlechter. Die Lehrzeit bei Hofe aber war nicht leicht zu erlangen, sie galt als hohe Auszeichnung, und man mußte sehr gute Beziehungen zum Palatin haben, wollte man dort aufgenommen werden. »Glaubst du wirklich«, fragte Matthias zurück, und sein ganzes Gesicht war ein einziges begehrliches Leuchten, »daß das möglich wäre? Würdest du’s mir erlauben? Würdest du’s mir erwirken?« — »Versprich dir nichts!« versuchte rasch Josef seine übereilten

Worte wiedergutzumachen. »Ich hab es noch nicht zur Genüge bedacht, ich kann noch gar nichts sagen. Gib dich zufrieden, mein Matthias, daß du den Winter noch in Rom bleibst! Oder bist du’s nicht? Genügt’s dir nicht?« — »Doch, doch«, erwiderte eilig Matthias aus ehrlichem Herzen. »Nur«, bedachte er, und seine Augen wurden ganz groß, wie er davon träumte, »was wäre es für ein Triumph, was würde Caecilia dazu sagen, wenn ich zur Lehrzeit bei Hofe zugelassen würde!«

Josef brauchte seinen Matthias nicht lange zu fragen, was es mit dieser Caecilia auf sich hatte. Sie war die Schwester eines Schulkameraden seines Jungen, und sie hatte ihm einmal im Streit vorausgesagt, er werde am rechten Tiberufer enden, wo die armen Juden wohnten, als Hausierer. Sonst hatte Matthias niemals unter seinem Judentum gelitten. Josef hatte ihn in eine Schule geschickt, wo er der einzige Jude war, es war vorgekommen, daß seine Schulkameraden ihn um seines Judentums willen ausgelacht haben. Er, Josef, hätte dergleichen als Junge kaum verwunden. Er hätte Monate, Jahre darüber gegrübelt, er hätte diejenigen gehaßt, die ihn ausgespottet. Sein Matthias war über den Hohn der andern offenbar mehr verwundert als gekränkt, er hat ihn nicht schwergenommen, er hat sich mit ihnen geprügelt, und er hat mit ihnen gelacht, und er hat sich alles in allem gut mit den andern vertragen. Nur die Äußerung dieser kleinen Caecilia ist ihm haftengeblieben. Aber im Grunde ist das Josef ganz recht. Im Grunde ist es ihm recht, daß sein Junge Ehrgeiz hat.

Der Wagen kam heran. Josef ritt eine Weile neben Mara. Er war voll von Zärtlichkeit für sie, er liebte auch seine andern Kinder, Jalta und Daniel. Wie aber kam es, daß er sich jetzt seinem Sohne Matthias so tief verbunden fühlte, mehr verbunden als den andern? Vor einem Jahr noch hat er es im wesentlichen Mara überlassen, den Heranwachsenden zu erziehen. Jetzt begreift er das nicht mehr. Jetzt ist in ihm eine kleine Eifersucht, daß er ihn ihr so lange gelassen hat, und das Herz schwillt ihm bei dem Gedanken, daß er nun den Winter allein mit ihm verbringen wird. Wie kommt es, daß man plötzlich eines seiner Kinder soviel mehr liebt als die andern? Der Herr hatte ihn gesegnet seinerzeit mit Simeon, dem ersten Sohne der Mara, er aber hatte sich diesen Segen entgleiten lassen und ihn töricht selber vertan. Dann hat der Herr ihn bestraft und verflucht mit Paulus. Nun hat er ihn ein zweites Mal gesegnet, mit Matthias, und diesmal wird er den Segen nicht vertun. Dieser Matthias wird seine Erfüllung sein, sein Cäsarion, die vollendete Mischung aus Griechentum und Judentum. Mit Paulus ist es ihm nicht geglückt, diesmal wird es ihm glücken.

Am übernächsten Tag dann war man in Brundisium. Das Schiff »Felix« lag bereit; am nächsten Tag, am frühen Morgen, wird man in See stechen. Noch einmal, zum zwanzigsten Male, sprach Josef mit Mara alles durch, was es zu bereden gab. Empfehlungsbriefe an den Gouverneur in Cäsarea hatte er ihr bereits ausgehändigt, desgleichen ein Schriftstück mit wichtigen Anweisungen des Johann von Gischala, die sie mit seinem Verwalter Theodor nochmals überdenken sollte. Das Wesentliche war, daß sie sich mit Theodor verstand, damit dieser in dem Knaben Daniel einen guten Verwalter heranziehe. Daniel war ein ruhiger Junge, nicht dumm und nicht gescheit, er freute sich auf Judäa und auf das Gut Be’er Simlai; wenn Josef im Frühjahr selber nach Be’er Simlai kommt, wird er dort einen guten Helfer vorfinden. Kein Wort wurde an diesem letzten Tag gesprochen über die persönlichen Beziehungen Josefs zu Mara. Sie hatten so vieles miteinander erlebt, Gutes und Böses; Mara, wiewohl sie nicht die tiefe Menschenkenntnis Josefs besaß und seiner Philosophie nicht folgen konnte, wußte besser Bescheid um ihn als irgendwer sonst auf der Welt, und er wußte das, er wußte, daß sie ihn liebte mit einer fraulichen und mütterlichen Liebe, die jede seiner Schwächen kannte, sie auf stille Art bekämpfte und sie hinnahm.

Der Knabe Matthias hatte das Schiff sogleich gründlich durchmustert bis in den letzten Winkel. Es war ein wackeres Schiff, seetüchtig und geräumig, aber ihm wäre es viel zu langsam gewesen. Eifrig setzte er das seinem Vater und seinem Bruder Daniel auseinander; er hoffte sehr, wenn er im Frühjahr mit dem Vater fahren wird, dann werden sie ein schnelleres Schiff haben als diese »Felix«. Schnell zu fahren, vor dem Wind, mit allen Segeln, auf einem schlanken, schmalen, ungeheuer schnellen Schiff, darauf freute er sich, seine Augen glänzten.

Am Tag darauf dann war es soweit. Josef und Matthias standen am Kai, Mara stand an der Reling mit den Kindern. Noch immer ging der angenehme, belebende Wind, noch immer waren die geschäftigen, kleinen, weißen Wolken am Himmel. Ringsum, auf dem Schiff und am Kai, war Geschrei und Betrieb. Langsam dann drehte sich das Geländer vom Land weg, mit ihm die Gesichter Maras und der Kinder. Josef stand am Kai und schaute, er schaute gesammelt, sein Blick trank die drei ganz in sich ein, er dachte an all das Gute, das er in den vielen Jahren seiner Gemeinschaft mit Mara erlebt hatte. Ihre Stimme kam vom Schiff. »Komm mit dem ersten Schiff im Frühjahr!« rief sie, sie sprach aramäisch, und im Wind und im Geschrei ringsum waren ihre Worte nicht weit zu verstehen. Und dann war das Schiff schon eine ganze Strecke fort vom Kai, und der abfälligen Meinung des Matthias zum Trotz fuhr es schnell in dem günstigen Wind.

Josef schaute nach, bis keine Gesichter mehr zu erkennen waren, nur mehr der gleitende Umriß des Schiffes, und während dieser Zeit waren alle seine Gedanken gesammelt und voll Herzlichkeit bei Mara. Dann aber, kaum hatte er sich weggewandt, war es, als sei mit dem Anblick des Schiffes auch sie selber verschwunden, und er dachte nur mehr an den schönen Winter in Rom, der ihm bevorstand, an den Winter mit seinem Sohne Matthias.

Es wurde eine fröhliche Rückreise. Josef und sein Sohn ritten schnell, sie ließen den Reitknecht auf seinem schlechten Mietklepper weit zurück. Josef fühlte sich leicht und vergnügt, er spürte nicht seine Jahre. Er schwatzte mit dem Knaben, und schnell und heiter kamen und gingen ihm die Gedanken.

Wie liebte er ihn, diesen Matthias, jetzt in Wahrheit seinen Ältesten! Denn Simeon ist tot und Paulus unerreichbar noch, als wenn er tot wäre. Mit einem kleinen Frösteln denkt er daran, daß Mara in das Land fährt, in dem Paulus lebt, ein Feind jetzt, der schlimmste Feind, der sich denken läßt.

Aber er hat ja nun seinen Matthias, den ganzen Winter wird er seinen Matthias haben. Wie anders ist die Offenheit dieses seines Matthias als seine eigene, wenn er sich noch so ehrlich geben will! Des Matthias Wesen schließt die andern auf, es gewinnt ihm die Herzen; er hingegen, Josef, hat nie maßzuhalten gewußt, und wenn er sich vor einem Dritten ausschüttet, dann muß er manchmal die Erfahrung machen, daß dieser Dritte, unbehaglich vor solcher Maßlosigkeit, von ihm zurückweicht.

Wieso nur ist es gekommen, daß sich seine ganze Liebe auf einmal auf diesen seinen Sohn Matthias geworfen hat? Diese ganzen Jahre hat der Knabe neben ihm hergelebt, und er, Josef, hat ihn eigentlich gar nicht gesehen. Jetzt, da er ihn sieht, weiß er, daß dieser Matthias keineswegs so begabt ist wie Paulus oder auch nur wie Simeon. Warum, nachdem sein Plan, den Paulus zu seinem Fortsetzer und Erfüller heranzuziehen, so schlimm mißglückt ist, warum glaubt er, daß es ihm mit diesem seinem Matthias glücken muß? Warum wirft er seine ganze Hoffnung und seine ganze Liebe auf ihn?

Warum? So fragt auch dieser Matthias immerzu und sehr häufig dann, wenn kein Sterblicher auf diese Frage antworten kann. Er, Josef, muß in solchen Fällen den Knaben mit einer vagen Antwort abspeisen, oder er muß ihm geradezu bekennen: »Ich weiß es nicht.« Dem Matthias geht es mit ihm, wie es ihm seinerzeit selber so oft auf der Hochschule in Jerusalem gegangen ist. Wenn da ein Problem aufgetaucht ist, über das sich die Doktoren schon seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten gestritten hatten, wie oft dann und gerade, wenn es am spannendsten und verwickeltsten wurde, hatte er sich mit der Antwort begnügen müssen: »Kaschja«; das aber wollte besagen: Problem, unentschieden, nicht schlüssig, vorläufig nicht zu beantworten.

Rascher als man geglaubt hatte, war man in Rom. Als Josef gebadet hatte, war es Nachmittag, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, noch viel zu früh zur Mahlzeit. So kurz seine Abwesenheit gedauert hatte, Josef fühlte sich wie ein Heimkehrer nach langer Reise, er beschloß, die Zeit bis zum Essen auf einen Gang durch die Stadt zu verwenden.

Vergnügt schlenderte er durch die belebten Straßen der hellen, in dem starken Herbstlicht schimmernden Stadt. Nach dem langen Ritt tat es dem Josef wohl, seine Beine wieder zu spüren. Er fühlte sich leicht und frei wie seit Jahren nicht mehr. Das Werk war vollendet, keine Pflicht wartete auf ihn, keine Frau mit stiller, unausgesprochener Mahnung. Er war ein anderer Mann, die Jahre drückten ihn nicht, ihm war, als hätte er eine neue Haut und ein neues Herz. Andere Wege als seit Jahren gingen seine Gedanken. Mit andern Augen sah er auf dieses ihm doch so vertraute Rom.

Da war er die ganzen Jahre hindurch in diesem Rom gewesen, täglich, stündlich hatte er diese Straßen, Tempel, Häuser um sich gehabt, und er hatte gar nicht wahrgenommen, wie ungeheuer sich das alles gewandelt hat, seitdem er es zum erstenmal gesehen. Wie er die Stadt damals betreten hat, das ist unter Nero gewesen, kurz nach dem Brand. Damals war die Stadt nicht so planvoll geordnet, nicht so sauber, sie war schlampiger gewesen, dafür aber auch liberaler, vielfältiger, vergnügter. Jetzt war sie römischer als damals, die Flavier, vor allem dieser Domitian, hatten sie römischer gemacht. Sie hatte mehr Disziplin jetzt, die Stadt. Die Buden der Verkäufer füllten nicht mehr die Hälfte der Straßen, die Sänftenvermieter und die Hausierer behelligten einen weniger, auch lief man nicht mehr Gefahr, über Unratkübel zu stolpern oder von einem hohen Stockwerk aus mit Kot übergossen zu werden. Der Geist des Norban, der Geist des Polizeiministers, beherrschte die Stadt. Groß und mächtig hob sie sich, frech und riesig prunkten ihre Häuser, Vergangenes und Modernes waren mit starker Hand ineinandergefügt, Macht und Reichtum waren zur Schau gestellt, die Stadt zeigte, daß sie die Welt beherrschte. Aber sie zeigte es nicht mit der liebenswürdigen Prahlerei des schlampigen, liberalen, neronischen Rom, sie zeigte es kalt und drohend. Rom, das war Ordnung und Macht, aber Ordnung nur um der Ordnung selber willen, Macht nur um der Macht selber willen, Macht ohne Geist, sinnlose Macht.

Genau erinnerte sich Josef der Gedanken und Gefühle, mit denen er seinerzeit zum erstenmal diese Stadt Rom beschaut hatte. Erobern hatte er sie wollen, sie mit List besiegen. Und in einem gewissen Sinne war es ihm geglückt, freilich hatte sich dann herausgestellt, daß der Sieg von Anfang an eine verschleierte Niederlage war. Jetzt waren die Fronten klarer. Dieses domitianische Rom war härter, nackter als das Rom des Vespasian und des Titus, nichts war in ihm von dem jovialen Gewese jenes Roms, das der junge Josef erobert hatte. Es war härter zu erobern, wer es besiegen wollte, brauchte mehr Kraft; aber da es seine ganze Macht so unverhüllt zur Schau stellte, täuschte man sich auch weniger leicht über die Größe der Aufgabe.

Auf einmal erkannte Josef, daß er plötzlich wie damals als junger Mensch erfüllt war von einem Ungeheuern Ehrgeiz, von einer brennenden Lust, diese Stadt zu besiegen. Vielleicht war es deshalb, daß er sich so heftig dagegen gesträubt hatte, Rom zu verlassen. Vielleicht, wahrscheinlich, war es die kitzelnde Lust auf diesen Kampf, die ihn hier in Rom hielt. Denn ausgetragen werden konnte dieser Kampf nur hier. Es war ein Kampf mit dem Herrn dieser Stadt Rom, mit Domitian.

Nein, ausgetragen war er noch lange nicht, dieser Streit. Wenn der Kaiser sich so lange still gehalten hatte, dann nicht etwa, weil er ihn vergessen, er hatte die große Auseinandersetzung nur aufgeschoben. Aber jetzt nahte sie heran, und wenn nicht der Kaiser, dann wird er, Josef, sie herbeiführen. Er spürte es, das war jetzt eine günstige Zeit für ihn. Er hat sein Werk vollendet, er hat die Universalgeschichte fertig, sie ist der Kieselstein, mit dem der kleine Josef den Ungeheuern Domitian fällen wird. Und er spürt in sich neue Kraft, sie fließt ihm zu aus seinem Sohn, er holt sich neue Jugend an der Jugend seines Matthias.

So eingesperrt in seine Gedanken ist er, daß er nichts mehr hört und sieht von dem um ihn. Da aber weckt ihn Lachen und fröhliches Geschwätz, das aus einem kleinen Marmorbau dringt, und sogleich ist er nicht mehr der erhitzte, ehrgeizige Kämpfer, sondern nur mehr der Mann, der, das Werk vieler Jahre vollendet, vergnügt und der Bürde ledig, durch die große Stadt schlendert, die er liebt und die trotz allem seine Heimat geworden ist. Lächelnd selber hört er auf das Lachen und auf das fröhliche Geschwätz aus dem kleinen Marmorbau. Vierhundert solcher öffentlichen Latrinen hatte Rom. Jeder Sitz hatte prunkvolle Lehnen aus Holz oder Marmor, und da saßen sie zusammen, die Römer, behaglich miteinander schwatzend während der Entleerung. Auf Komfort verstanden sie sich, das mußte man ihnen lassen. Bequem machten sie’s sich. Josefs amüsiertes und bitteres Lächeln vertiefte sich, wie er so das vergnügte Geschwätz der sich entleerenden Männer aus dem hübschen, weißen Bau herauskommen hörte. Komfort hatten sie, die Fülle hatten sie, Macht hatten sie. Alles Äußere hatten sie, alles das, worauf es nicht ankam.

Ja, Rom, das ist die Ordnung, die sinnlose Macht, Judäa, das ist Gott, das ist die Verwirklichung Gottes, das ist die Sinngebung der Macht. Eines kann ohne das andere nicht leben, eines ergänzt das andere. In ihm aber, in Josef, strömen sie ineinander, Rom und Judäa, Macht und Geist. Er ist dazu ausersehen, sie zu versöhnen.

Jetzt aber genug von diesen Gedanken. Vorläufig will er von alledem nichts wissen. Er hat lange, schwere Arbeit hinter sich, er will jetzt ausruhen.

Der Gang durch die Stadt hat ihn müde gemacht. Wie groß sie ist, die Stadt! Wenn er jetzt zu Fuß ginge, hätte er noch eine kleine Stunde nach Haus. Er nahm sich eine Sänfte. Ließ die Vorhänge hinunter, sperrte sich ab von der Buntheit der Straße, die so heftig auf ihn eingedrungen war. Rekelte sich im Dämmer der Sänfte, angenehm müde, nichts als ein müder, hungriger Mann, der ein großes und geglücktes Werk hinter sich hat und der jetzt vergnügt und mit ungeheuerm Appetit mit seinem lieben Sohne zu Abend essen wird.

»Ich gratuliere Ihnen, Doktor Josef«, sagte Claudius Regin und drückte ihm die Hand; es kam selten vor, daß er einem die Hand drückte, gewöhnlich begnügte er sich, mit seinen fetten Fingern lässig die Hand des andern zu berühren. »Das ist wirklich eine Universalgeschichte«, fuhr er fort. »Ich habe viel daraus gelernt, wiewohl mir doch eure Geschichte nicht ganz unbekannt war. Sie haben ein vortreffliches Buch geschrieben, und wir werden alles daransetzen, daß die Welt das erfährt.« Das war eine ungewöhnlich warme und entschiedene Rede für den sonst so zurückhaltenden, skeptischen Regin.

Lebhaft erörterte er, was man unternehmen könnte, um das Werk wirkungsvoll zu publizieren. Das Technische, Herstellung und Vertrieb, war lediglich eine Geldfrage, und Claudius Regin war kein Knauser. Aber wo das Technische aufhörte, begann alles sogleich problematisch zu werden. Wie zum Beispiel sollte das Porträt des Autors gehalten sein, das man dem Brauch zufolge dem Buch voranstellen wird? »Ich will Ihnen keine Komplimente machen, mein Josef«, meinte Claudius Regin, »aber zur Zeit schauen Sie genauso aus wie ich selber, nämlich wie ein alter Jud. Mir gefallen Sie ja, so wie Sie jetzt sind, aber das Publikum, fürchte ich, wird andrer Meinung sein. Wie wäre es, wenn wir das Porträt ein bißchen stilisierten? Wenn wir einfach den eleganten, bartlosen Josef von früher hinmalten, natürlich ein bißchen gealtert? Mein Porträtist Dakon macht so etwas ausgezeichnet. Übrigens wäre es ganz gut, wenn Sie jetzt auch in Person ein bißchen mehr den Weltmann Josephus herauskehrten als den weitabgewandten Stubengelehrten. Es könnte nichts schaden, wenn Sie sich zum Beispiel den Bart wieder abkratzen ließen.«

Josef nahm die grobfädigen Reden des Mannes gerne hin, da er die ehrliche Anerkennung durchspürte, und Regin war ein Kenner. In letzter Zeit ging dem Josef wieder alles gut hinaus. Das Interesse des Regin verbürgte beinahe den äußeren Erfolg der Universalgeschichte, und Josef sehnte sich nach einem solchen Erfolg. Die Zeit, da es ihn gleichgültig gelassen hatte, daß man seine Ehrenbüste aus dem Friedenstempel entfernte, war vorbei.

Josef nahm denn auch die gute Stimmung des Regin wahr, um die andere Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die ihn jetzt beschäftigte, die Lehrzeit des Matthias. Es war sehr unüberlegt gewesen, daß er dem Jungen Hoffnung gemacht hatte auf eine Lehrzeit bei Hofe. Helfen in dieser Angelegenheit konnte ihm eigentlich nur Claudius Regin.

Josef legte ihm also den Fall dar. Es war nun mehr als ein Jahr her, daß Matthias seine Bar Mizwah gefeiert hatte, seine Aufnahme in die jüdische Gemeinschaft, es war an der Zeit, daß er endlich auch die Toga anlegte und damit zum römischen Mann und Bürger erklärt würde. Bei dieser Gelegenheit pflegte man zu verkünden, welche Laufbahn der junge Mann einzuschlagen gedenke. Josef wünschte sich und seinem Sohne, daß der nicht nur die Lehrzeit im Heer und in den Ämtern, sondern auch die bei Hofe absolvieren könnte. Es drängte ihn, dem Regin, den er sich freund wußte, mehr zu sagen. »Ich fühle mich«, erklärte er, »diesem meinem Matthias mehr verbunden als meinen andern Kindern. Matthias soll meine Erfüllung sein, mein Cäsarion, die vollendete Mischung aus Griechentum und Judentum. Mit Paulus ist es mir nicht geglückt.« Es war das erstemal, daß er das einem andern so offen zugab. »Er hat zuviel heidnisches Erbteil in sich, der Grieche Paulus, er hat sich gegen meinen Plan gesträubt. Matthias ist ganz mein Sohn, er ist Jude und willig.«

Regin hatte den unordentlich rasierten, fleischigen Kopf gesenkt, so daß die schweren, schläfrigen Augen unter der vorgebauten Stirn nicht zu sehen waren. Aber er hatte gut zugehört. »Ihre Erfüllung?« nahm er das Wort auf, und mit freundschaftlicher Ironie fragte er weiter: »Welcher Josef soll sich und welcher Josef wird sich in diesem Matthias erfüllen, der Stubengelehrte oder der Politiker und Soldat? Hat er Ehrgeiz, Ihr Matthias?« Und ohne seine Antwort abzuwarten, schloß er: »Bringen Sie mir den Jungen her in den nächsten Tagen! Ich will ihn mir anschauen. Und dann will ich sehen, ob ich Ihnen einen Rat geben kann.«

Als dann Josef einige Tage später mit Matthias in der Villa des Regin vor dem Tore ankam, wohin der Minister ihn geladen hatte, empfing ihn der Sekretär. Regin war unvermutet zum Kaiser befohlen worden, hoffte aber, den Josephus nicht zu lange warten lassen zu müssen. »Hier ist übrigens etwas, was Sie vielleicht interessieren wird«, meinte mit höflicher Beflissenheit der Sekretär und zeigte dem Josef das Porträt, das der Maler Dakon soeben für die Universalgeschichte übersandt hatte.

Ein wenig geängstigt und gleichwohl fasziniert, mit glänzenden Augen starrte Josef auf das Porträt. Aber neugieriger noch beschaute es der Knabe. Der braune, lange Kopf, die heftigen Augen, die starken Brauen, die hohe, vielfach gebuckelte Stirn, die lange, leicht gekrümmte Nase, das dichte, schwarzglänzende Haar, die dünnen, geschwungenen Lippen, war dieses nackte, stolze, edle Gesicht das seines Vaters?

»Wenn ich es nicht gewußt hätte«, sagte er, und seine Stimme kam tief, männlich dunkel und so bewegt aus seinen sehr roten Lippen heraus, daß der Sekretär hochsah, »wenn ich es nicht gewußt hätte, dann hätte ich gezweifelt, ob du das bist, mein Vater. So also kannst du sein, wenn du willst.« — »Wir müssen uns der Welt wohl alle ein wenig anders zeigen, als wir sind«, erwiderte Josef mit einem Versuch zu scherzen und ein wenig unbehaglich. Fast war ihm bange geworden vor dem Ehrgeiz, mit dem der Junge den Vater zu idealisieren trachtete. Im übrigen aber beschloß er, nun wirklich dem Rate des Regin zu folgen und sich den Bart abnehmen zu lassen.

Der Sekretär schlug ihnen vor, im Park spazierenzugehen, bis Regin komme. Es war ein weit angelegter Garten, noch immer hielt das schöne, klare Herbstwetter vor, es war ein angenehmer Spaziergang. Die Luft belebte einen, die Gegenwart seines Sohnes machte den Josef jung und munter, er konnte mit Matthias sprechen wie mit einem Erwachsenen und doch wie mit einem Kinde. Was für Augen der Junge hat! Wie lebensfroh schauen sie unter der breiten, gutgebauten Stirn heraus! Glückliche, junge Augen, sie hatten nichts gesehen von den Schrecknissen, von denen die seinen voll waren, sie hatten den Tempel nicht brennen sehen. Was Matthias vom Leid des Juden zu spüren bekommen hat, das war, daß ein kleines Mädchen ihn ein wenig hänselte.

Sie gerieten in das Pfauengehege. Mit knabenhafter Freude beschaute Matthias die prunkvollen Vögel. Der Wärter kam herbei, und wie er die Anteilnahme sah, mit welcher der Junge seine Pfauen beschaute, erklärte er den Gästen seines Herrn umständlich seine Tiere. Im ersten Jahr waren es sieben Vögel gewesen, fünf stammten aus der berühmten Zucht des Didymus, zwei waren unmittelbar aus Indien bezogen worden. Es sei jetzt keine gute Zeit, jetzt hätten die Vögel ihre Schleppe verloren. Erst Ende Februar, wenn sie balzten, offenbare sich ihre ganze Pracht.

Der Wärter erzählte, und Matthias konnte nicht genug hören. Angeregt unterhielt er sich mit dem Wärter, fragte ihn nach seinem Namen. Es erwies sich, daß er aus Kreta war und Amphion hieß, und der Knabe brachte ihn dazu, immer weiterzuerzählen. Matthias streichelte einem der Pfauen die blauglänzende Brust; der ließ es sich gefallen, das machte auch den Wärter zutraulicher, und er erzählte, wie schwer man es mit den Tieren habe. Sie seien anmaßlich, herrschsüchtig und gefräßig. Trotzdem liebe er seine Vögel mit Leidenschaft. Es gelang ihm, es dahin zu bringen, daß mehrere der Vögel gleichzeitig ihr Rad schlugen, und Matthias begeisterte sich an dem Farbenspiel. Es sei wie eine Blumenwiese, sagte er, die Tausende von Augen erinnerten ihn an den Sternenhimmel, und er klatschte in die Hände. Da aber erschraken die Pfauen, und alle auf einmal klappten sie ihre Pracht und Herrlichkeit zu und stoben mit häßlichem Geschrei auseinander.

Josef saß müßig auf einer Bank, hörte mit halbem Ohr zu und stellte im stillen bösartige Betrachtungen an. Der Pfau, dachte er, sei so recht der Vogel für dieses Rom: prächtig, schreiend, herrschsüchtig, unverträglich, eitel, dumm und gefräßig. Gestalt, Schein sei ihnen alles, diesen Römern.

Daß sein Matthias an dem Pfauengehege solchen Anteil nahm, störte den Josef nicht. Er war eben ganz noch ein Knabe, voll von Interesse für alles, was er Neues sah, und sowenig er von allgemeinen Problemen wissen wollte, so sehr interessierte er sich für alles gegenständlich Lebendige. Wohlgefällig sah der stolze Vater Josef, wie gut sein Matthias und der Pfauenwärter sich verstanden. Er lächelte über den Eifer des Knaben. Wenn man ihn ansah, dann wirkte er sehr reif, aber das war eben Täuschung; in Wahrheit war er ganz und gar noch ein Knabe.

Mit einem kleinen Lächeln auch nahm Josef wahr, mit welch unschuldigem Begehren Matthias sich darum mühte, einem so Gleichgültigen wie diesem Wärter zu gefallen. Matthias war nicht geradezu eitel, aber er wußte um seine Wirkung, und unbewußt suchte er sich diese Wirkung immer wieder zu bestätigen.

Dann endlich kam Claudius Regin auf sie zugewatschelt, seine Geschäfte auf dem Palatin hatten nicht allzu lange gedauert, er wollte aber jetzt, bevor man sich zu Tische begab, nach der Fahrt noch ein paar Schritte gehen. Er war guter Laune, und es zeigte sich bald, daß ihm der Junge gefiel. Er sprach wieder von dem Werk des Josef, von der Universalgeschichte, und er fragte den Matthias, was denn nun er zu dem großen Buch seines Vaters sagte. Matthias, mit seiner tiefen, männlichen Stimme, erklärte mit bescheidenem Freimut, er sei kein guter Leser, er habe sehr lange an der Universalgeschichte gelesen, aber wirklich nahegegangen seien ihm nur die Ereignisse der letzten Zeit, die Josef geschildert habe. Er habe wohl nicht Verstand genug, um die frühen Dinge ganz zu begreifen. Er sagte das auf nette Art, es klang wie eine Entschuldigung, doch verhehlte er auch nicht, daß ihm sein Mangel an Verständnis nicht sehr zu Herzen ging. Es war immer so, daß das, was der Junge zu sagen hatte, durchschnittlich war, nicht besonders gescheit und nicht besonders dumm, aber immer wirkte es durch die frische und anmutige Art, wie er es vorbrachte, als etwas Besonderes.

Josef war hergekommen, um dem Jungen einen Platz im Hofdienst zu erringen, er billigte die Pläne seines Sohnes, dessen Ehrgeiz. Was des Josef Väter gewesen waren, Gelehrte, Priester, Schriftsteller, Intellektuelle, und was er selber war, dazu taugte der Junge nicht, und das war dem Josef recht. Da er selber sich dafür entschieden hatte, nur das Kontemplative seines Wesens ausreifen zu lassen, da er den so oft gespürten Willen zur Tat in sich selber gewaltsam unterdrückt hatte, warum sollte er nicht jetzt dem Jungen für diesen Tätigkeitsdrang freies Feld und jede Möglichkeit schaffen? So hatte er sich’s gesagt, so war es recht und vernünftig. Trotzdem bedauerte er jetzt, wie er den Jungen so platt und nett über die Universalgeschichte daherreden hörte, daß ihm der Sinn für das Werk des Vaters versagt war. Sogleich aber tröstete er sich wieder über diesen Mangel, als er wahrnahm, wie der Junge dem Claudius Regin gefiel. Und gleichzeitig in einer Art naiver Berechnung sagte er sich, daß gerade die natürliche Frische und Unverdorbenheit seines Sohnes auf dem Palatin Wirkung tun werde.

Man ging zu Tisch. Regin hatte einen berühmten Koch aus Alexandrien. Matthias aß mit gutem Appetit, Regin selber raunzte, daß er gehalten war, mit magerer Diät vorliebzunehmen. Man schwatzte viel, es war eine lustige, harmlose Unterhaltung, und Josef freute sich, wie schnell sein Junge auch diesen alten, schwierigen, kauzigen Regin gewann.

Nach dem Essen, ohne viele Umschweife, sagte Regin: »Es ist klar, mein Josef, daß Ihr Matthias die Lehrzeit auf dem Palatin durchmachen muß. Wir müssen darüber nachdenken, wem wir ihn als Pagen anvertrauen sollen.« Das bräunlichwarme Gesicht des Knaben rötete sich vor Freude. Josefs Freude aber, wenngleich er’s sich so gewünscht hatte, war nicht ungetrübt, denn wenn jetzt Matthias als junger Freund ins Haus und in den Kreis eines großen Herrn tritt, dann wird er, Josef, sogleich wieder von ihm getrennt werden, nachdem er ihn so kurze Weile für sich allein gehabt hat.

Regin, auf seine energische Art, stellte bereits praktische Erwägungen an. »Der Junge könnte in mein Haus eintreten«, meinte er, »er würde da nicht schlecht fahren, und lernen könnte er bei mir auch allerhand. Es gibt viele und merkwürdige Geschäfte, die der Kaiser mir anvertraut, und Ihr Matthias würde rasch erkennen, daß auf dem Palatin häufig der krümmste Weg der schnellste ist. Aber ich bin doch wohl schon ein zu alter Knacker. Oder was meinst du selber, mein Junge?« — »Ich weiß es nicht«, antwortete offen lächelnd Matthias. »Es kommt etwas überraschend, wenn ich frei sprechen darf. Ich glaube schon, daß wir uns vertragen würden, und Ihr Haus und Park sind einfach großartig, besonders die Pfauen.« — »Na ja«, antwortete Claudius Regin, »das hat allerhand für sich, aber ausschlaggebend ist es nicht. Käme als zweiter Marull in Frage«, überlegte er weiter. »Von dem könnte er einiges Wertvolle lernen, was ich ihm nicht beibringen kann, zum Beispiel Manieren. Im übrigen ist Marull der gleiche alte Knacker wie ich und ebenso unrömisch. Es muß ein Freund der Ersten Vorlassung sein«, erwog er, »nicht so alt und kein Judenfeind. Das sind drei Eigenschaften, die sich schwer zusammenbringen lassen.«

Matthias hörte still zu, wie da über sein künftiges Schicksal beraten wurde, seine lebendigen Augen gingen vertrauensvoll von einem der beiden Männer zum andern. »Wann wollen Sie ihn die Männertoga anlegen lassen?« fragte unvermittelt Regin. »Wir können noch zwei, drei Monate warten«, gab Josef Auskunft, »er ist noch keine fünfzehn.« — »Er sieht männlich aus für sein Alter«, anerkannte Regin. »Ich hätte da nämlich eine Idee«, erklärte er weiter, »aber man müßte etwas Zeit dafür haben, man müßte sondieren, Vorbereitungen treffen, man dürfte die Geschichte nicht überstürzen.« — »Woran denken Sie?« fragte gespannt Josef, und auch des Matthias Augen, so wohlerzogen stumm er sich verhielt, hingen gespannt an des Regin Lippen.

»Man könnte vielleicht die Kaiserin dazu bewegen, daß sie ihn in ihren Hofstaat aufnimmt«, sagte gleichmütig mit seiner hellen, fettigen Stimme Regin. »Unmöglich«, schrak Josef zurück. »Nichts ist unmöglich«, wies ihn Regin zurecht, und er verfiel in ein mürrisches Schweigen. Doch nicht lange, dann belebte er sich wieder. »Bei Lucia könnte er allerhand lernen«, setzte er auseinander. »Nicht nur Manieren und höfisches Wesen, sondern auch Menschenkunde, Politik und etwas, was es nur mehr bei ihr gibt: Römertum. Von Geschäften ganz zu schweigen. Ich sage Ihnen, mein Josef, diese Frau mit ihren Ziegeleien steckt mich neunmal Gewaschenen in die Tasche.« — »Die Kaiserin«, sagte hingerissen Matthias. »Sie glauben wirklich, daß das möglich wäre, mein Herr Claudius Regin?« — »Ich will dir keine Hoffnungen machen«, antwortete Regin, »aber unmöglich ist es nicht.«

Josef sah das Leuchten auf dem Antlitz des Matthias. So mochte er selber gestrahlt haben, damals vor beinahe einem Menschenalter, als man ihm verkündete, die Kaiserin Poppäa erwarte ihn. Etwas wie Furcht kam ihn an. Aber gleich schüttelte er sie wieder ab. Dieses Mädchen Caecilia, dachte er, wird sich auf alle Fälle geirrt haben. Mein Matthias wird nicht am rechten Tiberufer enden.

Vornächst hatte die Universalgeschichte trotz der Bemühungen des Regin keinen rechten Erfolg. Die Mehrzahl der jüdischen Leser fand das Werk zu kalt. Sie hatten eine begeisternde Darstellung ihrer großen Vergangenheit erwartet; statt dessen war da ein Buch, das bei Griechen und Römern darum warb, sie möchten die Juden in den Kreis der zivilisierten Völker aufnehmen, die eine große Vergangenheit hatten. War das nötig? Hatten nicht sie, die Juden, eine viel ältere, stolzere Geschichte als diese Heiden? Mußten sie, Gottes auserwähltes Volk, demütig darum bitten, nicht als Barbaren angesehen zu werden? Aber auch Griechen und Römer wurden nicht warm vor dem Werk des Josef. Viele zwar fanden das Buch interessant, doch sie wagten sich mit ihrer Meinung nicht heraus. Der Kaiser hatte die Büste dieses Schriftstellers Josephus aus dem Friedenstempel entfernen lassen; es war nicht ratsam, sich für ihn zu begeistern.

Eine einzige Gruppe von Lesern gab es, die das Buch öffentlich und laut zu loben wagten, und das waren Leute, auf deren Beifall Josef am wenigsten gerechnet hatte: die Minäer oder Christen. Diese waren gewöhnt, daß, wenn ein Autor sich mit ihnen befaßte, er sich über sie lustig machte oder sie angriff. Um so mehr erstaunt waren sie, daß dieser Josephus sie nicht nur nicht beschimpfte, sondern daß er sogar das Leben und die Meinungen gewisser Vorläufer ihres Messias mit Achtung darstellte. Sie fanden, das Buch sei eine profane Ergänzung der Geschichte ihres Heilands.

Der Mann, dessen Urteil Josef mit der größten Angst und Spannung erwartete, schwieg. Justus schwieg. Schließlich bat ihn Josef zu Gaste. Justus kam nicht. Daraufhin besuchte ihn Josef.

»In den dreißig Jahren, die wir uns kennen«, sagte Justus, »haben Sie sich nicht geändert und habe ich mich nicht geändert. Wozu also bedrängen Sie mich? Sie wissen doch von vornherein, was ich zu Ihrem Buch zu sagen habe.« Josef aber ließ nicht ab. Er sehnte sich beinahe nach dem Schmerz, den der andere ihm zufügen werde, und er drängte so lange, bis Justus sprach.

»Ihr Buch ist lau und unentschieden, wie alles, was Sie gemacht haben«, erklärte denn schließlich Justus und ließ das unangenehme, nervöse Kichern hören, das den Josef so reizte. »Sagen Sie mir: was eigentlich streben Sie an mit Ihrem Buch?« — »Ich wollte«, antwortete Josef, »daß die Juden endlich lernen, ihre Geschichte objektiv zu sehen.« — »Dann«, fertigte ihn Justus scharf ab, »hätten Sie sehr viel kälter schreiben müssen. Dazu aber haben Sie nicht den Mut gehabt. Sie haben sich gefürchtet vor dem Urteil der breiten Masse der Juden.« — »Ich habe weiter«, verteidigte sich mit Verbissenheit Josef, »die Griechen und die Römer enthusiasmieren wollen für die große Geschichte unseres Volkes.« — »Dann«, erklärte sogleich und unerbittlich Justus, »hätten Sie wärmer schreiben müssen, mit sehr viel mehr Begeisterung. Aber das haben Sie nicht gewagt, Sie haben Furcht gehabt vor dem Urteil der Kenner. Es ist, wie ich sagte«, schloß er, »Ihr Buch ist nicht warm und nicht kalt, es ist ein laues Buch, es ist ein schlechtes Buch.« Die finstere Abwehr auf Josefs Gesicht riß ihn weiter, erbarmungslos sagte er ihm alles, was er gegen das Buch einzuwenden hatte: »Niemand weiß besser als Sie, daß der Zweck, der hinter einer Politik steckt, moralisch sein kann oder unmoralisch, aber niemals die Mittel. Diese Mittel können nur nützlich oder schädlich sein im Sinne des angestrebten Zweckes. Sie aber tauschen willkürlich Maß und Gewicht. Sie legen moralische Maße an politische Vorgänge, wiewohl Sie ganz genau wissen, daß das nichts ist als faule, dumme, wohlfeile Konvention. Sie wissen ganz genau, daß der einzelne moralisch gewertet werden kann, niemals aber eine Gruppe, eine Masse, ein Volk. Ein Heer kann nicht tapfer sein, es besteht aus Tapferen und aus Feigen, Sie haben das erlebt, Sie wissen es, aber Sie wollen es nicht wahrhaben. Ein Volk kann nicht dumm sein oder fromm, es besteht aus Dummen und Gescheiten, aus Heiligen und Lumpen, Sie wissen es, Sie haben es erlebt, aber Sie wollen es nicht wahrhaben. Immer vertauschen Sie, um des Effektes willen, aus billiger Vorsicht die Gewichte. Sie haben kein historisches Buch geschrieben, sondern ein Erbauungsbuch für Dummköpfe. Nicht einmal das ist Ihnen geglückt; denn Sie haben für beide Teile schreiben wollen und deshalb nicht einmal den Mut zu jener Demagogie aufgebracht, in der Sie Meister sind.«

Josef hörte zu und verteidigte sich nicht mehr. So maßlos Justus, der Freundfeind, übertrieb, es war an seinen Einwänden etwas Richtiges. Dies jedenfalls stand fest: das Buch, an das er so viele Jahre, so viel Leben gesetzt hatte, war nicht geglückt. Er hat sich gezwungen, kalt zu bleiben vor der Geschichte seines Volkes und sie vernünftig zu betrachten. Damit hat er alles Leben aus diesen Begebenheiten ausgetrieben. Alles ist halbwahr und also ganz falsch. Wenn er jetzt sein Buch überliest, dann sieht er, daß alles schief gesehen ist. Die abgeschnürten Gefühle rächen sich, sie stehen doppelt lebendig wieder auf, der Leser Josef glaubt dem Schreiber Josef kein Wort. Er hat einen Grundfehler gemacht. Er hat geschrieben aus der puren Erkenntnis heraus und häufig gegen sein Gefühl, darum sind weite Teile seines Buches leblos, wertlos; denn lebendiges Wort entsteht nur, wo Gefühl und Erkenntnis sich decken.

Dies alles sah Josef grausam klar, dies alles sagte er sich hart und unverschönt. Dann aber tat er sein Buch »Universalgeschichte des jüdischen Volkes« ein für allemal von sich ab. Ob geglückt oder nicht, er hat gegeben, was er geben konnte, er hat seine Pflicht getan, hat gekämpft, gearbeitet, sich vieles versagt, jetzt hat er das Werk hingestellt und will, befreit davon, für sich selber weiterleben. Das Porträt, das Regin dem Buch vorangestellt hat, hat ihm gezeigt, wie alt er geworden ist. Er hat nicht mehr viel Zeit. Er will den Rest seiner Kraft nicht vergeuden in Grübeleien. Soll Justus philosophieren; er will jetzt leben.

Und es stiegen in ihm auf tausend Wünsche und Regungen, von denen er geglaubt hatte, sie seien längst tot. Er freute sich, daß sie nicht tot waren. Er freute sich, daß er noch Durst spürte, wieder Durst auf Taten, auf Frauen, auf Erfolg.

Er freute sich, daß er in Rom war und nicht in Judäa. Er ließ sich den Bart abnehmen und zeigte der Welt das nackte Gesicht des früheren Josef. Es war härter, schärfer, aber es war ein jüngeres Gesicht, als er es alle diese Jahre hindurch gehabt hatte.

Das verwinkelte Haus im Bezirk »Freibad« wurde ihm jetzt, obwohl Mara und die Kinder fort waren, auf einmal zu eng und zu dürftig. Er suchte Johann von Gischala auf und bat ihn, ihm ein elegantes, modernes Haus zu suchen, das er mieten könnte. Bei dieser Gelegenheit hatte er ein längeres Gespräch mit Johann. Der hatte die Universalgeschichte aufmerksam gelesen, er sprach angeregt darüber und mit Verständnis. Josef wußte natürlich, daß Johann kein objektiver Richter war. Der hatte ein bewegtes Leben hinter sich, ähnlich wie er selber, er war im Grunde gescheitert, er war also geneigt, die Geschichte des jüdischen Volkes ähnlich zu sehen wie er selber und aller Begeisterung zu mißtrauen. Gleichwohl freute ihn die Anerkennung des Johann und tröstete ihn ein wenig über die Ablehnung des Justus.

Er wurde gesprächig, er schloß sich jetzt, da er allein mit Matthias in Rom lebte, viel leichter auf als früher. Er erzählte dem Johann von dem, was er mit Matthias vorhatte. Johann war skeptisch. »Wohl sind die Zeiten noch so«, meinte er, »daß ein Jude seinen Ehrgeiz befriedigen kann. Sie haben sehr viel erreicht, mein Josef, gestehen Sie sich’s ruhig ein, Cajus Barzaarone hat viel erreicht, ich habe einiges erreicht. Aber ich halte es für klüger, wenn wir das Erreichte nicht zur Schau stellen, wenn wir den andern unser Geld, unsere Macht, unsern Einfluß nicht zu deutlich zeigen. Es reizt nur den Neid, und dazu sind wir nicht stark genug, dazu sind wir zu vereinzelt.« Josefs Gesicht war froh gewesen, als er dem Johann von seinen Zweifeln und Hoffnungen berichtete, jetzt erlosch es. Johann sah es, beharrte nicht, sondern fügte hinzu: »Aber wenn Sie für Ihren Matthias etwas erreichen wollen, dann müssen Sie unter allen Umständen absehen von Ihrem Plan, im Frühjahr nach Judäa zu gehen. Mich soll es freuen«, fügte er artig hinzu, »Sie länger in Rom zu wissen.« Josef sagte sich, daß Johann ein guter Freund war und mit seinen beiden Einwänden recht hatte. Wenn er für den Matthias einen der Herren des Palatin als Freund und Gönner fand, dann mußte er natürlich länger in Rom bleiben; auch wenn er ein neues Haus bezog, hatte das nur Sinn, wenn er sich auf einen längeren Aufenthalt einrichtete. Aber im Grunde war er froh, seine Reise nach Judäa, seine Rückkehr nach Judäa hinauszuschieben, und es war ihm dafür jeder Vorwand recht; denn seltsamerweise schien ihm, als bedeute diese Rückkehr nach Judäa den endgültigen Verzicht auf alles, wozu noch ein wenig Jugend gehörte, als erkläre er sich durch diese Rückkehr selber und für immer zum alten Mann. Und was die andere Warnung des Johann anlangte, daß es unklug sei, äußern Glanz und äußere Ehren anzustreben, so hatte der Freund damit wohl recht. Aber Josef hatte das Leuchten gesehen auf dem Gesicht seines Jungen, er konnte es dem Matthias nicht antun, jetzt von dem Plan abzustehen, dem Matthias nicht und sich selber nicht.

Das neue Haus war rasch gefunden, und Josef machte sich daran, es einzurichten. Eifrig half ihm Matthias, er hatte tausend Vorschläge. Josef war jetzt viel in der Stadt zu sehen, er suchte Gesellschaft. Während er früher Monate allein und abgeschlossen verbracht hatte, zeigte er sich jetzt beinahe täglich im Kreise des Marull, des Regin. Wohlwollend, ein wenig spöttisch und ein klein wenig besorgt, beobachteten seine Freunde seine Veränderung. Matthias liebte und bewunderte ihn noch mehr.

Josef sprach mit Claudius Regin über die Bedenken des Johann. Regin fand, Johann sei ein kluger Mann, aber er könne sich in die neuen Zeiten nicht mehr recht einfühlen und nicht in eine jüdische Jugend, die den Tempel nicht habe brennen sehen, für die der Tempel und der Staat nichts seien als eine historische Erinnerung, ein Mythos. Er, Regin, sei in einem gewissen Sinn ein Beispiel dafür, daß einem Juden auch höchst sichtbare Macht nicht immer zum Unheil ausschlagen müsse. Josef hörte dieses Beispiel nicht sehr gern; unter keinen Umständen hätte er gewollt, daß sein Matthias sein Judentum so weit abtue wie Claudius Regin. Immerhin ließ er sich von ihm gern in seinem Vorhaben bestärken und hörte gierig zu, als ihm Regin mitteilte, er habe bei einigen Wohlwollenden auf dem Palatin herumgehorcht, und obzwar eigentlich alle zunächst verblüfft seien über die Kühnheit der Idee, einen Judenjungen zum Pagen der Kaiserin zu machen, so hätten am Ende gleichwohl die meisten gefunden, daß die Neuheit der Idee ihre Ausführbarkeit nicht beeinträchtige. Er, Regin, sei also der Meinung, man könne jetzt ans Werk gehen. Er schlug dem Josef vor, das Fest der Toga-Anlegung des Matthias öffentlich zu feiern, auf römische Art, wiewohl das nicht üblich sei, und, um allen hämischen Anmerkungen von vornherein die Spitze abzubiegen, solle Josef doch die Kaiserin, die ihm nach wie vor wohlwolle, zu diesem Fest einladen. Es sei sträflicher Leichtsinn gewesen, daß Josef die Gunst, die ihm Lucia gelegentlich bezeigt, so wenig ausgenützt habe. Jetzt aber habe er gute Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Er möge der Kaiserin sein neues Buch bringen und sie bei diesem Anlaß zum Feste des Matthias einladen. Das Schlimmste, was ihm begegnen könne, sei eine Ablehnung, und er habe schließlich schon schlimmere Niederlagen eingesteckt.

Das leuchtete dem Josef ein, ja ihn lockte der Vorschlag. Er war ein Mann in den späten Fünfzig, es war nicht mehr wie damals, da er, gespannt in jeder Fiber, zu der Kaiserin Poppäa gegangen war, aber er war mehr erregt als seit langer Zeit, als er jetzt vor Lucia trat, sein Buch in der Hand.

Claudius Regin hatte geschickt vorgearbeitet, er hatte Lucia unterrichtet von Josefs Veränderung. Trotzdem war sie überrascht, wie er jetzt mit seinem nackten, verjüngten Gesicht vor ihr erschien. »Sieh an, sieh an«, sagte sie, »jetzt ist die Büste verschwunden, dafür hat sich der Mann wieder in die Büste verwandelt. Ich freue mich darüber, mein Josephus.« Ihr helles Antlitz, frisch, wiewohl ihre erste Jugend vorbei war, strahlte offen ihre Freude wider. »Ich freue mich, daß nun das Buch da ist und daß der frühere Josephus wieder da ist. Ich habe mir den ganzen Vormittag für Sie freigelassen. Wir müssen endlich einmal ausführlich schwatzen.«

Den Josef hob dieser warme Empfang. In seinem Innern zwar spottete er ein bißchen über sich selber und dachte, er sei als Alternder der gleiche Tor wie in der Jugend, trotzdem schwoll ihm das Herz beinahe wie damals vor der Kaiserin Poppäa. »Was mir an Ihnen gefällt«, lobte ihn Lucia, »das ist, daß Sie bei aller Philosophie und Kunst im Grunde ein Abenteurer sind.« Das war nun ein Lob, das dem Josef wenig gefiel. Sie aber, sogleich, deutete ihre Worte aus auf eine Art, die ihm schmeicheln mußte. Es wolle wenig besagen, meinte sie, wenn einer zum Abenteurer werde, der aus dem Nichts komme, der also wenig aufgebe. Wenn indes einer, der von vornherein im Besitz großer Güter und Sicherheiten sei, sich das Abenteuer auswähle, so beweise das eine lebendige, unruhige Seele. Solche Abenteurer, nicht von den äußern Umständen, sondern von der Seele her, seien Alexander gewesen und Cäsar. Sie selber spüre etwas in sich von einer Abenteurerin solcher Art, und es bestehe zwischen diesen aristokratischen Abenteurern aller Zeiten eine heimliche Genossenschaft.

Später dann bat sie Josef, ihr aus seinem Buch vorzulesen, und er tat es ohne Umstände. Er las ihr die Geschichten von Jael, Jezabel und Athalia. Auch las er ihr die Geschichten der wilden, stolzen und ehrgeizigen Frauen, die um den Herodes waren und von deren einer er abstammte.

Lucias Anmerkungen überraschten den Josef. Für ihn waren die Menschen, die er darstellte, nicht aus der realen Welt, sie agierten auf einer Bühne, die er selber gebaut hatte, sie waren stilisiert, waren Luftgebilde. Daß Lucia diese seine Menschen so nahm, als wären sie Menschen aus Fleisch und Blut, die mitten unter uns herumgingen, das war ihm etwas Neues, und es störte ihn. Gleichzeitig aber entzückte es ihn, daß er also, ein kleiner Gott, eine lebendige Welt geschaffen hatte. Er und Lucia verstanden sich ausgezeichnet.

Es kostete ihn nicht viel Mut, von seinem Geschäft zu beginnen. Er erzählte von seinem Sohne Matthias, und daß er ihn in nächster Zeit die Toga werde anlegen lassen. »Ich habe gehört«, sagte Lucia, »er soll ein netter Junge sein.« — »Er ist ein großartiger Junge«, erklärte eifrig Josef. »Was für ein stolzer Vater Sie sind!« sagte lächelnd Lucia.

Er lud sie ein, der Feier beizuwohnen, die er aus Anlaß der Bekleidung mit der Toga geben wollte. Über Lucias Gesicht, das jede Regung spiegelte, ging ein kleiner Schatten. »Ich bin gewiß keine Feindin der Juden«, sagte sie, »aber muß es nicht ein wenig befremdlich erscheinen, wenn gerade Sie dieses Fest auf so demonstrative Art begehen? Ich bin in der Herkunft unserer Sitten nicht so beschlagen wie Wäuchlein. Aber ist dieses Fest der Toga-Anlegung nicht vor allem ein religiöser Akt? Ich finde nicht, daß Römertum und der Dienst unserer Götter sich immer decken, aber ich bin ziemlich sicher, daß mit diesem Fest der Toga-Anlegung auch unsere Götter irgendwas zu tun haben. Ich bin die letzte, mich in Ihre Beziehungen zu Ihren Volksgenossen einzumischen, doch ich fürchte, auch Ihre Juden werden nicht sehr glücklich sein, wenn Sie aus diesem Akt soviel hermachen. Ich lehne Ihre Einladung nicht ab«, fügte sie eilig hinzu, als sie wahrnahm, daß sich Josef bei ihren Bedenken verdüsterte, »aber als Ihre Freundin bitte ich Sie, alles gut zu überlegen, bevor Sie sich endgültig entschließen.«

Daß Lucia Einwände ganz ähnlicher Art hatte wie Johann, traf den Josef. Aber sein Entschluß hatte sich mittlerweile nur gefestigt. Er hatte seinen Sohn durch die Bar Mizwah in die jüdische Gemeinschaft aufgenommen, warum sollte er ihn nicht durch einen ähnlichen Akt in die römische aufnehmen, der er nun einmal angehörte? Es schien ihm gleichnishaft, beide Zeremonien glänzend zu machen, und wenn es zu Mißdeutungen Anlaß gab, er hatte erfahren müssen, daß alles, was er tat und ließ, mißdeutet wurde. Auch hatte er dem Matthias dieses Fest nun einmal versprochen, der freute sich kindlich darauf, und Josef brachte es nicht über sich, seinem lieben Sohn die ungeheure Enttäuschung zu bereiten.

Er gab Lucia eine halbe Antwort, dankte ihr für ihren Rat, versprach, alles noch einmal zu überdenken, in seinem Innern aber war er fest entschlossen. Zu Hause, halb im Scherz, halb im Ernst, fragte er den Matthias: »Wenn einer wissen will, bist du ein Römer oder ein Jude, wie antwortest du dann?« Matthias, mit seiner tiefen Stimme, lachte: »Frag nicht so dumm! würde ich antworten. Ich bin Flavius Matthias, Sohn des Flavius Josephus.« Dem Josef gefiel diese Antwort. Die Bedenken der andern zerschmolzen ihm mehr und mehr. Sollte er, Josef, weniger Mut zeigen als der alte Claudius Regin, der keine Gefahr darin sah, den Jungen auf den Palatin zu schikken?

Die Feier wurde angesetzt. Matthias ging umher wie auf Wolken. Er lud das Mädchen Caecilia ein. Sie gab eine ihrer schnippischen Antworten. Er teilte ihr mit, die Kaiserin werde seinem Fest beiwohnen. Caecilia wurde ganz blaß.

Da Josef alles vermeiden mußte, was als Dienst einer römischen Gottheit, als Götzendienst, hätte ausgedeutet werden können, sah er sich gezwungen, bei der Feier mancherlei Umbiegungen der Zeremonie vorzunehmen. Weder gab es im Hause des Josef einen Altar der Hausgottheiten, noch trug Matthias die goldene Amulettkapsel des römischen Knaben, die er an diesem Altar hätte aufhängen können. So beschränkte sich die eigentliche Feier im Hause darauf, daß Matthias die verbrämte Toga des Knaben mit der weißen, reinen des Mannes vertauschte. Diese neue schlichte Tracht stand ihm großartig, sein junges und doch schon männliches Gesicht kam heiter und ernst zugleich aus dem einfachen, reinen Kleide heraus.

Sodann brachten Josef und ein riesiges Geleite von Freunden, an ihrer Spitze die Kaiserin, den jungen Mann aufs Forum, an den Südabhang des Capitols, ins Archiv, damit er dort seinen Namen feierlich in die Liste der mit dem Bürgerrecht Ausgestatteten eintragen lasse. Es hieß aber der Junge fortan: Flavius Matthias Josephus. Die Kaiserin steckte ihm den Goldenen Ring an den Finger, der seine Zugehörigkeit zum Zweiten Adel auswies.

Während sodann die nichtjüdischen Gäste des Josef sich in sein Haus begaben, wo das Festmahl stattfinden sollte, nahmen Josef selber, Matthias und die jüdischen Gäste eine Handlung vor, von der die Stadt, ja das Reich noch wochenlang sprechen sollten. Der Brauch verlangte, daß der neue junge Bürger sich in den Tempel der Göttin der Jugend begab, um dort ein Geldstück und ein Opfer zu spenden. Da der Jude Matthias das nicht konnte, ging er, geleitet von seinem Vater und seinen Freunden, statt dessen in das zuständige Büro des Schatzamtes, ließ sich in die diffamierende Liste der Juden eintragen und zahlte die Doppeldrachme, welche die Juden seit der Zerstörung des Tempels statt für Jahve für den Capitolinischen Jupiter zu entrichten hatten. Daß Josef die als Schande gedachte Entrichtung der Abgabe herausfordernd zu einem Festakt machte, ließ viele unter den Juden es ihm verzeihen, daß er seinen Jungen so demonstrativ zum Römer erklärt hatte.

Der Kaiserin gefiel Josefs Mut. Auch Josefs Sohn gefiel ihr. Sie hatte gesehen, mit welch prinzlicher Anmut er durch die stolze Stunde gegangen war, da sie ihm den Ring des Zweiten Adels an den Finger steckte; jetzt, während des Festmahls, ließ sie sich erzählen, daß er sich mit der gleichen einfachen Anmut der Schmach unterzogen, in die Judenliste eingetragen zu werden. Der Knabe saß neben ihr. Seine Augen hingen an ihr in knabenhafter Huldigung, doch er verlor nicht seine Unbefangenheit. Sie sprach mit ihm. Er wußte offenbar, wie gut ihm die weiße Toga stand, und er wußte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, doch seine Frische und Natürlichkeit litten nicht darunter.

Claudius Regin hatte Lucia bereits darauf vorbereitet, daß Josef sie bitten werde, seinen Sohn in ihren Dienst aufzunehmen. Jedermann mußte sehen, daß ihr der Junge gefiel, und Josef konnte also gewiß sein, keine Fehlbitte zu tun. Gleichwohl brachte er sein Anliegen nicht mit der Sicherheit vor, die ihm sonst eignete, und auch Lucia sagte ihm ihre Gewährung mit einer seltsam verschleierten Stimme zu, und es war in ihr und auf ihrem Gesicht eine ungewohnte Verwirrung.

Josefs Herz war heiß von Glück. Er hatte seinen lieben Sohn auf den Platz gehoben, den er für ihn erträumt hatte. Aber er war feinhörig, und in all seinem Jubel vergaß er nicht die Stimmen der Freunde, die ihn gewarnt hatten.

Matthias war also fortan im Gefolge der Kaiserin und wohnte die meiste Zeit auf dem Palatin. Es kam, wie Josef es vorausgesehen; Matthias, der junge jüdische Adjutant der Lucia, heiterernst, anmutig, jungmännlich, wie er war, wirkte gerade auf dem Palatin als etwas Besonderes. Man sprach viel von ihm, viele warben um seine Freundschaft, die Frauen ermunterten ihn. Er blieb unbefangen, es schien ihm natürlich, daß es so war, und er machte sich wohl kaum viel daraus; aber er hätte es vermißt, wenn er weniger in Sicht und weniger umworben hätte leben müssen.

Daß Matthias jetzt im Gefolge der Kaiserin war, brachte auch den Josef in viel engere Berührung mit ihr. Lucia hatte seinen Weg schon mehrere Male gekreuzt, nie aber hatte er sie mit so empfänglichen Augen gesehen wie jetzt. Das Strotzende an ihr, ihre heiter-kühne Offenheit, das römisch Helle, Lebendige, das von ihr ausging, ihre reife, frauliche Schönheit, das alles drang jetzt viel tiefer in ihn ein als je zuvor. Er war nun ein alternder Mann, aber mit Erstaunen sagte er sich, daß ihn seit jenen Tagen, da er sich um Dorion verzehrte, niemals das Zusammensein mit einer Frau so bewegt hatte wie jetzt seine Zusammenkünfte mit Lucia. Er verhehlte diese seine Bewegung nicht, und sie ließ sich das gefallen. Vieles, was er, und vieles, was sie sagte, war jetzt vieldeutig, es gingen halbe Worte von einem zum andern, und vieldeutig wurden ihre Blicke und ihre Berührungen. Er geheimnißte allerlei Gleichnishaftes in diese Beziehung hinein. Wenn sie ihn dermaßen anzieht, wenn auch sie nicht unempfänglich ist für ihn, ist das nicht ein Symbol? Zeigt sich da nicht im Bilde die geheimnisvolle Beziehung zwischen Sieger und Besiegtem? Einmal konnte er sich nicht enthalten, zu Lucia eine Andeutung dieser Art zu machen. Doch sie lachte einfach heraus und sagte: »Sie wollen einfach mit mir schlafen, mein Freund, und daß Sie dahinter so tiefe Bedeutung suchen, ist nur ein Beweis dafür, daß Sie selber merken, wie frech Sie im Grunde sind.«

Josef lebte ein heiles, frohes Leben in dieser Zeit. Er genoß, was ihm zuteil geworden, es schien ihm viel. Er sah nun Lucia täglich, sie verstanden einander immer besser, verziehen einer die Schwächen des andern, freuten sich einer an den Vorzügen des andern. Und an Josefs liebem, strahlendem Sohn erfüllte sich alles so, wie er’s sich gewünscht hatte. Hell und rein ging er durch den von so vielen Wirrnissen und Lastern besessenen Palatin, alle Welt liebte ihn, kein Neid und keine Feindschaft kamen an ihn heran. Ja, die Gottheit liebte Josef. Sie zeigte es ihm, da sie ihm jetzt soviel Freuden gab, ehe er endgültig die Schwelle des Alters überschritten hatte und da er noch im Besitz der Kraft war, sie zu genießen.

Man sprach viel von Josef und von seinem Sohne in der Stadt Rom, zu viel, fanden die Juden. Und es kamen zu Josef im Auftrag der Juden die Herren Cajus Barzaarone und Johann von Gischala. Besorgt gaben sie ihm zu bedenken, sein Glück, sein Glanz, wenn er sie gar so sichtbar zeige, würden noch mehr Neid wecken und noch mehr Feindschaft gegen die gesamte Judenheit. An sich schon nehme der Haß und die Bedrückung im ganzen Reiche zu. »Wenn ein Jud glücklich ist«, warnte Johann von Gischala wie schon einmal, »soll er sein Glück in seinen vier Wänden halten und es nicht auf die Straße stellen.«

Allein Josef blieb zugesperrt, trotzig. Sein Sohn Matthias war nun einmal strahlend, und es war die Eigenschaft des Lichts, daß es sichtbar war. Soll er seinen lieben Sohn versteсken? Er dachte nicht daran. Er war vernarrt in seinen schönen, liebenswerten Sohn und in dessen Glück.

Und er schlug die Worte der Männer in den Wind, und er genoß weiter, was ihm zugefallen war. Er pflückte Erfolge, wo und soviel er wollte. Ein Einziges gab es, was ihn kränkte. Sein Buch, die Universalgeschichte, blieb nach wie vor ohne sichtbare Wirkung.

Und nun erschien gar noch, und überdies wie seine eigenen Werke von Claudius Regin publiziert, der »Jüdische Krieg« des Justus von Tiberias, ein Buch, an dem dieser Justus Jahrzehnte hindurch gearbeitet hatte.

Josefs eigenes Buch über den jüdischen Krieg hatte unter allen Prosawerken der Epoche den stärksten Erfolg gehabt. Das ganze Leserpublikum des Reichs hatte diesen »Jüdischen Krieg« gelesen, nicht nur um des Stoffes, sondern vor allem auch um der reizvollen Darstellung willen, Vespasian und Titus hatten sich für das Werk eingesetzt und seinen Autor hoch geehrt, das Buch hatte jetzt, ein kleines Menschenalter nach seinem Erscheinen, bereits den Stempel des Klassischen. Es war also eine ungeheure Kühnheit, wenn jetzt Justus ein Buch über den gleichen Gegenstand veröffentlichte.

Josef hatte vor vielen Jahren einen Teil des Buches gelesen, und er selber und die eigene Leistung waren klein und erbärmlich vor Justus und dessen Buch. Mit Angst geradezu las er nun des Freundfeindes vollendetes Werk. Justus vermied peinlich alle großen Worte und jeden äußeren Effekt. Seine Darstellung war von einer harten, kristallenen Sachlichkeit. Auch dachte er gar nicht daran, etwa gegen das Buch des Josef zu polemisieren. Wohl aber erwähnte er die Tätigkeit des Josef während des Krieges, seine Handlungen zu der Zeit, da er Kriegskommissar in Galiläa gewesen war, die Tätigkeit also des Staatsmannes und des Soldaten Josef. Er stellte nur dar, er enthielt sich jeder Wertung. Aber gerade in dieser nackten Darstellung, durch sie, erschien Josef als schierer Opportunist, als armseliger, eitler Bursche, als Schädling an der Sache, die zu vertreten er übernommen hatte.

Josef las. Er hatte seinerzeit eine schillernde Legende über seine Tätigkeit in Galiliäa konstruiert, er hatte diese Legende

kunstvoll in seinem Buche vorgetragen, er hatte schließlich selber daran geglaubt, und mit seinem Buch war allmählich auch die Legende seiner Person als historische Wahrheit anerkannt worden. Jetzt, in dem Buche des Justus, sah der alternde Mann den Krieg, wie er wirklich gewesen war, er sah sich selber, wie er wirklich gewesen war, er sah auch das Buch, das er so gerne hatte schreiben wollen; nur hatte es eben Justus geschrieben, nicht er.

Das alles sah er. Aber er wollte es nicht sehen, er durfte es nicht sehen, wenn er weiterleben wollte.

Voll Spannung wartete er darauf, was nun mit dem Werk des Justus geschehen werde, was die Leute dazu sagen würden. Man machte nicht viel Wesens her vom Buche des Justus. Es gab freilich einige, die die Bedeutung des Buches erkannten, es waren Leute, auf deren Urteil Josef viel gab, aber sie waren sehr wenige. Immerhin mußte Josef erleben, daß in den Augen dieser wenigen das Werk des Justus seine eigene Schriftstellerei ausstach. Er mußte es erleben, daß dieser Justus, der seine, des Josef, Tätigkeit verworfen hatte, bei diesen wenigen als der rechte, letzte, unbestechliche Richter galt.

Josef mühte sich, den bitteren Geschmack zu vergessen, den ihm diese Erkenntnis verursachte. Er sagte sich vor, daß er als Schriftsteller verwöhnt worden war wie kaum ein zweiter unter den Zeitgenossen und daß die Meinung der wenigen gegen seinen trotz allem wohlgegründeten Ruhm nicht aufkam. Aber das nützte nichts, der bittere Geschmack blieb. Ja der bittere Geschmack wurde bitterer. Josef war der Freund und Günstling der Kaiserin, er hatte seinem lieben Sohne den Platz gewonnen, den dieser sich und den er für ihn wünschte, er war, sowie er es nur gewollt, wieder zu einem der Männer geworden, die ganz vornean und in Sicht waren. Aber der bittere Geschmack verdarb ihm die Freude an all diesen Freuden.

Er sagte sich, er sei griesgrämig geworden und alt und vermöge nur mehr das Verdrießliche wahrzunehmen und nicht das Angenehme. Dann wieder sagte er sich, er habe sich den Glauben an sich selber und an sein Werk zerstören lassen durch die maßlose, neidische Kritik des Justus. Er nahm seine Universalgeschichte wieder vor. Er las einige Kapitel daraus, die besten, und er sagte sich trotzig, was Justus gegen ihn vorzubringen habe, sei Unsinn.

Aber es blieb schließlich die Tatsache, daß die Universalgeschichte, an die er soviel Mühe gelegt hatte, trotz aller Bemühungen des Regin kein rechter Erfolg geworden war. Er war gewohnt an die Zufälligkeiten äußeren Erfolgs und Mißerfolgs, aber gerade jetzt brauchte er Bestätigung von außen her, gerade jetzt brauchte er auch literarischen Erfolg. Alle seine andern Erreichnisse nützten ihm nichts. Das einzige, was ihm helfen könnte, wäre ein Widerhall der Universalgeschichte, ein lauter Widerhall, der die Stimme des Justus übertönt hätte. Er mußte Bestätigung haben, jetzt, schon um seines lieben Sohnes willen, um diesem weiterzuhelfen.

Verbissen, anklägerisch fragte er den Regin, woran es liege, daß es mit dem Erfolg der Universalgeschichte so gar nicht vorangehen wollte. Regin, etwas maulfaul, erklärte ihm, das große Hindernis liege im Verhalten des Kaisers. Diejenigen, auf die es ankomme, wagten nicht recht, sich zu dem Werk zu äußern, solange man nicht wisse, was der Kaiser dazu sage. Selbst wenn DDD sich gegen das Werk erklärte, so wäre das ein Vorteil; denn dann hätte man wenigstens die Opposition für sich. Aber DDD, tückisch, wie er nun einmal sei, schweige, er äußere sich nicht einmal ablehnend, er äußere gar nichts. Er, Regin, habe versucht, dieses feindliche Schweigen zu brechen. Er habe Wäuchlein gefragt, ob ihm Josef das Werk überreichen dürfe. Aber Wäuchlein habe über die Frage weggehört, wie nur er das könne, und weder ja noch nein gesagt.

Verdrossen und finster hörte Josef zu. Wieder stiegen in ihm die Gedanken hoch, mit denen er damals nach Rom zurückgekehrt war, als er Mara nach Judäa geschickt hatte. Damals hatte er sich gefreut auf den Kampf mit Domitian, auf den Kampf mit Rom. Er hatte eine neue Jugend in sich gespürt, und er hatte geglaubt, in seinem vollendeten Buch eine neue Waffe zu haben. Nun aber wich der Kaiser dem Kampfe aus. Er stellte sich einfach nicht.

Was Regin weiter sagte, war nur geeignet, diese Meinung Josefs zu bestätigen. DDD, erzählte nämlich Regin, habe des Josef Namen seit ewiger Zeit nicht in den Mund genommen.

Das sei merkwürdig. Er habe doch bestimmt gehört von Josefs neuer Freundschaft mit Lucia, von der herausfordernden Art, wie Josef seinen Sohn in die Judenliste habe eintragen lassen, und von dem neuen jüdischen Pagen der Lucia. Wenn übrigens der Kaiser nicht daran denke, seine Macht zu brauchen und den Josef glattweg zu vernichten, dann sei von DDDs Standpunkt aus diese Taktik die klügste. Denn sein Schweigen, DDDs Schweigen, verbreite Schweigen rings um das Buch, Schweigen, in dem das Werk zuletzt ersticken müsse.

Josef überlegte, was er tun könnte, um dieses hinterhältige Schweigen zu brechen, um den Kaiser, den Feind, aus seinem Hinterhalt herauszulocken, ihn zu zwingen, sich zu stellen. Es war Sitte, daß beim Erscheinen eines Werkes der Autor in großer Öffentlichkeit daraus vorlas. Josef hatte das bei der Publikation des Werkes nicht gewollt, es war da in ihm noch zuviel gewesen von der Luft, innerhalb deren die Universalgeschichte entstanden war. Der Josef, der die Universalgeschichte geschrieben, hatte das Publikum verachtet. Jenem Josef wäre es auch durchaus gleichgültig gewesen, was Domitian von dem Buch gedacht oder gesagt hätte. Doch der Josef, der jetzt vor Claudius Regin saß, war ein anderer. »Wie wäre es«, schlug er vor, »wenn wir eine Rezitation veranstalteten, wenn ich aus der Universalgeschichte vorläse?«

Regin sah überrascht hoch. Wenn Josef, nachdem er so lange geschwiegen, wieder vor das Publikum treten wird, so muß das eine Sensation sein. Wenn überhaupt, dann war eine solche Rezitation vielleicht das einzige Mittel, den Kaiser aus seiner Zurückhaltung herauszulocken. Der Plan reizte den Regin, doch er verhehlte dem Josef nicht, daß das Unternehmen recht gefährlich war. Es war gewagt, eine Äußerung des Kaisers herauszufordern. Josef aber, da Regin nicht ohne weiteres widersprach, war schon ganz Flamme für seinen Plan. Wie ein Schauspieler, der eine neue Rolle begehrt, redete er dem Regin und sich selber vor, was alles für das Unternehmen spreche. Er lese nicht schlecht, der leise östliche Akzent in seinem Griechisch gefalle den Leuten mehr, als daß er sie abstoße; nachdem er so lange nichts mehr von sich habe hören lassen, werde ganz Rom auf sein Erscheinen vor der Öffentlichkeit neugierig sein. Und dann, eine kleine Scham überwindend, gestand er dem Regin, diesem Freunde, einen heimlichen Wunsch ein, der gleichzeitig mit dem ersten Gedanken an eine solche Rezitation in ihm hochgestiegen war. »Und welch eine Freude«, sagte er, »wäre es, vor dem Jungen zu glänzen, vor Matthias!«

Diese naive, väterlich verliebte Eitelkeit gewann ihm den Regin vollends, und er sagte: »Es bleibt ein höllisch riskantes Unternehmen; aber wenn Sie es wagen wollen, Sie alter Jüngling, ich halte mit.«

Josef wandte an die Vorbereitungen seiner Rezitation die größte Mühe. Lange überlegte er mit seinen Freunden, wo der Vortrag stattfinden sollte. Regin, Marull, vor allem Lucia erörterten die Frage, als ginge es um eine Staatsaktion. Sollte der Vortrag stattfinden im Hause des Josef vor einem kleinen, auserwählten Kreis? Oder vor einem größern Publikum im Hause des Marull oder des Regin? Oder vielleicht gar auf dem Palatin selber im großen Saale des Hauses der Lucia?

Lucia hatte eine Idee. Wie wäre es, wenn Josef im Friedenstempel läse?

Im Friedenstempel? In dem Hause, aus dem der Kaiser seine Büste hat entfernen lassen? Ist das nicht eine ungeheuerliche Herausforderung? Wird da nicht die große Halle vereinsamt liegen, weil niemand wagen wird, an einer so gefährlichen Veranstaltung teilzunehmen? Besteht nicht selbst die Möglichkeit, daß der Kaiser den Josef verhaften läßt vor seiner Vorlesung?

Lucia sagte: »Wir kommen so nicht weiter. Wir stoßen immer wieder auf den gleichen Punkt des Widerstands: auf DDD. Ich seh mir das nicht länger mit an. Er will uns zermürben durch diese Taktik. Er will unsern Josephus totmachen durch sein Schweigen. Aber das soll ihm nicht glücken. Ich möchte wissen, woran wir sind. Ich gehe zu ihm.«

Als sich Lucia bei ihm ansagte, ahnte Domitian sogleich, daß es um den Juden oder um seinen Sohn gehen werde.

Er war in den letzten Monaten mit Lucia nur selten zusammengekommen. Er war die meiste Zeit mißgestimmt, er wurde fetter und schlaffer von Körper, er hatte einen großen Verbrauch an Frauen, ohne daß sie ihm rechten Spaß gemacht hätten. Er ließ sich genau Bericht erstatten über alles, was um Lucia geschah. Mißtrauisch, übelwollend bedachte er, daß sie nun also den jungen Juden an ihren Hof gezogen hatte, den Sohn dieses gefährlichen Josephus. Da Josephus alt wurde, ließ er sich wohl durch seinen Sohn vertreten.

Der Kaiser empfing Lucia höflich, mit distanzierter, ironischer Liebenswürdigkeit. Man sprach ziemlich lange über Gleichgültiges. Lucia betrachtete den dicken, kahlen, alternden Herrn; er zählte nicht viel mehr Jahre als sie selber, doch er war alt und sie war jung. Sie hatte das Gefühl, er sei ihr fremder als seit Jahren, sie vermöge wenig mehr über ihn, und sie fragte sich, ob sie nicht vielleicht besser von ihrem Plan abstehen und von Josef gar nicht erst reden solle. Dann aber siegte ihre angeborene Kühnheit über ihre Vorsicht.

Sie habe, begann sie in der Richtung ihres Vorhabens vorzustoßen, in letzter Zeit viel hören müssen über Judenverfolgungen in der Provinz und über Schikanen, denen die Juden in der Stadt selber ausgesetzt seien. Sie habe, wie er wisse, jüdische Freunde, darum interessiere sie sich für diese Angelegenheit. Auch er selber, der Kaiser, finde sie, sollte sich mit diesen Dingen beschäftigen. »Sie haben mir einmal auseinandergesetzt, mein Domitian«, erinnerte sie ihn, »daß ein Kampf ist zwischen Ihnen und dem östlichen Gott. Ich würde an Ihrer Stelle mir jeden Schritt in diesem Kampf zehnmal überlegen, ehe ich ihn unternehme. Ich selber bin, wie Sie wissen«, lächelte sie, »ein wenig lau in der Verrichtung der religiösen Pflichten, aber ich bin eine gute Römerin und glaube an die Götter. Wenn ich auch nicht viel tue, um ihnen meine Verehrung zu bezeigen, so vermeide ich doch alles, was sie gegen mich aufbringen könnte. Nun hat aber auch mit der Größe des Reichs die Zahl seiner Götter zugenommen. Ich denke, mein Domitian, wir sind *einer* Meinung darin, daß Sie als der Zensor berufen sind, alle Götter des Reichs zu schützen. Ich weiß nicht, ob Sie über diesen schwierigen Gott Jahve, den Sie für Ihren Feind halten, hinlänglich informiert sind. Er ist ein schwieriger Gott, und es wäre vielleicht gut, wenn Sie sich über sein Wesen und seine Art möglichst genau unterrichteten.«

»Denken Sie an unsern Juden Josephus, meine Lucia?« fragte lächelnd, sehr höflich Domitian und schaute ihr mit seinen kurzsichtigen, etwas vorgewölbten Augen in das helle, große Gesicht. »Ja«, antwortete sie ohne weiteres. »Dieser Josephus hat das neue Buch erscheinen lassen, an dem er seit vielen Jahren geschrieben hat, und ich finde, es ist ein Buch, das wir Römer mit größter Aufmerksamkeit lesen sollten. Wenn Sie dieses Buch gelesen haben werden, mein Domitian, werden Sie über das Wesen Ihres Feindes, des Gottes Jahve, viel besser informiert sein.«

»Erinnern Sie sich, meine Lucia«, antwortete, immer sehr höflich, der Kaiser, »daß ich, nachdem ich Teile dieses Buches gelesen hatte, die Büste dieses unseres Josephus aus dem Friedenstempel habe entfernen lassen?« — »Sehr wohl erinnere ich mich«, erwiderte Lucia. »Ich habe mich schon damals gefragt, ob diese schwere Kränkung eines großen Schriftstellers, der sich um Rom verdient gemacht hat, vielleicht nicht etwas voreilig war. Nachdem ich sein Buch gelesen habe, bin ich überzeugt, sie war es. Ich rate Ihnen sehr, mein Herr und Gott Domitian, dieses Buch zu lesen. Alle weiteren Schritte überlasse ich dann Ihrer guten Einsicht.«

»Sprich dich ruhig weiter aus, meine Lucia!« sagte der Kaiser, und jetzt war sein Lächeln ein Feixen geworden, aber er sprach leise und besonders höflich. »Was willst du denn, daß ich tun soll?« Lucia spürte, daß sie heute wenig Macht über ihn hatte. Wieder, einen ganz kleinen Augenblick, dachte sie daran, ihr Vorhaben aufzugeben. Dann aber versuchte sie es trotzdem nochmals, auf andere Weise, auf ihre frühere Weise. Sie trat ganz nah an ihn heran und strich ihm durch das immer spärlicher werdende Haar. »Siebenundzwanzig Haare wirst du immerhin verloren haben«, meinte sie, »seitdem ich sie das letztemal zählte. Es gäbe ein sehr einfaches Mittel«, fuhr sie ohne Übergang fort, »sowohl das Unrecht wiedergutzumachen, das du an diesem Schriftsteller und vielleicht sogar an seinem Gott begangen hast, und gleichzeitig aus berufenem Munde Belehrung über diesen Gott Jahve zu empfangen. Du brauchtest zum Beispiel nur einer Rezitation beizuwohnen, die dieser unser Josephus mit deiner Erlaubnis zu veranstalten beabsichtigt.« »Interessant«, antwortete Domitian, »sehr interessant. Mein Josephus, unser Josephus, dein Josephus will also aus seinem neuen Buch lesen. Und es gefällt dir sehr, dieses neue Buch? Du findest es wirklich sehr gut?« — »Wäre nicht dein Schweigen«, antwortete sie überzeugt, »dann erklärte alle Welt, es sei von einem zweiten Livius. Schon als sein erstes Buch erschienen war, unter Vespasian und Titus, haben sie ihn so genannt. Erst jetzt, nachdem du seine Büste hast einschmelzen lassen, ist man vorsichtiger geworden.«

Der Kaiser schnitt eine kleine Grimasse. »Richtig«, sagte er, »mein Vater hat sich gern mit ihm unterhalten, und Titus hat ihn geschätzt und geliebt. Vielleicht hast du dein Teil dazu beigetragen, daß Titus ihn schätzte und liebte. Und jetzt willst du also mich dazu bekehren, daß ich dem neuen Buch deines Günstlings Ehre erweise. Laß mich dir sagen, wenn du es nicht schon wissen solltest, daß ich Teile dieses Buches bereits kenne. Sie sind weder langweilig noch interessant. Auch von den übrigen Teilen sagen mir Leute, die deinem Josephus bestimmt nicht feindselig sind, sie seien ein bißchen langatmig und weder kalt noch warm.« — »Es wäre gut«, beharrte Lucia, »wenn Sie selber hörten und sich ein Urteil bildeten. Ich bin ehrlich überzeugt, es könnte Ihnen nicht schaden, wenn Sie sich über Jahve besser informierten.«

Ein ganz kleines Unbehagen überkam den Domitian bei dieser Warnung. Er betrachtete Lucias offenes, kühnes Gesicht, das sich nicht mühte, Ärger und Teilnahme zu verstecken. »Sie haben wirklich großes Interesse an Ihrem Günstling, meine Lucia«, sagte er. »Er könnte eine eifrigere Werberin nicht finden.« Es sprach aus seinen hämischen Worten Mißtrauen, Eifersucht. Lucia hörte das heraus. Wäuchlein glaubte also, sie schlafe mit Josephus. Sie stellte sich das vor. Sie lächelte. Dann schaute sie den Domitian an, und sie lachte einfach heraus.

Ihn aber befreite dieses Lachen. Bei all seinem Mißtrauen hatte er an ein Liebesverhältnis zwischen Lucia und diesem Juden nie gedacht. Sie war sehr römisch, wenngleich auf etwas abwegige Art, und dieser Gott Jahve und seine Leute mußten ihr bei alledem fremd und etwas lächerlich erscheinen. »Wollen Sie hierbleiben und mit mir essen, meine Lucia?« fragte er.

»Und wir überlegen dann weiter, was wir mit Ihrem Josef anfangen.«

Rezitationen waren beliebt in der Stadt Rom. Man war überzeugt, daß das gesprochene Wort tiefer eindringe und länger hafte als das geschriebene und daß es mehr vom Wesen des Autors gebe. In den letzten Jahren indes hatten die Rezitationen überhandgenommen, man war ihrer ein wenig überdrüssig, und gemeinhin hatten es die Autoren, die Rezitationen veranstalteten, nicht mehr leicht, ihre Säle vollzubekommen; man suchte alle möglichen Vorwände, um sich vor dem Besuch solcher Veranstaltungen zu drücken. Josefs Rezitation aber war ein Ereignis, zu dem die ganze Stadt drängte. Der Amtliche Anzeiger hatte gemeldet, daß der Kaiser der Veranstaltung beiwohnen werde. Von weither kam man, um Josef zu hören. Es war nicht nur die Sensation, welche die Hörer anlockte, sondern jetzt, nachdem der Kaiser durch das Versprechen seiner Anwesenheit kundgetan, daß man gegen diesen Autor nichts mehr einzuwenden habe, waren viele, Römer, Griechen und Juden, froh, öffentlich zu bekunden, daß sie zu diesem Schriftsteller und seinem Werke standen.

Josef bereitete sich auf die Rezitation so sorgfältig vor, wie er sich noch nie auf ein Ereignis vorbereitet hatte. Zehnmal suchte er die Kapitel aus, die er lesen wollte, wählte, verwarf, wählte und verwarf von neuem; politische Gesichtspunkte und literarische wollten bedacht sein. Kühnheit und Zagheit lösten einander ab. Er beriet sich mit seinen Freunden, las ihnen das Ausgewählte vor, zur Probe, wie ein Anfänger.

Auch auf die Vorbereitung seines Äußeren achtete er. Wie ein Schauspieler oder junger Fant überlegte er Tracht und Frisur, erwog, ob die Hand, die das Manuskript zu halten bestimmt war, besser geschmückt sein sollte oder nackt. Auch nahm er Tränke und Mittel, um seine Stimme zu stärken und geschmeidig zu machen. Er wußte nicht, vor wem er mehr glänzen wollte, vor dem Kaiser, vor Lucia, vor den Römern und Griechen, vor den Literaten, seinen Freunden und Nebenbuhlern, vor den Juden, vor Justus oder vor Matthias.

Als dann die Stunde da war, fühlte er sich gut in Form und seiner Sache sicher. Sein Friseur und der Gesichtspfleger der Lucia hatten lange an seinem Kopf herumgearbeitet, er sah männlich aus und eindrucksvoll, seine Augen schauten heftig und doch gesammelt über seine Hörer. Alles war da, was in Rom Ansehen hatte, die Freunde des Kaisers, weil sie natürlich nicht fehlen durften, wenn ihr Herr erschien, seine Feinde, weil sie es für das Eingeständnis einer Niederlage hielten, daß der Kaiser der Vorlesung eines Schriftstellers beiwohnte in einem Raum, aus dem er die Büste dieses Schriftstellers verbannt hatte. Josef also sah sie alle, sah und erkannte sie, Lucia, der er sich tief verbunden fühlte, den Kaiser, seinen mächtigen Feind, den jungen, strahlenden Matthias, den er liebte, die Literaten, wartend auf jede Blöße, die er sich geben könnte. Er sah dieses ganze Meer von hellen und dunklen Gesichtern, er fühlte sich zuversichtlich, er freute sich darauf, diese alle sich, seinem Werk und seinem Glauben zu unterwerfen.

Er las zunächst Kapitel aus der frühen Geschichte seines Volkes, die wärmsten und stolzesten, die er hatte finden können. Er las gut, und was er las, war geeignet, ein unvoreingenommenes Publikum zu interessieren. Seine Hörer waren kaum voreingenommen, aber sie wagten nicht, sich zu äußern. Sie spürten alle, daß jede Äußerung, Zustimmen wie Mißfallen, gefährlich werden konnte, sie wußten, daß die Leute des Norban und des Messalin Augen und Ohren offenhielten und auf die Hände und Münder der Hörer genau achteten. Selbst die Claqueure des Regin hatten Anweisung, sich nicht hervorzuwagen, solange der Kaiser selber kein Zeichen gegeben habe.

Domitian aber gab kein Zeichen. Aufrecht saß er da, kaiserlich angetan, wenn auch nicht in großer Gala, die Arme eckig nach hinten, Ernst und Unbehagen ausströmend. Mit seinen vorgewölbten, etwas kurzsichtigen Augen starrte er bald auf Josef, bald gerade vor sich hin, bald auch schloß er die Augen, dann wieder hüstelte er, er hörte höflich zu, doch konnte es auch sehr wohl sein, daß er sich langweilte.

Der Kaiserin war die Haltung des Domitian ein Ärgernis. Sie betrachtete die Veranstaltung als ihre eigene Sache, und DDD wußte das. Sie wartete gespannt, ob er auch während des Fortgangs der Vorlesung in dieser Haltung verharren werde. In diesem späteren Teil nämlich wollte Josephus aus dem sechzehnten Buch seines Werkes lesen, einige Kapitel, die auf große und höchst spannende Art die Geschichte der Familie des Herodes darstellten. Schade, daß er leider nur den Beginn und die Verwicklung dieser Geschicke wird lesen können, die wirren und seltsamen Beziehungen des Judenkönigs zu seinen Söhnen, wie man diese seine Söhne bei ihm verleumdet und wie er sie festsetzen und vor Gericht stellen läßt. Den Ausgang der Geschichte aber wird er leider nicht lesen können, wie nämlich Herodes diese seine Söhne grausam hinrichtet. Denn wenn Josephus das läse, dann müßte das die Hörer peinlich erinnern daran, wie DDD die Prinzen Sabin und Clemens hat hinrichten lassen. Es war Lucia leid, daß also ihr Josephus das Beste fortlassen mußte, den Schluß seiner Erzählung und seine besonders wohlgeglückte Wertung des Königs Herodes.

Immerhin waren auch die Begebenheiten, die der Hinrichtung vorangingen, hinreißend erzählt, Josef las ausgezeichnet, man sah, wie ihn selber die Dinge, von denen er las, von neuem erregten, und Lucia merkte zu ihrer Genugtuung, mit welcher Anteilnahme man ihm folgte. Nicht aber änderte sich Gesicht und Haltung des Kaisers. Da hielt es Lucia nicht mehr, sie wollte nun nicht länger höfisch und wohlerzogen stumm bleiben. Als Josef einen mit besonderer Verve und dennoch sehr ruhig geschriebenen Absatz beendet hatte, klatschte sie und rief ihm mit ihrer lauten, klingenden Stimme Beifall zu. Einige stimmten ein, auch die Claqueure mühten sich. Doch die meisten schauten auf den Kaiser, und da dieser stumm blieb, blieben auch sie stumm und rührten sich nicht.

Josef hörte die Beifallsrufe, er sah das Gesicht Lucias und das liebevolle, bewundernde, glückliche seines Sohnes Matthias. Allein er sah auch das starre, kühle, ablehnende Gesicht des Kaisers, des Feindes. Er wußte, darauf kam es an und nur darauf, diese Miene in Bewegung zu setzen. Er erkannte, daß der Mann, der Feind, entschlossen war, seine Taktik des Schweigens fortzusetzen, sein Gesicht nicht in Bewegung bringen zu lassen und sein, des Josef, Werk dadurch für alle Zeiten zu begraben. Da faßte ihn ein maßloser Zorn, und er schwor sich: Ich werde es dennoch in Bewegung bringen, dieses Gesicht!

Und er hörte nicht da zu lesen auf, wo er sich’s vorgenommen hatte, sondern er sprach weiter. Mit Betretenheit zunächst, dann mit einer wachsenden Erregung, zusammengesetzt aus Schrecken über soviel Tollheit, Bewunderung für soviel Mut und wilder Spannung, was nun geschehen werde, hörten Lucia, Marull und Regin, hörten diejenigen, die des Josef Buch kannten, ihn seine Erzählung weiterlesen. Mit schönem Ausdruck, in wohlgemeißelten Sätzen, mit verbissener und empörter Ruhe berichtete er, wie der Judenkönig Herodes seine Söhne vor Gericht stellen und grausam hinrichten ließ.

Während er las, wußte er genau, daß es tollkühn war, dem Kaiser eine solche Geschichte in sein Antlitz hinein vor Tausenden von Zuhörern vorzulesen. Um sehr viel weniger gewagter Anspielungen willen war der Philosoph Dio vor Gericht gestellt, der Senator Priscus getötet worden. Allein während sich Josef dies alles sagte, war er gleichwohl höchst gesammelt bei seiner Sache und las wirksam und gelassen. Mit tiefer Befriedigung nahm er wahr, daß jetzt das starre Antlitz sich regte. Ja, es war an dem, des Kaisers Gesicht rötete sich, heftig sog er an der Oberlippe, seine Augen begannen dunkel zu blitzen. Es hob den Josef, ein schwindelnd beseligendes Gefühl trug ihn hoch, um so beglückender, da er wußte, er werde vielleicht im nächsten Augenblick jäh und grausig herunterstürzen. Und er las immer weiter, er las die großartige psychologische Wertung des Herodes, die Moral, die er seiner Darstellung angehängt hat. Vielleicht wird er es mit dem Leben bezahlen müssen, daß er das liest. Aber es ist ein Leben wert, diese Sätze, diesen seinen Glauben, dem römischen Kaiser, dem Feind, ins Gesicht zu sagen.

Immer deutlicher, während er las, wurde er sich bewußt, daß die Parallele zwischen seinem Herodes und diesem Domitian, der da vor ihm saß, nicht zu verkennen war. Bestimmt jetzt gab es unter diesen mehreren tausend atemlos Hörenden keinen, der nicht an die Prinzen Sabin und Clemens dachte.

Aber gerade darum las Josef weiter: »Wenn er sich von ihnen gefährdet fühlte, so wäre es wohl Vorsicht genug gewesen, sie gefangenzuhalten oder aus dem Reich zu verbannen, so daß er einen plötzlichen Überfall oder offene Gewalttätigkeit nicht hätte gewärtigen müssen. Sie aber aus Haß und Leidenschaft zu morden, ist das etwas anderes als tyrannische Grausamkeit? Daß der König die Ausführung seines Planes, die Hinrichtung, lange hinausgezögert hat, belastet ihn mehr, als daß es ihn entschuldigt. Denn daß sich jemand in der ersten Aufwallung zu grausamen Handlungen hinreißen läßt, ist zwar schrecklich, doch erklärlich. Wenn er aber eine solche Freveltat erst nach reiflicher Überlegung und nach öfterem Schwanken begeht, so kann das nicht anders gedeutet werden denn als Zeichen eines rohen, blutdürstigen Gemütes.«

Josef war zu Ende, er schwieg, seine eigene Kühnheit verschlug ihm den Atem. Es war in dem großen Saal so still, daß man das Knittern des Manuskriptes hörte, das er mechanisch rollte. Da, in das lautlose Schweigen hinein, tönte eine hohe Lache. Es war nicht einmal eine bösartige Lache, dennoch erschreckte sie alle, als wäre der Tod unter sie getreten. Ja, Domitian lachte, er lachte scharf, nicht sehr laut und auch nicht sehr lange, und mit seiner hohen Stimme, auch das nicht sehr laut, sagte er in das weite, tiefe Schweigen hinein: »Interessant, sehr interessant.«

Dieses Lachen aber reizte den Josef zum Äußersten. Da nun doch alles verloren war und da er sicherlich in seinem Leben keine weitere Rezitation wird veranstalten können, warum soll er dem hier versammelten Rom nicht auf großartige und jüdische Art zeigen, wie einer abgeht?

»Und zum Abschluß«, rief er in den totenstillen Saal, »lese ich Ihnen, mein Herr und Gott Domitian, und Ihnen, meine sehr ehrenwerten Gäste, eine Ode, die den Sinn meiner Universalgeschichte wiedergibt, die Gemütsverfassung, aus der heraus das Werk geschrieben ist, und die Weltanschauung, welche die Geschichte des jüdischen Volkes beherrscht. Es sind keine reinen Verse, sie sind gestammelt in einer Sprache, welche nicht die Muttersprache des Autors ist, aber ich denke, die Klarheit ihres Inhalts hat darunter nicht gelitten.« Und er sprach die Verse des Psalmes vom Mut, er verkündete:

»Darum sag ich:

Heil dem Manne, der den Tod auf sich nimmt, Sein Wort zu sagen, weil das Herz ihn drängt ... Darum sag ich:

Heil dem Manne, den du nicht zwingen kannst, Zu sagen, was nicht ist.«

Erstarrt hörten die Tausende, wie es der Jude wagte, Rom und seinem Kaiser ins Antlitz zu erklären, daß er es verneinte. Erstarrt schauten sie auf ihren Kaiser, der reglos zuhörte. Reglos saßen sie alle, als Josef geschlossen hatte, eine halbe Minute blieb die ganze Versammlung reglos, reglos der sehr blasse Josef auf seiner Bühne, reglos der Kaiser auf seinem erhöhten Sitz.

Dann, wieder in das ungeheure Schweigen hinein, klang die Stimme Domitians: »Was meinst du, Silen, mein Narr? Das ist eine Ode, für die du mir zuständig scheinst.« Und Silen, auf seine gewohnte Art den Kaiser nachahmend, die Arme eckig nach hinten, antwortete: »Interessant, was der Mann da oben gesagt hat, eine sehr interessante Auffassung.«

Dann, immer unter lautlosem Schweigen, wandte sich Domitian an die Kaiserin. »Sie stellten mir in Aussicht«, sagte er, »wenn ich der Rezitation unseres Juden Josephus beiwohnte, würde ich mancherlei Belehrung finden. Ich habe sie gefunden.« Und: »Kommen Sie mit, meine Lucia?« fragte er. Doch Lucia, die Stimme etwas gepreßt, erwiderte: »Nein, mein Herr und Gott Domitian, ich bleibe noch.« Der Kaiser aber grüßte sie zeremoniös, und, gefolgt von seinem Narren, durch die lautlos bis zur Erde sich neigenden Hörer ging er dem Ausgang zu.

Schnell leerte sich der Saal. Um Josef blieben nur seine Nächsten. Bald gingen auch diese. Zuerst Cajus Barzaarone, dann Marull, dann Johann von Gischala. Schließlich war Josef allein mit Lucia, Claudius Regin und Matthias.

Die Fülle und Straffheit des Willens, die Josef in sich hatte aufbringen müssen, um diese Stunde zu überstehen, war noch nicht verbraucht. Er hatte die Kraft, zu seinen Freunden gelassen, ja mit einem kleinen Lächeln zu sagen: »Und doch war es gut, daß wir die Rezitation veranstaltet haben.« Regin schaute nach dem leeren Platz, auf dem ehemals die Büste des Josef gestanden war. »Eine neue Büste werden Sie hier wohl kaum bekommen«, meinte er, »aber gelesen wird das Buch jetzt wohl werden.« — »Es war eine großartige Stunde«, sagte naiv Matthias. »Und daß die Leute dich nicht recht verstanden haben, macht nichts. Bei solchen Rezitationen«, sagte er altklug und sentenziös, »hat wohl immer nur das Sensationelle, Wohlfeile Erfolg.« — »Sensation hat es ja genug gegeben«, sagte Claudius Regin. Lucia aber sagte: »Ich weiß Mut zu schätzen. Aber was in aller Welt ist eigentlich über Sie gekommen, mein Josephus, daß Sie es plötzlich unternommen haben, allein gegen das ganze Römische Reich Attacke zu reiten?«

»Ich weiß selber nicht, was in mich gefahren ist«, sagte Josef. Seine künstliche Gespanntheit verschwand, müde sank er auf eine der Bänke, er war den Künsten des Gesichtspflegers zum Trotz auf einmal alt. »Ich war verrückt«, versuchte er den andern das Vorgefallene zu erklären. »Wie ich sah, daß der Mann sich vorgenommen hatte, weiter zu schweigen, wie ich sah, daß sie alle feig waren und daß keiner Ihnen zu folgen wagte, meine Lucia, sondern daß sie alle nur auf den Mann starrten, und wie ich den Hohn und die Feindschaft auf dem Gesicht des Mannes sah, da ist die Narrheit über mich gekommen. Ich war von Anfang an toll und vermessen, schon als ich die Idee dieser Rezitation faßte, schon als ich Sie bat, ihn zu laden, meine Lucia. Sie konnten es nicht wissen, meine Freunde, wie toll es war, aber ich hätte es wissen müssen. Ich hatte gewisse Begegnungen mit ihm, und ich hätte wissen müssen, daß es nur so kommen konnte. Ich hätte diese Vorlesung nicht unternehmen dürfen. Der ohnmächtige Zorn darüber, daß ich es doch getan hatte, hat mich verrückt gemacht.«

»Ich weiß nicht, was ihr alle wollt«, sagte unzufrieden mit seiner jungen, tiefen, unschuldigen Stimme Matthias. »Ich finde, es ist ein ungeheurer, für immer denkwürdiger Sieg, daß der Kaiser der Römer zu Flavius Josephus gekommen ist. Du sagst, mein Vater, er sei dein Gegner. Um so größer ist der Sieg. Der Kaiser, mit seinen hundert Millionen Römern hinter sich, betrachtet also den einzelnen Mann Josef Ben Matthias als einen Feind, den zu bestehen er sich selber aufmachen muß. Josef Ben Matthias aber fürchtet sich nicht und sagt ihm die Wahrheit. Ich finde, das ist ein gewaltiger Sieg.«

Innerlich lächelten, beinahe gerührt, die drei Erwachsenen über die ungeschickten Versuche des Jungen, seinen Vater zu trösten. Claudius Regin und Lucia erörterten, diesmal nicht unbesorgt, was nun Domitian wohl beschließen werde. Aber man konnte nichts voraussehen, man konnte nur warten. Es gab auch keinerlei Vorsichtsmaßnahmen, die man hätte treffen können. Es wäre sinnlos gewesen und hätte die Gefahr nur vermehrt, wenn etwa Josef versucht hätte, die Stadt zu verlassen. Josef, allein, erkannte sehr genau, daß das, was er getan hatte, dem gleichen Wahnsinn entsprungen war, der vor zehn Jahren die »Eiferer des Tages« in ihren sinnlosen Aufstand getrieben hatte. Doch was ihnen, diesen Jungen, Zwanzigjährigen, erlaubt war, ihm, dem Achtundfünfzigjährigen, war es nicht erlaubt. Und trotzdem, es war eine ehrenvolle Niederlage, eine Niederlage, die das Herz des Besiegten mit einem stolzen, hohen Schmerz erfüllte, eine Niederlage, hundertmal besser als jene schalen Siege der Vernunft, die ihm während der letzten Jahre das Herz so kahl und kalt gemacht hatten. Er war keineswegs zerknirscht, er war stolz auf seine Niederlage, und selbst die

Erwartung dessen, was da kommen mochte, beglückte ihn.

Übrigens brachte ihm seine Wahnsinnstat zunächst nur Freuden. Matthias schaute mit einer so bewundernden Liebe zu ihm auf, wie er’s nach einem noch so großen Erfolg nicht anders hätte tun können. Lucia schalt ihn zwar, doch in ihre Scheltworte mischte sich ein beinahe zärtliches Verständnis seines achtundfünfzigjährigen und noch so jung brennenden Herzens. Von den Juden gar, und diesmal von den Juden des ganzen Reichs, wurde Josef stürmisch gefeiert. Das Bedenken einiger Vorsichtiger ging unter in einer Ungeheuern Woge von Popularität. Josef, der dem judenfeindlichen Kaiser inmitten einer tausendköpfigen Menge die Wahrheit Jahves an den Kopf geworfen hatte, wurde zum größten Aufrührer der Epoche. Claudius Regin hatte recht gehabt, bald wurde die Universalgeschichte von noch mehr Menschen gelesen als seinerzeit der »Jüdische Krieg«.

Es war vornächst nicht Josef selber, dem aus jener denkwürdigen Vorlesung Übel erwuchs, sondern Matthias. Denn mit Ausnahme der ganz wenigen intimen Freunde Josefs schloß jetzt der Adel der Stadt Rom seine Türen vor Josef zu, und das bekam Matthias noch mehr zu spüren als der Vater.

Wie rasch des Matthias Glanz gerade in den Häusern der großen Welt verblaßt war, mußte er merken, als er das nächste Mal mit dem Mädchen Caecilia zusammenkam. Caecilia war ihm in den letzten Monaten mit sichtbar steigender Achtung begegnet, kein Wort mehr war gefallen vom rechten Tiberufer und von einer späteren Hausierertätigkeit des Matthias. Um so stärker jetzt kam der Rückschlag. Ihr Literaturlehrer hatte ihr in der Homerstunde erzählt von dem großen ägyptischjüdischen Homerinterpreten Apion. Bei dieser Gelegenheit war auch die Rede gewesen von den berühmten Büchern des Apion gegen die Juden, und einige der verächtlichsten und tückischsten Argumente dieses Apion hatte sich nun Caecilia zu eigen gemacht. Sich rötend, eifrig, brachte sie diese Argumente gegen Matthias an, sie verhöhnte ihn als Angehörigen eines rohen, schmutzigen, tierisch abergläubischen Stammes. Als Matthias dem Josef von diesem Disput erzählte, traf diesen die läppische Angelegenheit über Erwarten tief. Nicht nur verdroß ihn, daß er wieder einmal an einem Symptom zu sehen bekam, wie er durch seinen tollkühnen Streich auch die Laufbahn seines Sohnes behindert hatte, sondern noch mehr erregte ihn, daß er wieder einmal auf Apion stieß. Mit Grimm erinnerte er sich jener Stunde mit Phineas, da er diesen, den Lehrer seines Paulus, sinnlos angebellt hatte um der Argumente des Apion willen. Als ihm jetzt Matthias von den Worten des Mädchens Caecilia berichtete, machte ihm sein Haß diesen toten Apion plötzlich von neuem lebendig. Es war viele, viele Jahre her, daß er ihn gesehen hatte, er war sehr jung gewesen damals und Apion Rektor der Universität Alexandrien. Deutlich jetzt, als wäre es erst heute morgen gewesen, erinnerte sich Josef, wie der Mann dagestanden war, eitel, gebläht, bedeutungsvoll, in seinen weißen Schuhen, dem Kennzeichen der Judenfeinde von Alexandrien. Immer wieder während seines wechselvollen Lebens war Josef auf diesen Apion gestoßen, alle Feinde der Juden schöpften aus dem vergifteten Brunnen dieses Apion. Das Bild des geckenhaften, niederträchtigen, eingebildeten und höchst erfolgreichen Gegners, der mit seinem ebenso närrischen wie tückischen Gescheite die ganze Welt erfüllte, wurde Josef zum Gleichnis aller Judenfeindschaft überhaupt, ja zum Gleichnis aller triumphierenden Dummheit in der Welt, und wie dem Sokrates war ihm das Dumme mit dem Bösen identisch.

Im Arbeitszimmer seines neuen, hübschen, hellen Hauses ging er auf und nieder und setzte sich auseinander mit Apion, seinem Gegner, der das Maul so voll und den Schädel so leer hatte. Wie anders war dieser Josef, der jetzt, erfüllt von seinem Gotte, seine neue Arbeit vorbereitete, wie anders jener, der die Universalgeschichte geschrieben hatte. Vielleicht war das Ziel, das er sich mit der Universalgeschichte gesteckt, ein höheres gewesen, aber dieses Ziel war eben nur der Vernunftgläubigkeit eines Justus erreichbar. Er, Josef, hatte sich vermessen, als er es anstrebte. Ihm lag das nicht, und er hatte alles falsch gemacht. Jetzt hat er sich selbst erkannt, jetzt ist er weise geworden, jetzt gibt er keinen Strohhalm mehr für dieses erhabene Ziel. Er kehrt zurück zu dem Weg, von dem er ausgegangen. Er hat viele Jahre vertan, aber noch ist es nicht zu spät. Er ist von neuem jung geworden mit seinem Matthias.

Mit Erleichterung fühlte er die schwere Bürde der kritischen Verantwortung von sich abfallen, die beengende Pflicht, alle Gefühle zu sieben durch Vernunft. Er dachte an Justus, und siehe, nichts mehr war in ihm von dem beißenden Gefühl der Unterlegenheit, von dem liebenden Haß auf den Größeren. Nach keinem Richter wird er jetzt schielen, nach keiner Nachwelt. Er wird sich gehenlassen. Er wird schreiben, wie es ihm ums Herz ist, nicht objektiv, sondern mit Eifer und Zorn, mit dem ganzen Grimm, den seine Gegner verdienen, ihre Hoffart, ihre Leichtfertigkeit, ihre Dummheit. Er wird es ihnen geben, diesem toten Apion und denen vor und nach ihm, die ihren billigen Spott ausgegossen haben über das Hohe und Heilige, das ihnen Unerreichbare, über Jahve und sein Volk.

Und er setzte sich hin und schrieb sein Buch »Gegen Apion oder Über die alte Kultur der Juden«. Welch ein Wohlgefühl war es, aus der befreiten Brust das Lob des eigenen Volkes zu singen, ohne den schnürenden Panzer der Wissenschaftlichkeit. Nie in seinem Leben hatte Josef eine höhere Lust verspürt als in den zwei Wochen, da er, in *einem* Zug, die fünftausend Zeilen dieses Werkes niederschrieb. Er sah sie vor sich, die Weißbeschuhten, die Judenfeinde, diese vergriechten Ägypter, die Manetho und Apion. Groß und aufgeblasen standen sie da, und er hieb sie zusammen, sie und ihre Argumente, in Stücke und in Staub hieb er sie, bis nichts mehr von ihnen da war. Die Worte flogen ihm zu, daß er sich ihrer Fülle kaum erwehren konnte, und während er seine glänzenden Kapitel niederschrieb, dachte er an die ägyptische Griechin Dorion und an seinen Sohn Paulus, und es waren die Apion und Manetho, die ihm die beiden entfremdet hatten. Mit bitterem Witz machte er sich lustig über diese Griechlein, die Zwerge, die über nichts verfügten als über hübsche, leichte, lockere, elegante, zierliche Worte. Und er stellte ihnen entgegen die wahren Griechen, die großen Griechen, einen Plato und einen Pythagoras, welche die Juden kannten und schätzten; sonst hätten sie nicht Teile ihrer Lehre in ihre eigene aufgenommen.

Und nachdem Josef seine Gegner auf solche Art zerschmettert hatte, setzte er auf alle diese Nein ein großes, heftiges, glühendes Ja. Nichts mehr war da von seinem Weltbürgertum. Alles, was er während der Arbeit an der Universalgeschichte mühsam niedergedrückt hatte, seine ganze, maßlos stolze Liebe zu seinem Volk, ließ er nun einströmen in dieses Buch. Mit heißen Worten pries er den Adel seines Volkes. Es hatte Weisheit, Schrifttum, Gesetze, Geschichte gehabt, lange ehe die Griechen existierten. Es hatte einen großen Gesetzgeber gehabt, tausend Jahre vor Homer und dem Trojanischen Krieg. Keines Volkes Gottesverehrung war reiner als die der Juden, keines Volkes Liebe zur Gesittung tiefer, keines Volkes Schriften reicher. Einen Kanon haben wir zusammengestellt aus den Zehntausenden unserer Bücher, nur zweiundzwanzig haben wir auserlesen aus diesen Myriaden, und diese zweiundzwanzig Bücher haben wir zusammengefaßt zu *einem* Buch. Aber was für ein Buch ist das! Das Buch der Bücher! Und wir sind das Volk dieses Buches. Wie lieben wir es, wie lesen wir es, wie deuten wir es! Das Buch ist der Inhalt unseres Lebens, es ist unsere Seele und unser Staat. Unser Gott manifestiert sich nicht in einer Gestalt, er offenbart sich in Geist, in diesem Buch.

In kaum zwei Wochen hatte er das Werk vollendet. Nun aber, nach dem Hochgefühl des Schreibens, nach dem ungeheuern Rausch der Arbeit, ernüchterte er sich. Furcht überkam ihn, ob er seine Begeisterung so weit in Form habe gießen können, daß sie sich übertrug und andere mit fortriß. Schon war auch der Gedanke an Justus wieder da und das erkältende Gefühl, wie sich denn nun sein »Apion« ausnehme, wenn man ihn dem »Jüdischen Krieg« des Justus gegenüberstelle.

Zaghaft und gespannt brachte er das Buch dem Claudius Regin. Der war offenbar skeptisch infolge der raschen Fertigstellung des Werkes. Faul lag er auf dem Sofa und bat den Josef, ihm vorzulesen. Mit halbgeschlossenen Augen lag er da, nicht sehr geneigt, an das Werk zu glauben, und bald auch unterbrach er den Lesenden und sagte hänselnd: »Unserm Justus wird dieses Buch kaum gefallen.« Ähnliches hatte Josef selber gedacht, während er las, und es kostete ihn Überwindung, weiterzulesen. Allmählich aber packte ihn von neuem der Rausch, der ihn während des Schreibens hochgetragen hatte, und bald auch hatte Regin die Augen geöffnet, und bald auch richtete er sich hoch, und schließlich, nachdem Josef etwa eine halbe Stunde gelesen hatte, riß er ihm das Manuskript aus der Hand, und: »Sie lesen mir zu langsam, lassen Sie mich selber lesen«, sagte er, und während Josef still dasaß, las Regin still weiter, gierig, und: »Schon morgen müssen sich meine Schreiber daranmachen«, sagte er, und mit ungewohnt lebendigen Augen:

»Wenn die Juden Olympische Spiele hätten, dann müßten Sie ihnen dieses Buch vorlesen, wie seinerzeit Herodot den Griechen sein Geschichtswerk vorlas in Olympia.« Und das war ein so enthusiastisches Wort, wie es Claudius Regin seit Jahren nicht gesprochen hatte.

Und wie es dem Regin erging, so erging es allen ringsum. Lucia, ergriffen von der Wärme und Heftigkeit des Buches, erklärte: »Ich weiß nicht, ob alles stimmt, was Sie da vorbringen, mein Josephus, aber es hat den Klang der Wahrheit.« Matthias war hingerissen. Jetzt hatte er das Material, das er so bitter brauchte, um aufzukommen gegen Caecilia und ihren Apion. Jetzt wußte er, warum er so stolz war auf sein Volk, auf seinen Stamm, auf seinen Vater. Alle Welt, Freunde und Feinde, wurden gepackt von dem Buch, es wurde zu einem größern Erfolg, als ihn Josef je gehabt hatte. Unbestritten jetzt war Flavius Josephus der erste Schriftsteller der Epoche.

Es gab Stunden, da Josef dieser Erfolg schal vorkam. Er vermied es, den Justus zu sehen, aber manchmal, wenn er allein war, des Nachts vor allem, setzte er sich mit Justus auseinander. Er hörte den Hohn des Justus und er suchte sich zu rechtfertigen und er wies hin auf die Begeisterung der andern. Aber was nutzte ihm das? Er hatte seine Sendung verraten. Er wußte: Recht hatte Justus, und unrecht hatten diejenigen, die ihm zujubelten. Und er fühlte sich müde, müde der Erfolge und müde der Niederlagen.

Solcher Stunden aber hatte er nicht viele. Er hatte so lange nach Erfolg gedürstet, und nun freute er sich seines Erfolges. Er kostete es aus, daß die Juden, die ihn so lange verkannt und beschimpft hatten, nun sehen mußten, wer er war, ihr wirksamster Verteidiger. Er kostete es aus, daß seine römischen und griechischen Feinde den Elan seines Buches zu spüren bekamen. Auch war ihm der langentbehrte Ruhm eine neue, sehr willkommene Bestätigung vor Lucia und vor allem vor Matthias.

Auch Mara hatte den »Apion« gelesen. In ihren einfachen, naiven Worten schrieb sie ihm darüber, begeistert. Das war ein Buch, das sie ganz verstehen konnte, das war ein Buch nach ihrem Herzen. Ohne Übergang dann berichtete sie von dem Gute Be’er Simlai. Der Verwalter Theodor Bar Theodor war ein Mann von gutem Verstand und treuem Herzen, und er unterwies Daniel mit schönem Erfolg. Daniel war geeignet für die Landwirtschaft, alle fühlten sie sich wohl, obgleich man hier in Samaria und in der Nähe von Cäsarea inmitten von Heiden lebte, und die paar Juden machten es einem auch nicht leicht, sie schauten alles, was zu Josef gehörte, mit scheelen Augen an, vor allem um der Vergünstigungen willen, die ihm die Heiden einräumten. Aber vielleicht wird das jetzt nach dem

»Apion« besser werden. Für die Tochter Jalta habe sich ein Bewerber gemeldet, der ihr, der Mara, wohlgefalle. Er habe den Doktortitel von Jabne, sei aber trotzdem nicht stolz, sondern betreibe einfach und tüchtig das Gewerbe eines Silberschmiedes. Freilich arbeite er zumeist für Heiden, und sie wisse nicht recht, ob das ein Hinderungsgrund sei. Der Frühling sei ja nun da, und Josef werde sich jetzt wohl bald auf den Weg machen, um zu ihnen zu kommen, und dann werde er alles selber richten. Und für Daniel wäre es gut, wenn er wieder unter die Augen des Vaters käme, und sicher auch für Matthias, wenn er nicht zu lang in Rom bleibe. Auf der »Felix« hätten sie übrigens viel zu essen bekommen, aber Unbekömmliches. Josef möge sich vorsehen, daß er sich nicht verderbe.

Josef las, und er sah Mara vor sich, und er war erfüllt von einem warmen, zärtlichen Gefühl. Aber er dachte gar nicht daran, nach Judäa zu gehen. Jetzt mehr als je gehörte er hierher nach Rom. Jetzt, gerade nachdem er den »Apion« geschrieben. Er fühlte sich glücklich, und eben noch zur rechten Zeit war das Glück gekommen, zu einer Zeit, da er es noch genießen konnte, da er noch die Kraft des Genusses hatte. Und Rom war der rechte Rahmen, der einzige, dieses Glückes. Er fühlt sich jetzt berufen, nur mehr so zu schreiben, wie es ihm ums Herz ist, er ist auserkoren zum großen Lobredner und Verteidiger seines Volkes. Das aber kann er nur sein inmitten der feindlichen Hauptstadt.

Und soll er etwa Matthias allein lassen? Ihn fortnehmen aus Rom, ihn herausreißen aus dem Dienst der Lucia kann er nicht, das würde alle glänzenden Träume des Knaben, das würde den Knaben selber zerbrechen. Nein, er denkt gar nicht daran. Und sich von dem Knaben zu trennen, daran denkt er auch nicht. Das ist das Beste, was er hat, der Glanz, der von seinem Matthias ausgeht, die Liebe und die Bewunderung seines Sohnes. Wie liebt er ihn, diesen Sohn! Wie Jakob der Patriarch seinen Sohn Josef geliebt hat, abgöttisch, verbrecherisch, so liebt er ihn. Und wenn Jakob seinem Sohne den prunkenden Leibrock geschenkt hat, der den Neid und das Unglück herbeirief, er, Josef, versteht das. Er würde es genauso machen, seinen Matthias zu schmücken mit allem Lieblichen der Welt. Und wenn es Bedenkliche gibt, er hat doch recht daran getan, seinen Matthias hineinzustellen in den Glanz des Palatin. Wem geht nicht das Herz auf, wenn er den Jungen sieht? Der Palatin ist zu gering für ihn. Der Leibrock ist immer noch nicht prunkvoll genug. Übrigens ist seit dem »Apion« selbst Johann von Gischala verstummt und hat keine Bedenken mehr.

Dabei ist die Gefahr noch keineswegs vorbei, die er selber heraufbeschworen hat durch seine Kühnheit vor Domitian. Aber er nimmt sie leicht, diese Gefahr. Selbst wenn Domitian sich rächen sollte an dem Autor des »Jüdischen Kriegs«, der Universalgeschichte, des »Apion«, selbst wenn er ihm ans Leben gehen sollte, was dann? Durch ein solches Sterben würde Josef nur neues Zeugnis ablegen für Jahve und sein Volk, er würde so sein Buch besiegeln und sich und seinem Werk die Unsterblichkeit sichern.

Josef ging in Rom herum, glücklich, strahlend, wie ein älterer Bruder seines Matthias. Täglich war er auf dem Palatin, bei Lucia. Immer unentbehrlicher wurde ihm die Frau. Er spürte für sie eine Freundschaft, die untermischt war mit einem Begehren, das ihm, dem Wortgewandten, manchmal die Worte verwirrte und ihn verstummen machte. Sie sprachen nicht über ihre Beziehungen, die klare, offene Lucia ließ das, was zwischen ihnen war, so wenig Wort werden wie der wortgewandte Josef. Gerade diese mit vielen und wirren Dingen geladene Stummheit war das Beste und Reizvollste an ihrer Freundschaft.

Längst vergessene Gefühle und Gedanken wurden in ihm wach, wenn er so mit ihr zusammen war, Gedanken und Gefühle, wie er sie verspürt hatte, als er, ein sehr junger Mensch, sich in die Wüste zurückgezogen, um nur Gott und der Weisheit zu leben. Ihm war, als rechnete es ihm Gott als Verdienst an, wenn er sich der Lucia enthalte, ihm war, als wüchse ihm Kraft zu, wenn er sich der Lucia enthalte.

Einmal, während sie so beisammen saßen, sagte Lucia, ein seltsames Lächeln um die geschwungenen Lippen: »Mein Josephus, wenn er es wüßte.« — »Er würde toben«, antwortete Josef, »er würde toben und schweigen und mich einen martervollen Tod sterben lassen. Aber es wäre keine Marter, da es um Sie geschähe.« — »Ach«, lachte Lucia, »Sie denken an Wäuchlein. Ich habe nicht an ihn gedacht. Ich habe an Matthias gedacht.« Und plötzlich sehr ernst und ihn mit ihren weitauseinanderstehenden Augen nachdenklich anschauend, sagte sie: »Wissen Sie, mein Josephus, daß wir ihn betrügen, Ihren Sohn Matthias?«

Es war so, daß sich der Knabe Matthias, wie zahllose andere, in Lucia verliebt hatte. Ihre Offenheit, ihre Heiterkeit, die Fülle, aus der ihr Leben floß, die Unersättlichkeit, mit der sie Leben gab und nahm, faszinierte ihn. So wie sie zu sein, das war das Höchste, was ein Sterblicher erreichen konnte. Sie scherzte oft mit ihm, auf eine harmlose, vertrauliche Art, das band ihn noch enger an sie. Doch nahm sie ihn auch ernst, sie hörte auf seinen Rat. Er rechnete es ihr hoch an, daß sie auf seine Empfehlung in ihrer Villa an der Appischen Straße und auf ihrem Landsitz in Baaje Pfauengehege anlegte und die Leute zu Wärtern bestellte, die er sich von seinem Freunde Amphion, dem Pfauenwärter des Regin, hatte bezeichnen lassen. Er wußte nicht, wie er das Zarte, Tastende nennen sollte, was ihn an Lucia band. Es wäre ihm blasphemisch erschienen, es auch nur in Gedanken Liebe zu nennen, und er erschrak, als er etwas in sich aufsteigen spürte, das er schwerlich anders nennen konnte denn Begier. Sie zu begehren war so sinnlos vermessen, wie wenn ein römischer Junge die Göttin Venus begehrt hätte.

Das hinderte nicht, daß er manchmal seinen Vater beinahe beneidete um die Art, wie Lucia ihn anschaute und wie er sie anschauen durfte. Denn es war so, daß die beiden ihre Freundschaft zwar nicht offen zur Schau trugen, sich aber auch nicht ernstlich bemühten, sie zu verheimlichen. Matthias verbot sich jeden unehrerbietigen Gedanken gegen den Vater oder gegen

die Kaiserin, seine Herrin, aber tot waren solche dreisten Zweifel darum noch lange nicht. Er suchte ihrer Herr zu werden, indem er seine Bewunderung des Vaters noch steigerte. Wo auf dem Erdkreis gab es einen zweiten Mann, der einfach durch sein Wort die Herzen bewegte von Menschen aller Zonen, jeden Standes und jeder Art, der die einfachen bäurischen Juden Galiläas ebenso bewegte wie die feinen, lasterhaften Griechen und die große, ragende Frau, die Kaiserin?

Ihr aber, Lucia, war er doppelt dienstwillig gerade um der seltenen und sogleich verbannten Gedanken willen, mit denen er sie und seinen Vater verdächtigte.

## ZWEITES KAPITEL

un war er also fort, und sie bedauerte es nicht einmal sehr. Sie spürte in sich eine Leere, gewiß, aber wenn sie sich genau nachprüfte, sie bedauerte es nicht, daß er

N

jetzt fort war.

Die Hoffnungen, die sie an ihren Paulus geknüpft hat, haben sich nicht erfüllt. Er ist platt geworden und gewöhnlich. Die Erziehung des Phineas und ihre eigene hat nichts gefruchtet. Er ist hochmütig, ihr Paulus, aber es ist nicht jener ästhetisierende Hochmut ihres Vaters, des großen Malers Fabull, und es ist auch nicht der wilde, nervöse Hochmut des Josephus und nicht der spitze, herrische Hochmut, wie sie selber ihn gehabt hat. Nein, der Stolz ihres Sohnes Paulus ist nichts als der dumme, leere, brutale Nationalstolz der Römer, der Stolz, zu jenen zu gehören, die mit Blut und Eisen die Welt unterworfen haben.

Sanft und gleichmäßig schaukelte die Sänfte auf den Schultern der trainierten kappadokischen Träger. Dorion kam zurück vom zweiten Meilenstein der Appischen Straße, bis dahin hatte sie ihrem Sohne das Geleite gegeben. Ja, fast ohne Schwanken bewegte sich die Sänfte; sie hatte Vorrechte, der Vorläufer hielt den rostbraunen Schild mit dem goldenen Kranz hoch, und auch die rostbraunen Vorhänge der Sänfte zeigten den goldenen Kranz, das Zeichen, daß man der Sänfte ausweichen mußte, da sie zum Haushalt eines kaiserlichen Ministers gehörte. Doch der leichte Gang der Sänfte machte die Gedanken der Dame Dorion nicht angenehmer.

Jetzt also ist Paulus auf dem Weg zurück nach Judäa. Er hat es zu etwas gebracht, er hat sich als Soldat bewährt, er ist der Adjutant des Gouverneurs Falco, er hat mitzureden; seinem Stiefvater Annius, ihrem Mann, hat Paulus diesmal ganz besonders gefallen. Er wird Karriere machen. Er wird sich auszeichnen im nächsten Feldzug, er wird auch einmal, da er es so heftig wünscht und da er Energie hat, Gouverneur in Judäa werden und den Juden zeigen, was ein Römer ist. Und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß sich auch sein höchster Traum erfüllt und daß er einmal die Armeen des Reichs verwaltet wie jetzt Annius. Er ist sehr römisch, und die Zeit ist sehr römisch, und der Kaiser ist sehr römisch, und Annius liebt den ausgezeichneten Offizier Paulus; warum soll er schließlich nicht des Annius Nachfolger werden?

Und was wird sein, wenn er das alles erreicht hat? Er wird sich auf der Höhe des Lebens vorkommen. Und er wird glauben, auch sie, Dorion, sei bis ins Innerste befriedigt von dem, was er erreicht hat. Ach, wie wenig weiß er von ihr, ihr Sohn Paulus!

Mit Grimm denkt sie an die vulgären Ausbrüche des Judenhasses, zu denen er sich bei Tische hat hinreißen lassen, der ehemals so prinzliche Paulus. Seine wüsten und törichten Reden sind ihr doppelt zuwider gewesen, weil sie kurz vorher den »Apion« gelesen hatte. Sie hat geschwankt, ob sie’s tun solle, aber da alle Welt von dem Buche sprach, hat sie es getan. Und es erging ihr wie aller Welt, denn sie hat die Stimme des Josef gehört, während sie las, sie hat die Stimme nicht aus dem Ohr bekommen, und oft war ihr, als spräche er allein zu ihr durch dieses Buch. Sie war voll glühenden Zornes, während sie las, und sie war voll glühender Scham, und, warum soll sie sich’s nicht selber eingestehen, ein wenig auch hat sich in ihr gerührt von jenen alten, heftigen Gefühlen für den Mann, der aus diesem Buche mit solcher Hitze und mit solcher Wildheit zu ihr redete.

Mehrmals hat sie daran gedacht, dem Paulus das Buch zu geben. Sie wird sich immer wieder vorhalten, daß sie’s nicht getan hat. Aber sie ist froh, daß sie’s nicht getan hat. Denn durchaus möglich war es, daß er auch zum »Apion« nichts hätte vorbringen können als plattes, bösartiges Geschwätz, und das hätte sie schwer verwunden.

Das Leben ist voll von merkwürdigen Zufällen. Vielleicht wird sie, nachdem sie an Paulus eine solche Enttäuschung hat erleben müssen, um so mehr Freude an Junius haben, ihrem zweiten Sohn. Vorläufig freilich sieht es nicht so aus. Vorläufig sieht es aus, als werde er dem Vater nachgeraten, dem Annius, als werde er ein wackerer, lauter, selbstbewußter, sehr römischer junger Herr werden und sich gut in die Zeit fügen. Es geschieht oft, daß sie das nicht wahrhaben will, oft sieht sie allerlei hinein in ihren Junius. Aber jetzt, in der Sänfte heimkehrend vom zweiten Meilenstein an der Appischen Straße, scheint ihr auch da alles trüb und aussichtslos.

Von außen her durch die heruntergelassenen Vorhänge der Sänfte dringt der Lärm der Stadt Rom. Sie weichen ihrer Sänfte aus, die Bürger der großen Stadt, sie geben ihr Raum und Ehre. Sicher beneidet man sie. Ist sie nicht auch hoch hinaufgelangt, die Tochter des Malers, der sich verzehrte in niemals gesättigtem Ehrgeiz? Er hätte es genossen, das, was sie erreicht hat. Sie hat ihren erprobten Gatten, der sie liebt, den Kriegsminister Annius Bassus, fest in der Gunst des Kaisers seit so vielen Jahren. Sie hat ihre beiden, wie sagt man doch?, blühenden Söhne, wohlgeraten beide. Sie gehört zum Ersten Adel des Reichs, und ihre Söhne werden menschlicher Voraussicht nach erste Stellen des Reichs einnehmen. Was also will sie?

Vieles will sie, und wenn es ihr untertags gelingt, die bösen Gedanken zu vertreiben, ihre Nächte sind voll von Bitterkeit. Wo ist sie geblieben, die schmale Dorion von einst mit dem leichten, reinen Profil und dem zarten, hochfahrenden Gesicht? Wenn sie sich jetzt in den Spiegel schaut, dann sieht ihr eine dürre, säuerliche, unfrohe, alternde Frau entgegen, und es nützt ihr wenig, daß ihr wackerer Annius das nicht sehen will und an ihr hängt wie von je. In den Vierzig ist sie, das Alter ist da, und was hat sie vom Leben gehabt? Wie viel aber hätte sie haben können! Verpfuscht hat sie ihr Leben, auf frivole Art vertan hat sie es. Selber böswillig getrennt hat sie sich von dem einzigen Manne, zu dem sie gehört. Und wenn das Leben ihres Sohnes leer und gemein und niedrig geworden ist, dann trägt sie die Schuld, eben durch diese Trennung. Denn wenn sie bei dem Manne geblieben wäre, dann hätte sich auch Paulus bewährt, so wie er begonnen hat.

In letzter Zeit hat sie, ob sie es wollte oder nicht, viel gehört über ihren weiland Mann. Wohin immer sie kam, klang ihr sein Name entgegen. Sie hat gehört von der Abreise der Mara und der Kinder des Josef, und sie hat die Achseln gezuckt. Sie hat gehört von der Universalgeschichte, und sie hat sie gelesen, und sie hat die Achseln gezuckt und das Buch beiseite gelegt, und sie hat gehört, daß es die andern ebenso gemacht haben. Das ist ihr eine Genugtuung gewesen. Der Mann war ein guter Schriftsteller, solange er voll Leidenschaft war, solange er mit ihr zusammen war und sie begehrte, und seitdem sie sich von ihm getrennt hat, ist er ausgeschrieben. Sie hat dann gehört, daß er seinen Sohn auf den Palatin gebracht hat und in den Dienst der Lucia, und sie hat die Achseln gezuckt. Er ist immer ein Streber gewesen, dieser Josef, und da er mit seiner Literatur nicht mehr vorankommt, versucht er es mit Streberei. Mag er! Ihr war es recht, daß sie sein Bild mit einer Schicht leiser Verachtung und Gleichgültigkeit zudecken konnte. Und sie hat Weiteres über ihn gehört. Sie hat gehört, daß er eine Vorlesung veranstalten wollte, und merkwürdigerweise im Friedenstempel, und daß der Kaiser dieser Vorlesung beiwohnen wird. Um ein Haar wäre sie hingegangen. Aber sie überlegte, daß das Getuschel geben wird und daß es dem Annius nicht angenehm sein wird, und soviel lag ihr wirklich nicht mehr an Josef, daß sie das hätte auf sich nehmen wollen, um dabeizusein, wenn er sich eitel blähte. Und sie hat die Achseln gezuckt und ist nicht in den Friedenstempel gegangen.

Dann aber hat sie anderes gehört, und sie hat es brennend bereut, daß sie seiner Vorlesung nicht beiwohnte. Denn streberisch hat er sich nicht gezeigt bei dieser Vorlesung, das kann man wirklich nicht behaupten, ja eigentlich muß es großartig gewesen sein, wie er dem Kaiser seine Wahrheit und seine Anklagen ins Gesicht geschleudert hat, vor den dreitausend Zuhörern. Nein, feig ist er nicht, feig ist er ganz und gar nicht. Freilich, auch ihr Annius ist nicht feig, und ihr Paulus nicht. Sie stehen beide ihren Mann in der Schlacht. Aber die Tapferkeit des Josef ist doch wohl eine ganz andere Art von Mut, eine viel reizvollere. Ein wenig marktschreierisch, vielleicht, aber gleichwohl großartig. Wenn er diesen merkwürdigen, marktschreierischen, schamlosen und großartigen Mut nicht hätte, dann hätte er wohl auch damals die Geißelung nicht auf sich genommen, ihrethalb. Eine ganz feine Röte überwölkt ihr bräunliches Gesicht, wie sie daran denkt.

Sie will nicht länger daran denken, sie will nicht länger allein sein, sie will sich ablenken, sie will Menschen sehen. Sie ließ die Sänfte halten und die Vorhänge hochschlagen. Jetzt drang die Buntheit der Stadt auf sie ein, die Fülle der Gesichter, viele begrüßten sie, ab und zu ließ sie die Sänfte halten und sprach mit dem, mit jenem. Es glückte ihr, die bösen Gedanken zu übertäuben.

Zu Hause angekommen indes, fand sie einen Besucher vor, der sie zwang, sich noch mehr und dringlicher mit ihrer Vergangenheit und mit Josef abzugeben als bisher. Phineas wartete auf sie, der Grieche Phineas, der Lehrer ihres Paulus, Josefs Feind.

Er stand, als Dorion eintrat, vollendet ruhig da, sein großer, ungewöhnlich blasser Kopf schaute unbewegt über dem dürren Körper, er hielt die dünnen, langen Hände vollkommen ruhig. Doch Dorion wußte, mit wieviel Überwindung diese Ruhe erkauft war. Phineas hing an Paulus. Wiewohl er vergeblich viele Jahre besten Lebens daran gehängt hatte, seinen geliebten, prinzlichen Paulus zu einem rechten Griechen zu machen, wiewohl der Junge ihm entglitten und das geworden war, was der Grieche Phineas so tief verabscheute, ein rechter Römer: trotzdem hing Phineas weiter an dem Jungen. Als Paulus vor zwei Jahren in Rom gewesen, hatte sich Phineas heiß darum bemüht, ihn neu zu gewinnen, Menschliches schwingen zu machen zwischen seinem geliebten Schüler und sich selber. Doch Paulus hatte sich gesträubt, er hatte sich steif und verstockt gegeben und voll von unbeteiligter Freundlichkeit, und es hatte Dorion das Herz bewegt, wie würdig und ohne billige Ironie, wie in einem großen Sinne griechisch Phineas das hingenommen hatte. Diesmal nun, als Paulus nach Rom gekommen war, mit wie ängstlicher Spannung mußte Phineas ihm entgegensehen, wie mußte er darauf gewartet haben, daß Paulus zu ihm komme oder ihn rufe. Aber Paulus hatte den Unbequemen satt gehabt, er war gekommen und war gegangen, ohne daß sein Lehrer ihn hätte sehen dürfen.

Und da also stand nun Phineas und wartete brennend darauf, was sie ihm über Paulus zu berichten hätte. Aber er zeigte nichts von seiner Ungeduld, er machte Konversation, höflich sprach er von Gleichgültigem.

Dorion hatte Mitleid mit ihm. Sie waren bei aller Gehaltenheit ihres äußeren Verkehrs sehr vertraut, er wußte um ihre wirren Beziehungen zu Josef, die Enttäuschung über den abgeglittenen, fremdgewordenen, verplumpten Paulus band sie aneinander, und Phineas war wohl der einzige Mensch, der ganz begriffen hatte, wie wenig Dorion befriedigt war von ihrem eigenen glänzenden Leben und dem ihres glänzenden Sohnes.

Bald also begann sie, ohne eine Frage von ihm abzuwarten, selber von Paulus zu erzählen. Sie berichtete von ihren Gesprächen mit ihm, sachlich und ohne Wertung, sie klagte nicht, sie machte niemand Vorwürfe. Als sie aber zu Ende war, sagte sie: »Und schuld an alledem ist Josef«, und während ihre Haltung und ihre Stimme ruhig geblieben waren, flackerte in ihren meerfarbenen Augen unbeherrschte Wut auf.

»Mag sein«, antwortete Phineas, »mag sein auch nicht. Ich verstehe Flavius Josephus nicht; nicht, was er ist, nicht, was er tut, er ist mir fremd, unverstanden und unverständlich wie ein Tier. Und wenn ich einmal glaubte, seine Motive zu erkennen, so hat sich später immer wieder herausgestellt, daß alles ganz anders zusammenhing. Da haben wir uns zum Beispiel vor nicht langer Zeit gewundert über den Mut, mit dem der Mann dem Kaiser ins Gesicht seine frechen und aufrührerischen Überzeugungen bekannte. Was er tat und sagte, und wie er’s tat, das schien uns zwar lächerlich und gegen die Vernunft, aber wir haben den Mut anerkannt, der aus seinem absurden Verhalten sprach. Nun aber stellt sich heraus, daß unser Josephus für sein Heldenstück gar nicht die Tapferkeit benötigte, die wir ihm zugute hielten.«

Dorion schaute ihm mit ihren meerfarbenen Augen aufmerksam ins Gesicht. »Bitte, sprechen Sie weiter, mein Phineas!« forderte sie ihn auf. »Der Mann«, erklärte mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme Phineas, »benötigte nicht vielen Mutes deshalb, weil er einer sehr starken Rückendeckung sicher war, der mächtigsten Fürsprecherin auf dem Palatin.« — »Sie enttäuschen mich, mein Phineas«, antwortete Dorion.

»Erst tun Sie, als hätten Sie mir wunder was Neues zu berichten, und dann erzählen Sie mir bedeutend, daß Lucia für die Juden und insbesondere für Josephus etwas übrig hat. Wem war das neu? Und wieso wird dadurch der Mut unseres Josephus geringer? Ein freundliches Wort unserer Kaiserin ist kein starker Schild gegen gewisse Gefahren.«

»Ein freundliches Wort vielleicht nicht«, sagte Phineas, »wohl aber das Bewußtsein, daß die erste Dame des Reichs, eine Frau, ohne die der Kaiser nicht leben kann, ihr ganzes Sein dafür einsetzen würde, ihn, den Helden, in jeder Gefahr zu schützen.«

Nun war Dorion doch erblaßt. »Sie sind kein Schwätzer, mein Phineas«, sagte sie, »der den Klatsch des Palatin ungeprüft weitergibt. Sie werden sicher über Gründe und Beweise verfügen, wenn Sie so gefährliche Dinge herumtragen.« — »Ich trage nicht herum«, wies sie sanft Phineas zurecht, »ich erzähle Ihnen, Herrin Dorion. Und Gründe und Beweise?« Er lächelte, er setzte zu einer längeren Rede an. »Sie wissen, Herrin Dorion, daß ich nicht einverstanden bin mit sehr vielem, was unser Herr und Gott Domitian zu sagen und zu tun geruht. Ich bin vielmehr — ich habe vor Ihnen immer ohne Umschweife gesprochen — ein Staatsfeind im Sinne des Norban, ich verlange eine viel weitergehende Autonomie für Griechenland, ich gefährde den Bestand des Reichs, Sie und Annius Bassus dürften mich eigentlich nicht in Ihrem Hause dulden, und es wird sicher einmal ein schlechtes Ende mit mir nehmen. Es ist ein Wunder, daß mich der Kaiser noch nicht hat exekutieren oder zumindest an seine Grenzen hat verbannen lassen wie meinen großen Freund Dio von Prusa.« — »Sie sind geschwätzig«, sagte ungeduldig Dorion, »und Sie kommen vom Thema ab.« — »Ich bin geschwätzig«, antwortete ungekränkt Phineas, »wir Griechen sind es alle, wir haben Freude am schöngesetzten Wort. Aber vom Thema komme ich nicht ab. Da einige der mißvergnügten Senatoren meine Gesinnung genau kennen und wissen, daß ich ein Feind des Regimes bin, geben sie sich offen vor mir und schließen mich nicht aus, wenn sie über den Palatin abfällige Reden führen. Ich weiß also, daß Senator Proculus im vertrauten Kreis folgendes zum besten gegeben hat. Er habe jetzt dreimal Gelegenheit gehabt, den Juden Josephus im Gespräch mit der Kaiserin zu beobachten, wenn sich die Herrin Lucia und der Jude unbeobachtet glaubten. Er habe da gewisse Blicke wahrgenommen, halbe Wendungen, kleine Gesten, nichts weiter, und wisse nun doch, und zwar mit einer Gewißheit, die unumstößlicher sei, als wenn er einen Beischlaf mitangesehen hätte, daß es mehr sei als die Neigung zu einem talentierten Schriftsteller, was die Herrin Lucia mit diesem Manne verbindet. Nun kann man gegen Senator Proculus vieles vorbringen, er ist ein verbohrter Republikaner und stur römisch, aber *eines* muß man ihm lassen: er hat die praktische Psychologie, die vielen Römern eignet. Das ist alles, Herrin Dorion, und nun behaupten Sie noch einmal, ich hätte nicht zum Thema gesprochen.«

Dorion war immer tiefer erblaßt. Nie war sie auf Mara eifersüchtig gewesen, nie eifersüchtig auf eine der vielen Frauen, mit denen Josef geschlafen hatte. Aber daß Beziehungen sein sollten zwischen Lucia und Josef, wie sie dieser Senator Proculus wahrgenommen haben wollte, das verstörte ihr das Innere. Ihre Lebendigkeit war immer etwas erkünstelt gewesen, sie hatte sie aus allen Winkeln ihres Seins zusammenkratzen müssen. Jetzt hatte sie das ihr zugemessene Teil Vitalität verbraucht und war eine alte Frau, aber da Annius in ihr immer noch die frühere Dorion sah, hatte sie sich bis jetzt weismachen dürfen, auch Josef werde, wenn er an sie denke, immer noch an die frühere Dorion denken. Lucia aber war das, was Dorion gern hätte sein wollen, das wilde, strotzende Leben. Lucia ist, obwohl so anders geartet, eine vollendete Dorion, eine jüngere, bessere. Und Lucia ist schöner, Lucia ist lebendiger, Lucia ist die Kaiserin. Wenn es so ist, wie dieser Senator Proculus wahrgenommen haben will, dann wird Lucia den letzten Schatten der Dorion aus Josefs Herzen verdrängen. Dann bleibt nichts von Dorion in Josef.

Aber es ist eben nicht so. Das Ganze ist nichts als das Gerede eines mißvergnügten Senators, eines sturen Republikaners, den der Haß in jeder Maus einen Elefanten sehen macht, und der Haß des Phineas tut ein übriges dazu.

Und selbst wenn es wahr sein sollte, was dann? Liebt sie denn den Josef?

Natürlich liebt sie ihn. Und sie hat ihn immer geliebt. Und sie ist eine Närrin gewesen, daß sie sich von ihm getrennt hat.

Und jetzt hat sie den Annius an Stelle des Josef. Und Josef, der kluge, der Sohn des Glücks, hat Lucia eingetauscht gegen sie. Er war nicht einmal klug, er hat es nicht einmal gewollt, er hat nur sie gewollt, Dorion, aber sie hat ihn dazu gezwungen, sich Ersatz zu suchen, sie hat ihn der Lucia in die Arme getrieben. Aber nein. Das duldet sie nicht. Das darf nicht so bleiben.

Sie denkt nicht daran, beiseite zu stehen und zuzuschauen. Sie wird ihm diese Suppe versalzen.

»Und Domitian?« fragte sie unvermittelt.

Phineas richtete den Blick voll auf Dorion, ein böses, listiges, haßvolles, vertrauliches Flackern war darin. Daß sie so frage, hatte er gewollt. Sehr wohl hatte er zum Thema gesprochen, mit guter Kunst, dahin hatte er sie lenken wollen, in ihr sollte der Plan entstehen. Wie damals die Universität Jabne, so hatte er jetzt von neuem eine Stelle gefunden, an der er den Gegner verwunden konnte, viele Umwege freilich waren nötig, aber schwach war die Stelle, verwundbar war sie, und die Aussichten sind gut, daß er diesmal den Josephus, den Verhaßten, endlich treffen wird. »Ja, und Domitian«, erwiderte er also, »das eben ist die Frage: wie trägt es Domitian?« Dorion, ebenso langsam wie er, sagte, mit ihrer dünnen, schleppenden Stimme:

»Er ist sehr mißtrauisch. Er errät oft mehr, als da ist. Wie sollte er das, was ist, nicht entdeckt haben?« Phineas aber sagte:

»Wer kann in den Kaiser hineinschauen? Er ist noch schwerer durchschaubar als der Jude Josephus.« — »Es ist merkwürdig«, grübelte Dorion weiter, »daß er den Josef nach jener Rezitation unbehelligt gelassen hat. Vielleicht sind hier Zusammenhänge. Vielleicht weiß DDD etwas und will es nicht zur Kenntnis nehmen.«

Und Phineas gab zu erwägen: »Vielleicht könnte man den Kaiser zwingen, davon Kenntnis zu nehmen, daß seine Frau auf ärgerniserregende Art befreundet ist mit dem Juden Josephus.«

Dorion aber, und jetzt war in ihren meerfarbenen Augen das gleiche, leise böse Flackern wie in den seinen, erwiderte: »Auf alle Fälle danke ich Ihnen, mein Phineas. Ihr geschwätziger Bericht war doch nicht so weit vom Thema ab, wie ich ursprünglich glaubte.«

Von da an wurde das Getuschel, das in Rom über die Beziehungen der Kaiserin zu dem Juden umging, immer lauter, bald konnte man es auf allen Straßen hören.

Norban, in der Erinnerung an den Zorn des Kaisers, als er ihm den Witz des Aelius über sie berichtet hatte, beriet mit Messalin, ob man DDD von dem Gerede informieren solle.

»Lucia ist in Bajae«, überlegte Messalin, »der Jude Josephus hat mehrere Wochen in Bajae verbracht. Ich sehe keinen Grund, DDD das zu verschweigen.« — »DDD wird sich darüber wundern, daß man es ihm berichtet. Es ist auch nicht verwunderlich und will gar nichts besagen, wenn der Jude Josephus in der Nähe seines Sohnes sein will, in Bajae. DDD wird es grotesk finden, daß jemand dabei auf anstößige Gedanken kommen kann.« — »Es ist auch grotesk«, gab der Blinde mit seiner sanften Stimme zu. »Dennoch wäre es vielleicht angebracht, DDD darüber zu informieren, daß die Kaiserin an dem Juden und seinem Sohn einen Anteil nimmt, der Ärgernis erregt.« — »Das wäre angebracht«, erwiderte Norban, »aber es ist ein heikles Geschäft. Würden Sie es übernehmen, mein Messalin? Sie würden sich ein Verdienst um das Römische Reich erwerben.« — »DDD muß von selber daraufkommen«, regte Messalin an. »Es scheint mir zu Ihrem Amtsbereich zu gehören, mein Norban, zu bewirken, daß DDD von selber daraufkommt.« — »Und selbst wenn er auf solche Gedanken käme«, erwog Norban, »Lucia brauchte nur zu lachen, und diese Gedanken verschwänden, und übrig blieben höchstens gefährliche Gefühle gegen jenen Mann, der ihn auf solche Gedanken gebracht hat.« — »Es ist nicht gut«, sagte sentenziös Messalin, »daß der Herr und Gott Domitian so eng und tief an einer Frau hängt. Sie sollten es vielleicht doch wagen, mein Norban, ihn auf die erwähnten Gedanken zu stoßen. Es gehört nun einmal zu Ihrem Amtsbereich, und Sie würden sich ein Verdienst um den Staat erwerben.«

Norban dachte lange über diese Unterredung nach. Er war dem Kaiser sehr freund, er war ihm treu, er hielt ihn für den größten Römer, und er haßte Lucia aus vielen Gründen. Er spürte genau, daß ihre Art höher war als die seine, und die freundlich unbeteiligte Manier, wie sie ihn gelegentlich aufzog, erbitterte ihn tief. Viel lieber wäre ihm gewesen, sie hätte ihn gehaßt und bei DDD gegen ihn gearbeitet. Auch kränkte es ihn, daß sie, die der Herr und Gott Domitian seiner Liebe würdigte, diese Liebe offenbar nicht recht schätzte. Er war des ehrlichen Glaubens, daß ihr Einfluß Kaiser und Reich schade. Daß sie sich gar mit dem Juden abgab, verkleinerte DDD, es war seinem Ansehen abträglich, und überdies war es Lucia wohl zuzutrauen, daß sie mit dem Juden schlief.

Was aber konnte er, Norban, dagegen unternehmen? Messalin hatte leicht sagen: »Stoßen Sie den Kaiser darauf!« Wie war das zu machen? Was konnte Norban unternehmen, was den Kaiser dahin hätte bringen können, endlich gegen den Juden und gegen die Frau einzuschreiten?

Während er sich mit solchen Gedanken abquälte, fand er eines Tages in seinem Einlauf ein vertrauliches Schreiben des Falco, Gouverneurs von Judäa, über die Zustände der Provinz. In diesem Schreiben teilte der Gouverneur unter anderem mit, er habe in seinem Archiv eine Liste vorgefunden, auf der sogenannte Abkömmlinge des Königs David verzeichnet seien. Man habe seinerzeit in Rom seinen Vorgängern ans Herz gelegt, auf diese Leute besonders zu achten, in den letzten Jahren aber scheine die Angelegenheit in Vergessenheit geraten zu sein. Er habe nun neue Nachforschungen angestellt und ermittelt, daß von diesen Abkömmlingen des alten Königs, soweit sie sich in Judäa befänden, jetzt nur mehr zwei am Leben seien, ein gewisser Jakob und ein gewisser Michael. In letzter Zeit sei um diese beiden, die sich übrigens nicht Juden, sondern Christen oder Minäer nennten, wieder mehr Gewese und Betrieb. Er selber habe deshalb die beiden festnehmen lassen, und da er es für gut erachte, wenn sie zumindest für eine Weile außer Landes seien, habe er sie aufs Schiff nach Italien bringen lassen, damit man sie sich auf dem Palatin genauer anschaue und über sie verfüge. Die sogenannten Davidssprößlinge Jakob und Michael befänden sich also auf dem Weg nach Rom.

Als Norban dieses Schreiben des Gouverneurs Falco las, sah er deutlich vor sich den zierlichen Sommerpavillon des Parks von Alba und davor die schweren Gestalten der Doktoren von Jabne, und jäh dachte er daran, daß ja auch der Jude Josephus nach wie vor ein sogenannter Davidssproß sei und daß somit nach dem Glauben der Juden sowohl er wie sein Sohn Matthias Anwartschaft hätten auf die Herrschaft über den Erdkreis. Mit einemmal erschien ihm der Psalm vom Mut, den Josephus in höchster Frechheit dem Kaiser ins Gesicht aufgesagt hatte, in ganz anderem, viel gefährlicherem Licht; auch des Josephus und seines Sohnes Freundschaft mit Lucia gewann auf einmal eine sehr andere, viel bedrohlichere Bedeutung. Es war eine Kampfansage an den Kaiser und an das Reich. Des Norban breites, viereckiges Gesicht verzog sich in einem Lächeln, das seine großen, gesunden, gelben Zähne freilegte. Er sah den Weg, wie er, ohne sich selber zu gefährden, seinen Herrn auf die Gefahr hinweisen könnte, die aus den Beziehungen des Josephus zu Lucia erwuchs. Erinnert an den jüdischen Aberglauben von den Davidssprossen und vom Messias, wird der Kaiser seine Gedanken bestimmt die gleiche Richtung nehmen lassen, wie er selber es getan. Notwendig wird sich bei der Erwähnung oder gar beim Anblick der beiden Davidssprossen Jakob und Michael auch DDD daran erinnern, daß Josephus und sein Sohn die gleiche Eigenschaft haben, und notwendig dann wird auch der umsichtige, mißtrauische DDD gründlich nachdenken über den Juden Josephus, seinen Sohn und die Beziehungen dieser beiden zu Lucia.

Er sandte einen Kurier nach Alba, ob der Herr und Gott Domitian die Gnade haben werde, ihn in den nächsten Tagen vor sein Angesicht zu lassen.

Der Herr und Gott Domitian verbrachte jetzt wieder den größten Teil seiner Zeit in Alba und allein. Es war ein schöner Frühsommer, aber er hatte keine Freude daran. Er lag in seinen Treibhäusern herum, er stand vor den Käfigen seiner wilden Tiere, aber er wurde sich der künstlich gereiften Früchte ebensowenig bewußt wie des Panthers, der ihn aus dem Winkel seines Käfigs schläfrig anblinzelte. Er zwang sich zur Arbeit, doch seine Gedanken glitten ab. Er befahl seine Räte zu sich, er hörte ihre Ausführungen nur mit halbem Ohr und später überhaupt nicht. Er befahl Frauen zu sich und ließ sie gehen, wie sie gekommen waren.

Er hat die Frechheit des Juden Josephus nicht vergessen, und er denkt natürlich nicht daran, ihm sein Verbrechen hingehen zu lassen. Aber die Strafe will bedacht sein. Denn das Ungeheuerliche, daß der Jude ihm und seiner Welt und seinen Göttern offen vor aller Ohren den Krieg angesagt hat, das hat er nicht etwa nur dem Trieb der eigenen Brust folgend getan, sondern als Sendung seines Gottes. Und auch daß Lucia ihn beschwatzt hat, jener Rezitation der Ode vom Mut beizuwohnen, geschah nicht aus einfacher böser Lust, sondern auch hinter ihr stand, wahrscheinlich ihr unbewußt, sein schlimmer Feind, der Gott Jahve. Es ist merkwürdig und beschäftigt den Kaiser auch jenseits seines persönlichen Interesses an Lucia, daß es Jahve geglückt ist, diese Frau auf seine Seite zu bringen und dem Jupiter abzuwenden, dem sie doch durch ihre Geburt zugehört. Er ist ein überaus verschlagener Gott, dieser Jahve, und Domitian muß jeden seiner Schritte mit größter Vorsicht bedenken.

Ab lehnt er von vornherein jeden Verdacht, daß es sich bei den Beziehungen zwischen Lucia und dem Juden um eine Bettfreundschaft handeln könnte. Ginge es um fleischliche Lust, dann würden die beiden ihre Beziehungen verstecken. Statt dessen hat der Jude, offenbar verblendet durch seinen Gott, ihm vor ganz Rom und unter dem Beifall der Kaiserin den Streit verkündet.

Das einfachste wäre natürlich, sie allesamt zu zertreten, den Juden Josephus und seine Frucht, den Knaben Matthias, und Lucia dazu. Aber Domitian weiß leider sehr gut, daß diese einfachen Mittel keineswegs so radikal wirken, wie man glauben sollte. Es haben sich zu viele von dem Gift des jüdischen Wahnwitzes anstecken lassen, und der Tod einiger Angesteckter schreckt die andern nicht, sondern macht sie nur noch gieriger nach dem Gift. Irrwahn wird, wenn Menschen dafür sterben, nicht bitter, sondern süß.

Wie rottet er die östliche Tollheit aus? Jedes Mittel ist ihm recht, List, Liebe, Drohung. Doch wo findet er ein Mittel? Er findet keines.

Er sammelt sich, er betritt seine Hauskapelle, er wendet sich um Rat an seine Göttin, an die Göttin der Klarheit, an Minerva.

Er schmeichelt ihr, droht ihr, schmeichelt ihr von neuem. Versenkt sich in sie. Mit seinen großen, vorgewölbten, kurzsichtigen Augen starrt er in die großen, runden Eulenaugen der Göttin. Doch sie läßt sich nicht zwingen, sie steht ihm nicht Rede, stumm und dunkel mit ihren Tieraugen schaut sie ihn an. Er aber fleht von neuem, nimmt alle Kraft zusammen, beschwört sie. Und zuletzt gelingt es ihm doch, er reißt das Wort aus ihr heraus, sie tut den Mund auf, sie spricht. »Oh, mein Domitian«, sagte sie, »mein Bruder, mein Liebster, mein Schützling, warum zwingst du mich, daß ich dir spreche? Denn mein liebes Herz schmerzt mich, daß ich dir sagen muß, was ich dir nicht sagen möchte. Aber Jupiter und die Schicksale haben es mir befohlen. Höre also und bleibe mutig. Ich muß fort von dir, ich darf dir nicht länger raten, mein Bild hier in deiner Hauskapelle wird eine leere Hülle sein und ohne Leben. Oh, wie bin ich traurig, Domitian, mein sehr geliebter! Aber ich muß dir fernbleiben fortan, ich darf dich nicht länger beschützen.«

Die Knie wurden Domitian weich, der Atem setzte ihm aus, sein ganzer Körper schwamm in kaltem Schweiß, er mußte sich an die Wand lehnen. Er sagte sich, es sei nicht die Stimme seiner Minerva gewesen, sein Feind, der Gott Jahve, habe aus ihrem Bild gesprochen, trügerisch, um ihn zu ängstigen. Ein Tagtraum sei es gewesen, eines jener falschen Gesichte, wie sie so häufig sind im Lande Jahves und von denen ihm sein Soldat Annius Bassus erzählt hat. Doch diese Tröstungen nützten nichts, die blasse, kalte Furcht blieb.

Seine Feindschaft gegen die Menschen und sein Mißtrauen wuchsen. Er gab seinem Hofmarschall und seinem Gardepräfekten Order, den Zugang zu ihm mit allen Mitteln zu erschweren und einen jeden, der das Palais betrat, noch schärfer nach Waffen untersuchen zu lassen. Und er beauftragte seine Architekten, auf dem Palatin sowohl wie in Alba die Wohnund Empfangsräume mit einem spiegelnden Metall zu verkleiden, so daß er, wo immer er stand, ging oder lag, jeden wahrnehmen könne, der ihm nahe.

So also hatte der Kaiser seine Tage in Alba verbracht, als ihn der Polizeiminister aufsuchte. Er freute sich, Norban zu sehen.

Er freute sich darauf, aus der Welt seiner Träume hinaufzutauchen in die Welt der Tatsachen. Neugierig und wohlwollend, ja mit einer gewissen Zärtlichkeit, schaute er seinem Norban in das treue, brutale und verschlagene Gesicht und hatte wie immer seine Freude daran, die modischen Locken des tiefschwarzen, dicken Haares unordentlich und etwas grotesk in die Stirn des vierschrötigen Antlitzes fallen zu sehen.

»Also«, forderte er ihn auf und setzte sich bequem zurecht, »und jetzt lassen Sie mich ausführlich hören, was es in Rom Neues gibt!« Das tat denn auch Norban, er erstattete eingehenden Bericht über die letzten Ereignisse in Stadt und Reich, und seine kräftige, feste Stimme war wirklich dazu angetan, die wüsten Träume des Kaisers zu verscheuchen und ihn zurückzuführen in die nüchterne Wirklichkeit.

»Und was hören wir aus Bajae?« fragte nach einer Weile der Kaiser. Norban hatte sich vorgenommen, über Lucia, Josephus und Matthias so wenig wie möglich zu sprechen, der Kaiser sollte von alleine auf die Zusammenhänge kommen.

»Aus Bajae?« wiederholte er behutsam. »Die Kaiserin fühlt sich dort wohl, soweit ich unterrichtet bin. Sie treibt viel Sport, sie schwimmt, wiewohl es noch so früh im Jahr ist, sie veranstaltet Ruderrennen in der Bucht, sie hat viele Menschen um sich, Menschen jeder Art, sie beschäftigt sich mit Büchern.« Er machte eine ganz kleine Pause, dann aber konnte er sich doch nicht enthalten, hinzuzufügen: »Sie hat sich zum Beispiel von dem Juden Josephus aus seinem neuen Buch vorlesen lassen, das, wie meine Herren mir berichten, eine glühende Verteidigung des jüdischen Aberglaubens ist, ohne indes die erlaubte Grenze zu überschreiten.« — »Ja«, erwiderte der Kaiser, »es ist ein heftiges und sehr vaterländisches Buch. Wenn sich mein Jude Josephus so unverstellt zeigt, ist er mir lieber, als wenn er seine römisch-griechisch-jüdische Mischmaschweisheit verkündigt. Im übrigen«, erwog er weiter, genau wie seinerzeit Norban selber, »ist es nicht weiter verwunderlich, wenn sich mein Jude Josephus in Bajae aufhält, da die Kaiserin seinen Sohn in ihr Gefolge aufgenommen hat.« Und da Norban schwieg, setzte er hinzu: »Sie ist sehr zufrieden mit diesem jungen Sohne des Josephus, höre ich.« Norban hätte gern über Josephus und seinen jungen Sohn allerlei geäußert, aber er hatte sich nun einmal vorgesetzt, es nicht zu tun, und blieb seinem Vorsatz treu. Er schwieg.

»Und was sonst?« fragte Domitian. »Eigentlich nichts mehr«, antwortete Norban. »Höchstens noch dies, daß ich dem Herrn und Gott Domitian einen kleinen, amüsanten Zeitvertreib vorschlagen könnte. Vielleicht erinnert sich Eure Majestät daran, daß wir einmal in einer erheiternden Zusammenkunft mit einigen jüdischen Doktoren festgestellt haben, die Juden sähen in den Nachkommen eines gewissen Königs David Anwärter auf den Thron des Erdkreises. Wir haben seinerzeit die Liste dieser Prätendenten aufgestellt.« — »Ich erinnere mich«, nickte der Kaiser. »Nun berichtet mir Gouverneur Falco«, fuhr Norban fort, »daß in seiner Provinz Judäa noch zwei dieser Davidssprößlinge existieren. Es war in letzter Zeit Gerede und Gewese um diese beiden. Daraufhin hat sie Falco nach Rom geschickt, damit wir über sie befänden. Ich wollte nun den Herrn und Gott Domitian fragen, ob er sich nicht vielleicht den Spaß machen will, sich diese beiden Anwärter auf die Weltherrschaft zu beschauen. Es handelt sich um einen gewissen Jakob und um einen gewissen Michael.«

Genau wie es Norban beabsichtigt und vorausgesehen hatte, weckte dieser Vorschlag in der Seele des Domitian zahllose Gedanken, Schlüsse, Wünsche, Ängste, die darauf gewartet hatten, erweckt zu werden. Domitian hatte es wirklich vergessen, daß der gefürchtete und verachtete Jude Josephus und sein Sohn für eine Reihe von Leuten als Nachkommen eines Königs ihm selber gleichgestellt waren. Jetzt aber, da Norban die Erinnerung an jenes merkwürdige Gespräch mit den Doktoren und seine Folgen wieder aufgefrischt hatte, stand ihm diese Vorstellung, daß ja dieser Josephus und sein Sohn Prätendenten waren, Nebenbuhler, ungeheuer lebendig wieder auf. So lächerlich die Ansprüche dieser Leute waren, sie waren deshalb nicht weniger in der Welt und nicht weniger gefährlich. Und es war klar, daß diese Davidssprossen gerade jetzt die Zeit für gekommen hielten, ihre Ansprüche neu anzumelden. Durch diesen Anspruch auch, das ging ihm bei dem Bericht des Norban auf, durch diese seine vorgebliche Abstammung von den alten östlichen Königen, hatte er offenbar die Phantasie Lucias angezogen, durch diese Behauptung hatte er’s erwirkt, daß sie seinen jungen, lächerlichen Sohn in ihren Dienst nahm. Und so auch, pochend auf sein Recht als Königssproß, hatte er es gewagt, ihm seine Verse vom Mut ins Gesicht zu schleudern. Er, Domitian, hatte also recht gehabt, wenn er hinter dem allem seinen großen Feind vermutete, den Gott Jahve.

Keine fünf Sekunden indes dauerten diese Erwägungen. Des Kaisers Gesicht freilich hatte sich gerötet wie immer, wenn er in Erregung und Wirrnis war, aber seine Haltung zeigte nichts von dieser Erregung. »Das ist ein guter Vorschlag«, erklärte er munter, und: »Schön«, sagte er, »führ mir die Leute vor, mein Norban! Und recht bald!«

Schon in der nächsten Woche also wurden die Davidssprossen Jakob und Michael nach Alba gebracht.

Ein Feldwebel der Leibgarde führte sie in einen kleinen, prunkvollen Saal. Da standen sie, breit, derb und unbeholfen, inmitten des kostbaren Rahmens. Es waren bäurisch aussehende Männer, um die Leiber geschlagen hatten sie die langen, grobstoffigen Kleider Galiläas, sie trugen große Bärte um ihre stillen Gesichter, Michael mochte achtundvierzig, Jakob fünfundvierzig Jahre alt sein. Sie sprachen wenig, die fremde Umgebung schien ihnen Unbehagen, doch keine Angst einzuflößen.

Der Kaiser kam herein, steifen Schrittes, gefolgt von Norban und einigen Herren, auch einem Dolmetsch, denn die beiden Männer sprachen nur aramäisch. Als der Kaiser eintrat, sagten sie etwas in ihrem Kauderwelsch. Domitian fragte, was sie gesagt hätten; der Dolmetsch erklärte, es sei eine Begrüßung. Ob es eine ehrfürchtige Begrüßung gewesen sei, fragte Domitian; der Dolmetsch, etwas zögernd, erwiderte, es sei eine Begrüßung gewesen, wie sie zwischen Gleichgestellten üblich sei. »Hm, hm!« sagte der Kaiser. Er ging um die Männer herum. Es waren gewöhnliche Männer, Bauern, grob von Gliedern und von Gesichtern wie Bauern; sie rochen auch wie Bauern, wiewohl man sie, bevor man sie vor ihn ließ, bestimmt gewaschen hatte.

Domitian, mit seiner hohen, schrillen Stimme, fragte: »Ihr seid also vom Stamme eures Königs David?« — »Ja«, erwiderte schlicht Michael, und Jakob erklärte: »Wir sind verwandt mit dem Messias, wir sind Urgroßneffen.« Domitian, nachdem ihm der Dolmetsch das übersetzt hatte, schaute sie aus seinen vorgewölbten, kurzsichtigen Augen verständnislos an. »Was meinen sie jetzt, diese Männer?« wandte er sich an Norban.

»Wenn diese späte Verwandte des Messias sind, dann nehmen sie doch offenbar an, daß der Messias schon lange dagewesen sei«, und: »Fragen Sie die!« befahl er dem Dolmetsch.

»Was heißt das, ihr seid Urgroßneffen des Messias?« fragte der Dolmetsch. Michael erklärte geduldig: »Der Messias hieß mit Namen Josua Ben Josef und starb am Kreuz um der Erlösung des Menschengeschlechtes willen. Er war der Menschensohn. Er hatte einen Bruder namens Juda. Von diesem Bruder stammen wir ab.« — »Können Sie folgen, meine Herren?« wandte sich Domitian an seine Umgebung. »Mir scheint das etwas wirr. Fragen Sie sie«, befahl er, »ob also das Reich des Messias schon da ist!« — »Es ist da, und es ist nicht da«, erklärte Jakob. »Josua Ben Josef aus Nazareth ist am Kreuz gestorben und wieder auferstanden, da hat es begonnen. Er wird aber noch einmal auferstehen, und dann erst wird er sich in seiner ganzen Glorie zeigen, richten über die Lebendigen und die Toten und einen jeden behandeln nach seinem Verdienst.« — »Interessant«, meinte der Kaiser, »sehr interessant. Und wann wird das sein?« — »Das wird am Ende der Zeiten sein, beim Jüngsten Gericht«, erklärte Michael.

»Eine sehr präzise Zeitangabe ist das nicht«, kommentierte der Kaiser, »aber ich denke, der Mann will sagen, es werde noch eine Weile dauern. Und wer wird herrschen in diesem Reiche des Messias?« fragte er weiter. »Der Messias natürlich«, antwortete Jakob. »Welcher Messias«, fragte der Kaiser, »der tote?« — »Der auferstandene, gewiß«, erwiderte Michael. »Und wird er Gouverneure einsetzen«, fragte Domitian, »Stellvertreter? Und wen wird er da berufen? Seine Verwandten doch wohl in erster Linie. Sagt mir, welcher Art wird seine Herrschaft sein?« — »Von Gouverneuren wissen wir nichts«, erklärte ablehnend Jakob, und Michael beharrte: »Es wird keine irdische, sondern eine himmlische Herrschaft sein.« — »Das sind plumpe Träumer«, meinte der Kaiser, »mit denen man nicht reden kann. Und ihr seid also aus dem Stamme David?« vergewisserte er sich noch einmal. »Wir sind es«, erwiderte Jakob.

»Wieviel Steuern habt ihr zu zahlen?« erkundigte sich der Kaiser. »Wir haben einen kleinen Hof, er hat neununddreißig Plethren«, gab Michael Auskunft. »Von den Einkünften dieses Besitzes leben wir. Wir bebauen ihn mit zwei Knechten und einer Magd. Dein Steuereinnehmer hat den Wert des Besitzes auf neuntausend Denare geschätzt.« Domitian überlegte:

»Hohe Revenuen sind das nicht für die Abkömmlinge eines großen Königs und die Anwärter auf Königreiche und Provinzen. Zeigt mir eure Hände!« befahl er unvermittelt. Sie zeigten sie ihm, Domitian beschaute sie aufmerksam, es waren harte, schwielige Bauernhände. »Gebt ihnen anständig zu essen«, entschied der Kaiser, »und schickt sie zurück, aber auf einem einfachen Schiff, und verwöhnt sie mir nicht!«

Zu Norban aber, nachdem sie gegangen waren, sagte er:

»Was für ein lächerliches Volk sind die Juden, in solchen Leuten Thronprätendenten zu sehen! Waren die beiden nicht komisch in ihrem einfältigen Stolz?«

»Diese waren komisch«, antwortete Norban, und er legte den Ton auf das »diese«. Da wurde Domitian sehr rot, und dann wieder blaß, und dann wieder rot. Denn Norban hatte recht; diese waren komisch, andere Davidssprossen aber, Josephus und sein Sohn, waren durchaus nicht komisch, und neu aufstand in Domitian die Furcht vor Josephus und vor seinem Gotte Jahve.

Soweit hatte die Unterredung mit den Davidssprossen genau die Wirkung, die sich Norban davon versprochen hatte. Dann aber nahm sie einen Weg, der dem Polizeiminister keineswegs erwünscht sein konnte. Der Kaiser nämlich, argwöhnisch, wie er war, sagte sich plötzlich, sehr wohl möglich sei es, ja wahrscheinlich, daß Norban mit Absicht diese Gedanken in ihm habe entstehen lassen. Darum vermutlich hatte Norban von Anfang an soviel Gewicht gelegt auf diese beiden Davidssprossen, denen er ja sicher so gut wie er selber angesehen hatte, wie harmlos sie waren.

Auch Norban also hat offenbar von Anfang an erkannt, wie gefährlich Josephus war, und wenn er ihn, den Kaiser, auf diese Gefahr aufmerksam gemacht hat, so hat der Treue nur seine Pflicht getan, hat sie übrigens mit einem Takt erfüllt, den er, Domitian, dem plumpen Manne nie zugetraut hätte. Trotzdem, es ist schwer erträglich, daß dieser Norban seine Gedanken so genau erraten kann; es grenzt an Aufruhr, daß dieser Untertan sich erkühnt, den Gedanken des Gottes Domitian ihre Bahn vorschreiben zu wollen. Er hat diesen Norban zu nah an sich herangelassen. Jetzt ist einer in der Welt, der ihn zu genau kennt. Gefühle solcher Art bewegen den Kaiser, es sind keine Gedanken, so weit läßt er das Verworrene nicht erst Gestalt annehmen, aber er kann nicht verhindern, daß sein Blick, der den Kopf seines Polizeiministers mustert, Mißtrauen zeigt, etwas wie Furcht. Das dauert freilich nur einen Teil eines Augenblicks; denn das Gesicht, das er sieht, ist kräftig, verlässig, brutal, das Gesicht eines treuen Hundes, genau das Gesicht des Polizeiministers, wie er ihn sich wünscht.

Norban hat ihm mit der Zuführung der Davidssprossen eine willkommene Unterhaltung geboten, er hat ihn willkommene Einblicke tun lassen. Er ist seinem treuen Polizeiminister dankbar dafür, er sagt das auch, aber er entläßt ihn schnell, beinahe abrupt.

Allein, überlegt er. Was diesen Kampf gegen Jahve so besonders schwer macht, das ist, daß er sich eigentlich in dieser Sache keinem Menschen ganz anvertrauen kann. Norban ist treu, aber seine Seele ist nicht subtil genug, um etwas so Kompliziertes, Abgründiges, wie die Feindschaft dieses unsichtbaren, ungreifbaren Jahve, ganz zu erfassen, und überdies will ihn der Kaiser nun nicht noch tiefer in sein Inneres hineinblicken lassen. Marull und Regin würden vielleicht verstehen, worum es in diesem Kampfe geht. Aber selbst wenn er sich ihnen mit großen Mühen verständlich machen könnte, was dann hätte er erreicht? Die beiden sind alte Männer, lässig, duldsam, liberal, keine Kämpfer, wie dieser Kampf sie erfordert, in dem es hart auf hart geht. Annius Bassus wäre ein guter Kämpfer, aber er ist nun bestimmt zu simpel für einen so schlauen und schwer faßbaren Feind. Bleibt Messalin. Der hat Kopf genug, zu erfassen, wer der Feind ist und wo er steht, er hat Mut und Kraft genug, und er ist treu. Aber die Erinnerung ist in Domitian an das Unbehagen, als er wahrnehmen mußte, wie ihn sein Norban durchschaute. Er wird sich an Messalin wenden, doch erst dann, wenn er sich allein durchaus nicht mehr zurechtfindet.

Er wird sich aber zurechtfinden. Vor seinem Schreibtisch sitzt er, die Schreibtafel hat er herausgezogen. Er grübelt. Er sucht sich zu sammeln. Es gelingt nicht. Die Gedanken zerrinnen ihm. Wohl gräbt sein Griffel in das Wachs der Schreibtafel, aber es sind keine Worte, die er formt, sondern mechanisch zeichnet er Kreise und Ringe. Und mit Schreck nimmt er wahr, daß es die Augen der Minerva sind, die er geformt hat, die großen, runden Eulenaugen, die ihm jetzt leer und ohne Licht und ohne Rat bleiben.

Und mit einemmal ist ihm die Gefahr, die ihn so oft bedroht hat, der Meuchelmord, den ihm seine Gegner so oft angekündigt haben, nichts Wesenloses mehr, kein Abstraktum, wie es einem blühenden Manne in seinem Alter der Tod zu sein pflegt, der ihn in fernen Jahren einmal erreichen wird, sondern etwas sehr Wesenhaftes, Nahes. Er ist nicht feige. Doch das Gefühl grenzenloser Sicherheit, das ihn bis jetzt erfüllt hat, da er sich im Schutz seiner Göttin wußte, dieses Gefühl hat ihn verlassen. Der Tod, ihm bisher ein sehr Fernes, ist ihm ein Nahes geworden, das bedacht sein will.

Wenn er unter die Götter gehen sollte, wenn er von dieser Erde verschwinden sollte, er, dieses Fleisch und Bein des Mannes Domitian, was dann wird aus seiner Idee, was dann wird aus dieser Idee Rom, die er tiefer und neuer erfaßt hat als die vor ihm? Wer, wenn er nicht mehr da ist, soll diese Idee schützen und weitertragen?

Diese Idee Rom, wie er sie versteht, ist geknüpft an die Herrschaft der Flavier. In seinem Innersten, ganz heimlich, hat er trotz allem immer noch gehofft auf Nachkommenschaft von Lucia. Aber sich noch länger an diese nebelige Hoffnung zu klammern, jetzt, da Gefahr für ihn ist, wäre Wahnsinn. Hinunter mit der Hoffnung, fort mit ihr! Schade, daß er sich gefürchtet hat vor den frechen Zungen seiner Feinde, daß er nicht das Kind, das ihm Julia trug, hat zur Welt kommen lassen. Wie schön wäre es, wenn er einen selbstgezeugten Sohn als seinen Nachfolger designieren könnte.

Aber das kann er nun einmal nicht. Die flavische Dynastie steht auf den beiden Knaben, auf den Zwillingen Constans und Petron. Wenigstens sind die Knaben reinstes flavisches Blut vom Vater und von der Mutter her. Und es ist gut, daß er die Einflüsse, welche die beiden hätten verderben können, getilgt hat, daß er Clemens in den Tod und Domitilla auf die balearische Insel geschickt hat. Jetzt wachsen seine jungen Löwen heran in der guten Zucht des sehr römischen Quintilian und entzogen dem Gotte Jahve.

Ganz entzogen freilich hat er sie dem Jahve nicht. Für diese heißen Monate hat Lucia die Knaben zu sich genommen, nach Bajae, sie wollte nicht, daß die Zwillinge, getroffen von dem Schicksal ihrer Eltern, noch länger in dem öden Haus des toten Vaters und der verbannten Mutter wohnen sollten, und er hat es zugelassen. Wie hat er es zulassen können? Es war selbstverständlich einfach eine List des Gottes Jahve, daß er der Lucia eingegeben hat, sie möge sich der Söhne des toten Clemens annehmen. Vielleicht steckt auch wieder einmal unser Josephus dahinter, der Sendling des Jahve. Es ist unfaßbar, daß er, Domitian, das alles nicht gleich durchschaut hat. Er hat sich schließlich als der Vetter der Knaben gefühlt, als ihr Verwandter, er hat sich ihnen nicht allzu streng zeigen wollen, denn ihm lag, ihm liegt noch an der Liebe der Zwillinge. Vor allem aber, er will offen vor sich sein, hat er sich vor Lucia nicht zu schroff zeigen wollen.

Aber jetzt wird das ein Ende finden. Er weiß auch, wie. Er wird seinen alten Vorsatz, die Zwillinge zu adoptieren, endlich wahr machen. Er wird sie an seinen Hof berufen, so werden sie von selber dem Dunst des Josephus und seines Matthias entzogen sein. Er wird dann das Seine getan haben, der Idee Rom, wenn er, unbeschützt von Minerva, von dieser Erde sollte wegmüssen, neue Verteidiger zu hinterlassen.

Sein gesammeltes Gesicht entspannt sich, er lächelt. Es ist ihm etwas Erfreuliches eingefallen. Wenn er die Knaben adoptiert, dann ist das ein selbstverständlicher Anlaß, auch Lucia vor sein Angesicht zu rufen. Und wenn sie erst da ist, dann wird sich vieles klären. Sie hat trotz allem, trotz der Blendung durch Jahve, immer Verständnis gezeigt für seine Ideen, denn sie ist Römerin. Er wird, der Römer, zur Römerin sprechen, er fühlt in sich die Kraft, Lucia zurückzugewinnen.

Er lächelt. Er fühlt sich auch ohne den Schutz der Minerva noch nicht verloren. Auch das Böse hat seine guten Seiten. Hätte sich nicht die Gefahr, die von Jahve droht, von neuem so sichtbar vor ihm aufgerichtet, dann hätte er die Adoption noch weiter hinausgeschoben. So aber, durch diese schnelle Adoption, erreicht er zwei Ziele mit einem Schlag. Nicht nur errichtet er auch für die Zukunft der Idee Rom neuen Schutz und Schirm, er wird dadurch vermutlich auch diesem Jahve die neugewonnene Bundesgenossin Lucia wieder abspenstig machen. Lucia ist römisch durch und durch, Lucia liebt ihn, das ist keine Frage, wenn auch auf ihre stolze, widerspenstige Art, Der Gott Jahve hat ihr den Sinn vernebelt. Aber ihm, dem Gotte Domitian, wird es gelingen, die unheilvollen Dämpfe zu zerstreuen, mit welchen der östliche Gott sie getrübt hat, so daß sie wieder klar sieht wie er selber.

Unverweilt machte er sich ans Werk und traf die nötigen Vorbereitungen für die Adoption. Auch schrieb er noch am gleichen Tag einen ausführlichen Brief an Lucia. Er diktierte nicht, er schrieb selber und bemühte sich, die Sätze persönlich und sehr herzlich zu halten. Um der Fortführung der Dynastie willen, schrieb er, und da er doch von ihr weitere Nachkommenschaft kaum zu erwarten habe, erachte er es für seine Pflicht, die Nachkommen jenes Flavius Clemens, den er leider habe hinrichten lassen müssen, zu adoptieren. Die Zwillinge lägen ihm am Herzen, und er habe mit Freuden wahrgenommen, daß sie auch ihr zu gefallen schienen. So hoffe er, daß ihr sein Entschluß willkommen sein werde. Schon zu lange habe er die Angelegenheit hinausgezögert. Um so mehr jetzt werde er sie beschleunigen. Er gebe also am gleichen Tag dem Quintilian Auftrag, sich mit den Knaben zu ihm nach Alba zu begeben. Er halte es für richtig, die Knaben unmittelbar nach der Adoption trotz zarten Alters die Männertoga anlegen zu lassen. Beide Zeremonien, Adoption und Anlegung der Männertoga, wünsche er mit Feierlichkeit vorzunehmen. Es solle den Römern in den Kopf gehämmert werden, daß er der Dynastie neue Reiser aufpfropfe. Es wäre ihm eine große Freude, wenn sie sich entschlösse, die Bedeutung des vorzunehmenden Aktes durch ihre Anwesenheit zu erhöhen.

Die Zwillinge waren, als sie mit ihrem Lehrmeister Quintilian bei Lucia in Bajae ankamen, sehr verstört gewesen. Der Tod des Vaters, die Verbannung der Mutter hatte ihre von Natur offenen Gesichter verschlossen gemacht, und es hatte von seiten des Quintilian vieler Behutsamkeit bedurft, sie ohne schwere Seelenstörungen über diese schlimme Zeit hinwegzubringen. Jetzt, bei Lucia, wurden sie langsam gelöster, weniger scheu. Domitilla hatte sich, bevor sie auf ihre balearische Insel ging, von Lucia versprechen lassen, daß diese sich ihrer Söhne annehmen und dem lateinischen Einfluß des Quintilian entgegenwirken werde. Lucia behandelte die beiden Jungen durchaus als Erwachsene, sie ging mit ihnen vorsichtig um, doch ohne ihr Mitleid allzu deutlich zu zeigen. Allmählich brach denn auch die Verkrustung der Knaben, und sie wurden wieder zutraulich und jung, so wie sie geboren waren.

Es war dies vor allem das Verdienst des Matthias. Zwischen ihm und den beiden Prinzen hatte sich rasch eine gute Knabenfreundschaft angesponnen. Die Zwillinge waren angenehm von Wesen, das Strahlende, Jungmännliche, das von Matthias ausging, wirkte auf sie noch stärker als auf die andern, sie anerkannten neidlos, daß er ihnen überlegen war. Wenn sie mit ihm zusammen waren, dann konnten sie trotz der finstern Ereignisse, die sie hatten durchleben müssen, harmlos sein, ja vergnügt wie früher und die Intrigen und Kämpfe ringsum vergessen. Sie trieben dann mit knabenhaftem Ehrgeiz allerhand Sport, balgten sich, dalberten.

Daß man ihren Freund Matthias verspottete um seiner jüdischen Abstammung willen, focht sie nicht an. Durch ihre Eltern waren sie vertraut mit minäischen Gedankengängen, sie waren gefeit gegen judenfeindliche Einflüsterungen. Daß ihr Vater wegen seiner judaisierenden Neigungen hatte sterben müssen, machte es ihnen zur Ehrenpflicht, für Matthias einzutreten; sie hingen an ihm mit eifriger Freundschaft.

Dem Matthias gefielen nicht nur seine Kameraden, es steigerte auch sein Selbstgefühl, daß ihm die beiden Prinzen, die nächsten Anverwandten des Kaisers, so ergeben waren. Einmal hörte er, wie ein neu eingetretener ägyptischer Leibeigener der nach ihm fragenden Caecilia die Auskunft gab: »Die drei Prinzen sind beim Fischfang.« Da war ihm vor Stolz, als ob er Flügel hätte.

Den Quintilian verdroß diese Freundschaft. Er hatte von Anfang an Bedenken gehabt, die Prinzen hierher nach Bajae zu lassen in den Dunstkreis der Kaiserin. Es war nicht zu leugnen, daß Lucia in einem hohen Grade römisch war, dennoch störte ihn das meiste, was sie tat, ließ und sagte, und es war ihm unbehaglich, seine Zöglinge so lange in ihrer Nähe zu wissen. Nun also hatten sie sich noch in die Freundschaft mit dem jungen Juden verstrickt. Quintilian, immer bemüht, gerecht zu urteilen, gestand dem Matthias zu, daß an seinem Gehaben nichts war, was gegen römisches Wesen verstoßen hätte. So unterließ er es denn auch, beim Kaiser vorstellig zu werden wegen der Beziehungen seiner Zöglinge zu dem Sohne des Josephus, und beschränkte sich auf leise Mahnungen, die, ohne den Matthias zu beleidigen, von seinen Zöglingen gleichwohl nicht mißverstanden werden konnten.

Es ging also zwischen ihm auf der einen, Lucia und Matthias auf der andern Seite ein beharrlicher Kampf um die Seelen der Zwillinge. Dieser Kampf wurde still geführt, unterirdisch. Einmal indes zeigte sich der Gegensatz offen und vor aller Augen.

Matthias hatte die knabenhafte Freude an der Pfauenfarm, die er auf Lucias Besitz hatte anlegen dürfen, auch auf seine Freunde übertragen. Täglich besuchten die drei das Gehege, sie kannten gut die einzelnen Vögel, sie vergnügten sich damit, dieses oder jenes der Tiere auf die Freitreppe des Hauptgebäudes zu bringen, und sie ergötzten sich an dem Anblick der Vögel, wie sie auf der schönen, weitausladenden Treppe des weißglänzenden Hauses standen und Rad schlugen, als fächelten sie dem besonnten Schlosse Kühlung.

Eines Tages nun, als Senator Ostorius, ein berühmter Feinschmecker, bei Lucia zu Gast war, setzte man ihm eine Pastete aus Pfauenfleisch vor. In Abwesenheit Lucias und der Knaben hatten der Haushofmeister und der Koch den unglücklichen Pfauenwärter gezwungen, ihnen sechs der kostbaren und geliebten Tiere herauszugeben. Die Knaben wüteten. Quintilian suchte ihre Erregung auf ein vernünftiges Maß zu dämpfen. Ein Genuß des Gaumens, fand er, stehe einem Genuß des Auges keineswegs nach, und die laute Trauer um die Schlachtung der Vögel, wie sie Matthias und die Knaben bezeigten, sei unrömisch, sei östliche Sentimentalität. Die Knaben schwiegen, aber sie brachten in Anwesenheit Lucias und Josefs die Angelegenheit nochmals zur Sprache. Josef fand, es sei seltsam, daß ein Römer nicht Scheu davor empfinde, das Fleisch eines Pfaus zu essen, eines Vogels, der doch der Göttin Juno heilig sei. Quintilian erklärte, es beweise wenig Sinn für die Realität, wenn man die Bedeutung einer Sache, die Idee einer Sache, mit der Sache selber verwechsle. Das sei so, wie wenn man das Papier eines Buches für etwas Heiliges hielte, weil große Dinge darauf geschrieben seien. Solche Gleichsetzung sei etwas dem sachlichen Römer völlig Fremdes. Quintilian, der große Redner und ausgezeichnete Stilist, blieb in der Debatte dem Josef überlegen, vor allem da es diesem verwehrt war, sich in seiner Muttersprache auszudrücken; er mußte seine Argumente in einer erst später erlernten Sprache verfechten.

Nach diesem Zwischenfall hatte sich Quintilian ernstlich berlegt, ob es nicht doch seine Pflicht sei, den Kaiser zu bitten, seine Zöglinge dem Einfluß des jungen jüdischen Herrn zu entziehen, der ihnen nicht förderlich sei; als er, aufatmend, den Brief des Kaisers erhielt mit der Weisung, sich mit den Prinzen auf dem Palatin einzufinden zum Zwecke der Adoption.

Auch der Lucia bereitete des Kaisers Vorsatz, die Zwillinge zu adoptieren, mehr Freude als Ärger. Zwar war es ihr leid, wenn sie daran dachte, daß die Knaben fortan in der wilden, kalten Luft des Palatin leben sollten, ständig in Gesellschaft des verquerten und römisch rigorosen Domitian. Andernteils freute sie sich ehrlich für die Knaben, daß DDD endlich seinen Entschluß wahr machen und sie so hoch hinaufheben wollte.

Übrigens wird man die Zwillinge auch auf dem Palatin schwerlich ganz von ihr und von Matthias fernhalten können, und sie wird auch weiter ihr möglichstes tun, die Knaben vor dem starren Lateinertum des Quintilian zu schützen. Davon abgesehen aber wird sie vermutlich eine gute Helferin haben. Denn wenn DDD die Kinder der Domitilla zu seinen Nachfolgern bestimmt, dann wird er sich wahrscheinlich auch bereit finden lassen, die Mutter aus der Verbannung zurückzuholen. Lucia liebte Domitilla ganz und gar nicht, im Gegenteile, die kalte Glut, die Verbissenheit der Domitilla war Lucia unangenehm. Doch Lucia war frei vom formalistischen Rechtsgefühl des flavischen Rom, es wollte ihr nicht gefallen, daß man die Meinungsfreiheit des einzelnen derart einschränkte, und sie war empört über die Vergewaltigung der Domitilla. Was eigentlich hatte Domitilla verbrochen? Sie hatte sich mit der Philosophie der Christen befaßt, das war alles. Sie war also verbannt lediglich aus einer willkürlich-heftigen Laune des Kaisers heraus. DDD muß sie zurückrufen, er muß einfach, sie, Lucia, wird ihn dazu bewegen.

Sie fühlte die Kraft in sich, ihn dahin zu bringen. Sie war sehr ehrlich von Wesen und konnte sich schwer verstellen. Sie konnte von DDD nichts erreichen, wenn er ihr zuwider war. Wenn sie sich indes von Wäuchlein angezogen fühlte, dann konnte sie ihm das unbefangen zeigen, und dann vermochte sie alles über ihn. In der letzten Zeit hatte sie sich gegen ihn zugesperrt, sein langes Schweigen hatte in ihr die Furcht reifen lassen, er bereite auf seine langsame und heimtückische Art einen Schlag gegen Josef und gegen Matthias vor. Sein Brief beruhigte sie. Im Grunde hatte sie sein Wesen immer angezogen, seine wilde Starrheit, sein Überstolz, seine verstiegene, verzerrte, verrenkte, überdimensionierte Tatkraft, das alles hatte sie von jeher gelockt. Auch war sie sich bewußt, daß er sie, im Grunde nur sie liebte. Der Brief also wärmte ihr das Herz, sie freute sich darauf, ihn zu sehen.

Mit Eifer bereitete sie ihre Reise nach Alba vor. Voll streitbaren Vergnügens dachte sie an die Auseinandersetzung mit Wäuchlein. Bestimmt wird sie durchsetzen, was sie sich vorgenommen hat. Erreichen will sie, daß den Zwillingen auch weiterhin der Weg zu ihr und zu Matthias offenbleibt, und erreichen will sie, daß Domitilla von ihrer balearischen Insel zurückgerufen wird.

Die ersten drei Tage ihres neuen Beisammenseins mit DDD in Alba waren ausgefüllt mit den feierlichen Zeremonien der Adoption. Es waren dies vor allem religiöse Feierlichkeiten, und man sah dem Kaiser an, wie tief er sich von ihnen ergreifen ließ. Seine Familie, das war ihm ein heiliger Begriff, der Altar seiner Familiengottheiten, der Herd mit der Ewigen Flamme, der in seinem Atrium stand, das waren ihm keine leeren Symbole, sondern etwas Lebendiges, und daß er jetzt den Göttern seiner Familie junge Wesen zuführen konnte, die sie auch in Zukunft verehren würden, wühlte ihm das Innere auf; denn die Götter werden am Leben erhalten nur durch die Verehrung ihrer Gläubigen. Und er selber, der einmal einer dieser Götter seines Hauses sein wird, sicherte sich seine eigene Fortdauer nur dadurch, daß er die Verehrung seines Hausaltars sicherte. Diese Feier also war ihm etwas Lebenswichtiges, durch sie kam er in neue, lebendige Berührung mit seinen göttlichen Vätern. Die Worte der uralten, heiligen Formeln hatten ihm einen tiefen Sinn, und es war ihm kein leerer Rechtsakt, sondern greifbarer Ernst, als er die Knaben in seinen väterlichen Schutz nahm und ihnen ihre neuen Namen gab: Vespasian und Domitian. Er hatte damit die beiden Jünglinge verändert, sie zu neuen Wesen umgeschaffen. Er und sie hatten jetzt Verantwortungen und Verpflichtungen voreinander, eine unzerreißbare Kette band sie.

Er spürte vom ersten Augenblick an, daß Lucia freundwillig zu ihm gekommen war. Aber pedantisch, wie er war, schob er es auf später auf, sich mit ihr zu beschäftigen und seine Beziehungen zu ihr zu klären. Jetzt, in diesen Tagen der Adoption, waren seine Gedanken und Gefühle ausgefüllt mit ernsten, bedeutungsvollen, gleichnishaften Handlungen, die ihm keine Zeit frei ließen für anderes. Es waren glückliche, erhebende Tage, seine neuen Söhne, die jungen Löwen, gefielen ihm, das einzige, was ihn an ihnen störte, war die Wahrnehmung, wie sehr sie verbunden waren mit dem jüngsten Adjutanten der Kaiserin, mit Flavius Matthias.

Dann, nachdem die offiziellen Feierlichkeiten zu Ende gegangen und die zahlreichen Gäste abgereist waren, gab Domitian eine Familientafel. Anwesend waren außer den Zwillingen und ihrem Hofmeister nur Lucia und Matthias.

Der Kaiser fand natürlich, das richtigste wäre es, das Band zwischen seinen neuen Söhnen und dem jungen Juden sogleich und für immer zu zerschneiden. Warum er es nicht so hielt, warum er vielmehr Matthias sogar diesem vertrauten Kreise beigesellte, hätte er nicht genau angeben können. Sich selber sagte er, er tue es, um dem Sohn des Josephus einmal gründlich auf den Zahn zu fühlen; denn er hat nicht umhinkönnen, auf den ersten Blick zu erkennen, daß von dem Knaben viel Glanz ausging und große Magie und daß es also nicht ganz leicht sein werde, sein Bild in der Brust der Zwillinge auszulöschen. Wenn ihm das gelingen sollte, dann mußte er zuerst einmal diesen jungen Menschen gut studieren. Dann aber — doch diese weiteren Gründe gestand er sich nicht recht ein — zog er den Matthias auch deshalb bei, weil er nicht von vornherein Lucia und die Knaben verstimmen wollte. Vor allem aber geschah es aus List. Er wollte Matthias und den hinter ihm stehenden Gott Jahve in Sicherheit wiegen; denn soviel war klar: es war ein Trick des Gottes Jahve, daß er gerade diesen, mit soviel Reizen ausgestatteten jungen Menschen jenen beiden über den Weg geschickt hatte, die er, der Erzpriester Roms, zu den künftigen Herrschern des Reichs bestimmt hatte.

Matthias war während dieses Mahles an der Tafel des Domitian erfüllt von einem hohen Glück. In ihm standen Erinnerungen auf an Worte, die ihm seine Mutter oft gesagt hatte, wenn sie den Josef rühmte: er sei der Tischgenosse dreier Kaiser. Jetzt war er, Matthias, Tischgenosse dreier Kaiser, er, dem das Mädchen Caecilia gesagt hatte, er gehöre aufs rechte Tiberufer und werde als Hausierer enden.

Des Matthias Glück machte ihn noch strahlender als sonst. Er wirkte durch sein bloßes Wesen, durch sein lebendiges Gesicht, durch seine Bewegungen; seine junge und doch so männliche Stimme gewann alle, sowie er nur den Mund auftat. Der Kaiser wandte sich an ihn mehr als an die andern. Es waren aber in Domitian, während er mit dem jungen Günstling seiner Lucia sprach, Gefühle und Gedanken von mancherlei Art. Er fand Wohlgefallen an der natürlichen Anmut des Matthias, er hatte an ihm das gleiche Vergnügen wie etwa an der täppischen Possierlichkeit junger wilder Tiere in seinen Käfigen. Da er ein guter Beobachter war, entging es ihm auch nicht, wie sehr der Junge an Lucia hing, und er spürte ein bewußt lächerliches, doch darum nicht minder starkes Triumphgefühl bei dem Gedanken, daß er, Domitian, mit dieser Lucia schlief und nicht der junge, liebenswerte Schützling des Gottes Jahve.

Quintilian legte es darauf an, dem Kaiser die lateinische Bildung seiner Zöglinge vorzuführen. Die jungen Prinzen hielten sich wacker, ohne besondere Fähigkeiten an den Tag zu legen. Auch Matthias zeigte keinerlei Eigenheit, aber er brachte, was er zu sagen hatte, auf bescheidene und angenehme Art vor und bewies, daß er durchtränkt war von römischer Bildung. »Eines klugen Vaters kluger Sohn«, anerkannte Domitian. Die Zwillinge übrigens verhehlten auch bei Tafel nicht, daß sie zu Matthias als zu einem überlegenen, begnadeten Wesen aufschauten, und das war für den Kaiser eine Art grimmiger Bestätigung. So war also seine Furcht begründet: der fremde Gott Jahve bediente sich mit tiefer List dieses Matthias, um sich wurmgleich in die Seelen der Jünglinge einzugraben.

Dann endlich nach aufgehobener Tafel war Lucia mit dem Kaiser allein. Sie waren in seinem Arbeitskabinett, das er mit dem spiegelnden Metall hatte verkleiden lassen. Sie sah es zum erstenmal. »Was hast du da für scheußliche Spiegel?« fragte sie. »Es ist«, erwiderte er, »damit ich auch über dem Rücken Augen habe. Ich habe viele Feinde.« Er schwieg ein wenig, dann fuhr er fort: »Aber jetzt habe ich vorgesorgt. Wenn mir etwas zustößt, dann sind jetzt wenigstens die jungen Löwen da. Ich freue mich, daß ich die Knaben adoptiert habe. Es gehörte Entschluß dazu, die Hoffnung auf Kinder von dir aufzugeben. Aber ich fühle mich leichter, seitdem ich weiß, daß mein Herd nicht erlöschen wird.« — »Du hast recht«, sagte verständig Lucia. »Aber«, stieß sie geradewegs vor, »was mich stört, ist der Gedanke an Domitilla. Ich mag sie nicht, die dürre, pretiöse Frau, aber schließlich ist sie es, die die beiden geboren hat. Es gefällt mir nicht, sie auf der wüsten Insel im balearischen Meer zu wissen, während du ihre Söhne zu den Herrschern Roms erziehen willst.«

Domitians Mißtrauen war sogleich rege geworden. Aha, sie wollte eine Bundesgenossin haben, um die Zwillinge für sich zu gewinnen. Er hatte Lust, scharf zu erwidern, doch sie gefiel ihm sehr, und er hielt an sich. »Ich will versuchen, meine Lucia«, begann er, »Ihnen die Gründe darzulegen, aus denen ich Domitilla fernhalten muß. Ich habe nichts gegen sie. Clemens und Sabin waren mir verhaßt, ich fand ihre Trägheit, ihre Lässigkeit, ihr ganzes Gehabe unrömisch, widerwärtig. Mit Domitilla ist es ein anderes. Sie ist eine Frau, niemand verlangt von ihr, daß sie sich im Staatsdienst betätige, auch hat sie etwas Zähes, Kräftiges, was mir eher zusagt. Aber es hat sich nun leider einmal in ihrem verquerten Kopf dieser Aberglaube der Minäer festgesetzt. An sich ist es vollkommen gleichgültig, was Flavia Domitilla glaubt oder nicht glaubt, und ich könnte es hingehen lassen. Aber es geht um die Knaben. Diese Knaben sollen unterrichtet werden von dem Hofmeister, den ich ihnen bestimmt habe, und von niemand sonst. Ich will nicht, daß Domitilla in ihrer Nähe sei. Ich will nicht, daß die harten, klaren Lehren, die mein Quintilian den Knaben beibringt, aufgeweicht und getrübt werden durch das alberne, weibische, abergläubische Gerede über den gekreuzigten Gott. Alles an dieser Lehre, der nun einmal Domitilla leider anhängt, ihre Weltabgewandtheit, ihre Wirklichkeitsfremdheit, ihre Indolenz gegen den Staat, das alles ist gefährlich für so junge Menschen.«

Lucia beschloß, den Kampf aufzunehmen, zum Angriff vor-

zugehen. Das kühne, helle Gesicht geradezu drohend auf ihn gerichtet, fragte sie: »Und halten Sie es auch für eine Gefahr, wenn die Knaben mit mir verkehren?« Der Kaiser zögerte. Er hätte ja sagen müssen, es wäre seine Pflicht vor Jupiter und Rom gewesen, ja zu sagen. Aber das nahe Antlitz der Frau, die er liebte, verwirrte ihn, er schwankte. Er suchte ihr Gesicht zu vermeiden, er kehrte den Blick ab, doch in dem spiegelnden Metall ringsum begegnete ihm ihr Gesicht immer wieder. Lucia, sein Zögern wahrnehmend, fuhr fort: »Daß ich’s Ihnen offen gestehe, ich finde Ihren Quintilian reichlich ledern. Ich halte es für sehr notwendig, daß ab und zu ein frischerer Wind um die Knaben weht.« Domitian hatte sich eine Antwort zurechtgelegt. »Selbstverständlich«, sagte er galant, »habe ich nichts dagegen, daß auch meine jungen Löwen sich Ihrer Nähe erfreuen, meine Lucia. Aber nicht wünsche ich, daß etwa Ihr Matthias sie mit seinen Überzeugungen anstecke oder gar der Jude Josephus mit seinem sentimentalen Gewäsch über die Lasterhaftigkeit des Genusses von Pfauenpastete.«

Lucia ärgerte sich, daß also der stolze Römer Quintilian nicht Würde genug hatte, den Mund zu halten, sondern Matthias und seinen Vater sogleich verpetzen mußte, als wäre er ein Spitzel des Norban. Aber sie nahm die Worte DDDs als Zugeständnis, zumindest wird er den Zwillingen den Umgang mit ihr selber nicht verwehren. »Es ist freundlich von dir«, anerkannte sie, »daß du wenigstens mir nicht vorschreiben willst, wen ich sehen darf und wen nicht.« Weiter aber beharrte sie nicht auf diesem heiklen Gegenstand, sondern sie trat nah an ihn heran, strich ihm über das spärliche Haar und sagte:

»Ich muß dir ein Kompliment machen, Wäuchlein. Du hast nicht verloren dadurch, daß ich dich längere Zeit nicht sah, im Gegenteil, du bist erfreulicher, als ich dich in Erinnerung hatte.« Domitian hatte sich gesehnt nach ihrer Berührung; er mußte an sich halten, um nicht heftiger zu atmen. Sie schmeichelt mir, dachte er, sie tut mir schön, ich muß fest bleiben, ich darf mich nicht herumkriegen lassen. »Ich danke Ihnen«, sagte er etwas steif.

Lucia, von ihm ablassend, wurde sachlich. Sie dachte laut nach: »Gibt es denn kein andres Mittel, den Knaben diese Lehre fernzuhalten als die Verbannung ihrer Mutter? Lenkt man nicht gerade durch so drastische Maßnahmen das Augenmerk der Zwillinge ständig auf die Schuld der Mutter, also gerade auf das, was man ihnen fernhalten möchte, und von alledem abgesehen, wird es nicht der Stadt und dem Reich befremdlich erscheinen, daß man die Zwillinge so erhöht, die Mutter aber weiter auf ihrer balearischen Insel beläßt? Tut das nicht dem Ansehen Ihrer jungen Löwen Eintrag? Und verbiegt es nicht die Seelen der Knaben, die Sie doch gerade haben wollen?« »Ich hätte nie vermutet«, sagte bösartig der Kaiser, »daß Domitilla in Ihnen eine so warme Freundin hat.« — »Domitilla ist mir vollkommen gleichgültig!« wiederholte heftig Lucia. Doch sogleich hatte sie sich wieder in der Gewalt und änderte Wesen und Stimme. »Es ist allein um Ihretwillen, Wäuchlein«, sagte sie, »daß ich Ihnen rate, Domitilla zu begnadigen. Sie haben sich auch«, scherzte sie, »lange bitten lassen, ehe Sie mich aus der Verbannung zurückriefen. Und haben Sie es bereut? Treten Sie sich nicht selber zu nahe!« bat sie. »Sie haben die Knaben adoptiert, das ist großartig. Aber wenn Sie Ihre Tat nicht ergänzen durch die Rückberufung der Domitilla, bringen Sie sie um ihre Wirkung. Niemand weiß besser als ich, wie oft und sehr Sie verkannt werden. Verhüten Sie es, daß Ihre Verdienste um die Zwillinge mißdeutet werden durch den Gedanken an die Mutter! Rufen Sie Domitilla zurück!«

Domitian vermied es, ihr zu antworten. Mit seinen kurzsichtigen Augen schaute er sie auf und ab, und: »Sie sind sehr schön«, sagte er, »wenn Sie sich für eine Sache ereifern.« Lucia indes ließ ihn nicht. »Begreifen Sie«, sagte sie leise, mit dringlicher, zutunlicher Stimme, »daß ich mich Ihrethalb ereifere?« Wieder war sie ganz nahe an ihm, und, den Arm um seine Schulter, bat sie: »Wollen Sie nicht Domitilla zurückrufen?«

»Ich will es überlegen«, wich Domitian unbehaglich aus.

»Ich verspreche Ihnen, die Sache ernsthaft mit Quintilian zu überlegen.« — »Mit dem Ledernen«, tat Lucia den großen Stilisten unmutig ab. »Überlegen Sie es mit mir!« bedrängte sie ihn. »Aber nicht hier! Hier, zwischen Ihren scheußlichen Spiegeln kann man ja nicht denken. Kommen Sie zu mir! Schlafen Sie bei mir und überlegen Sie sich’s!« Und sie entfernte sich, ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen.

Er beschloß, sie vergebens warten zu lassen. Nein, er wird nicht kommen. Sie will Bezahlung von ihm dafür, daß sie sich von ihm beschlafen läßt. Nein, meine Liebe, das denn doch nicht! Er pfeift vor sich hin, ein Couplet, das zur Zeit im Schwang ist. »Auch ein Kahlkopf kann ein schönes Mädchen haben, / Wenn er Geld genug dafür bezahlt.« Norban hat daran gedacht, das Couplet zu verbieten, aber das hat er nicht zugelassen. Nein, er wird nicht zu Lucia gehen.

Eine halbe Stunde später war er bei ihr.

Doch selbst im Bett konnte sie von ihm nur ein verklausuliertes Versprechen erhalten. Wenn Domitilla keinen Versuch macht, sich in die Erziehung der Knaben einzumischen, dann, das sicherte er ihr zu, werde er sie zurückrufen.

Im übrigen hatte Lucia, als sie mit ihm schlief, das Gefühl, den Josef mit ihm zu betrügen, wiewohl oder vielleicht gerade weil sie sich des Josef enthielt. Zum erstenmal in ihrem Leben spürte sie dergleichen. War es der Einfluß des Josef? Das also war die »Sünde«, von der sie soviel gehört hatte. Beinahe freute sie sich, nun also auch diese Dinge, Gewissen, Sünde, kennengelernt zu haben.

Als Lucia nach Bajae zurückgekehrt war, schloß sich der Kaiser in sein Arbeitskabinett ein, um zu überdenken, was er nun gesichert und was er preisgegeben habe.

Er hat sie jetzt in seiner Hut, seine neuen Söhne, welche seine Familie fortsetzen und seinen römischen Gedanken für die Zukunft wahren sollen. Aber ganz gesichert hat er sie noch nicht vor dem Gift Jahves. Er hätte Lucia dieses Versprechen nicht geben dürfen, Domitilla zurückzurufen. Wenigstens hat er Besinnung genug gewahrt, sich Frist zu lassen. Er wird sein Versprechen halten, er steht, der Erzpriester, Eidschützer, zu seinem Wort. Aber erst muß Domitilla sich bewähren. Erst muß sie beweisen, daß sie Ruhe hält, daß sie sich nicht einmischt in die Erziehung seiner jungen Löwen. Das dauert seine Zeit.

Lucia hat Bezahlung gefordert, er hat sie bezahlt für ihre Umarmung, das war schwach und schamlos. »Auch ein Kahlkopf kann ein schönes Mädchen haben, / Wenn er Geld genug dafür bezahlt.« Ingrimmig pfeift er es vor sich hin. Aber trotzdem: Lucia liebte ihn, das war keine Frage. Wenn er an das Feuer dachte, mit dem ihre Umarmungen ihn erfüllt hatten, dann schienen ihm alle andern Frauen talentlose Huren. Lucia aber war lebendig, sie war ein glühender Mensch, sie war die Frau, die zu ihm, dem Gott, gehörte, und sie liebte ihn.

Doch wenn sie auch römisch war durch und durch, ganz heil und unberührt hatte sie sich nicht halten können. Etwas von dem Gift dieses Jahve stak auch in ihr. Wiewohl sie vermutlich lachte über das meiste, was dieser Jude Josef und sein Sohn ihr einzuflüstern suchten, ihnen ihr Ohr ganz zu verschließen, hatte sie nicht vermocht. Jahve, dieser schlaue, tückische, rachsüchtige Gott, hatte sich aber auch Gesandte ausgesucht, wie sie sich besser nicht denken ließen. Dieser Knabe Matthias! Domitian sah ihn im Geiste vor sich, die brennenden, fliegenden und dennoch heitern und unschuldigen Augen, er hörte seine junge, tiefe Stimme. Wenn er, Domitian, ein Knabe wäre, er selber hätte sich diesem Matthias nicht entziehen können. Geschweige denn die Zwillinge.

Kein einziges Mal zwar, seitdem sie jetzt mit ihm zusammenleben, haben sie ihm von Matthias gesprochen. Aber Domitian ist argwöhnisch; wahrscheinlich hat Lucia ihnen eingeschärft, sie sollten den Namen des Matthias vorläufig nicht erwähnen. Sie rechnet wohl damit, daß sie, erst wieder in der Nähe, die Bande schon werde neu knüpfen können zwischen seinen jungen Löwen und ihrem jungen Juden.

Lucia hängt sehr an ihm, an diesem ihrem Adjutanten Flavius Matthias. Nicht als ob in dieser Neigung irgend etwas wäre von verbrecherischer Leidenschaft. Der Kaiser hat scharf beobachtet. Es ist einfach der Glanz des Jünglings, der Lucia anzieht, sie spürt für ihn die Zärtlichkeit einer Mutter, einer ältern Schwester.

Wie aber steht es zwischen ihr und Josef? Unsinn! Josef ist ein ausgemergelter, abgetakelter Mann an der Schwelle des Alters. Es ist lächerlich, unsinnig, unvorstellbar, daß Lucia, die römische Kaiserin, sich aus den Armen eines Domitian in die Arme dieses Juden stürzen sollte. Nichts ist zwischen Lucia und diesem Josef als die etwas sentimentale und versnobte Freundschaft einer gebildeten Dame zu einem berühmten Schriftsteller.

Hier ist Enthaltsamkeit, Enthaltsamkeit von ihr zu ihm und von ihm zu ihr. Er selber aber, Domitian, hat nicht widerstehen können, er ist vor Lucia schwach geworden durch Gier, durch Sinnenlust. Er hat sich von seiner Frau, der Kaiserin, der Römerin, der Hure, das Versprechen ablisten lassen, Domitilla zurückzurufen. Er hat sich versündigt gegen seine neuen Söhne, er hat seine Pflicht gegen Jupiter und die Götter seines Hauses verabsäumt. Er muß es gutmachen. Er muß den Feind und seine Brut aus dem Weg räumen, den Josef, der es gewagt hat, ihn zu verhöhnen, ihm die Verse vom Mut ins Gesicht zu schleudern, und diesen Matthias, den Davidssprossen, den Anwärter auf die Weltherrschaft, den Schützling des östlichen Gottes.

Freilich, seitdem er den Jungen an seinem Tisch gehabt hat, scheint ihm diese Aufgabe noch schwerer. Er muß den Jungen beseitigen, doch wie soll er das anstellen, ohne den berechtigten Groll des östlichen Gottes auf sich herabzuziehen?

Um diese Zeit suchte Messalin den Kaiser auf, der einzige, der ihm geblieben war, der einzige, bei dem er sich noch Ohr und Herz leihen konnte für seine Sorgen.

Es war der erste ganz heiße Tag. Südwind war und schwüle Luft; ganz aussperren ließ sich die Schwüle nicht einmal aus dem verdunkelten, mit Kunst gekühlten Gemach, in welchem Domitian den Messalin empfing. Schwer drangen die Gerüche des Gartens herein, ein Springbrunnen plätscherte, gleichmäßig und sänftigend begleitete sein Geräusch das Gespräch der Männer.

Der Kaiser kam zurück auf seine Begegnung mit den Davidssprossen; er sprach von Einzelheiten dieser Begegnung mit ironischem Wohlwollen. »Die Juden«, schloß er, »können nicht viel Ehre einlegen mit ihren Prätendenten. Kannst du dir zum Beispiel vorstellen, daß so ein alter, ausgedörrter Schriftsteller wie unser Josephus als Messias gute Figur machen würde? Ein Mensch, der nicht einmal ordentlich Griechisch kann?«

In das stille Plätschern des Springbrunnens hinein klang die sanfte Stimme des Blinden: »Allein dieser Josephus soll einen Sohn haben, gut anzuschauen und auch innerlich wohlgebildet.«

Es erschreckte den Kaiser, daß also auch in dem andern, wenn nur die Rede auf diesen Gegenstand kam, sogleich die nämlichen sorgenvollen Gedanken auftauchten wie in ihm selber. »Er ist ein hübscher Junge, der Knabe Matthias«, gab er zu, zögernd. Mit einer kleinen Angst wartete er auf die Antwort des Messalin. Eine kurze Weile, ihn aber dünkte sie lang, war nichts im Raum als der gleichmäßige Fall der Wasserstrahlen. Dann endlich, in seiner wohlabgewogenen, höflichen Art, sagte Messalin: »Der Himmel hat mir das Augenlicht genommen. Der Herr und Gott Domitian aber hat gute Augen, und er kann beurteilen, ob dieser Knabe Matthias Anmut genug hat, um, da er ein Sproß jenes David ist, die Ruhe und Sicherheit der Provinz Judäa zu gefährden.«

»Du sprichst von Dingen«, erwiderte der Kaiser und dämpfte seine schrille Stimme so, daß sie beinahe übertönt wurde von dem Springbrunnen, »die anzurühren nicht unbedenklich ist.« Er setzte an, er schluckte, dann entschloß er sich und teilte dem andern sein Geheimnis mit. »Ich habe mit dem Gott Jahve eine Art Waffenstillstand geschlossen«, flüsterte er. »Ich will nicht eingreifen in seine Entscheidungen. Ich will ihn nicht reizen«, und, lauter, fast großartig: »Es soll niemand deshalb gefährdet sein, weil er dem Gotte Jahve angenehm und von ihm ausersehen sein könnte.« Da war es also heraus; sein Herz schlug so, daß er sorgte, der andere würde es trotz des Springbrunnens hören. Ob Messalin ihn verstanden hat? Er fürchtete sich davor, er sehnte sich danach. Gespannt wartete er auf die Antwort des Blinden.

Da kam sie. »Die Gedanken des Herrn und Gottes Domitian«, sagte er ehrerbietig und dennoch sehr gleichmütig, »sind so erhaben, daß ein Sterblicher sie nie ganz begreifen, daß er sie höchstens ahnen kann. Wir sehen nur Flavius Josephus und Flavius Matthias, Menschen aus Fleisch und Blut. Der Gott Domitian erkennt, was hinter ihnen steht.«

Es hatte den Domitian verdrossen, daß ihn Norban durchschaute; daß ihn Messalin begriff, war ihm eine Genugtuung. Der Blinde war ein fast ebenbürtiger Geist. Auf wie feine Art hatte er in Worte gefaßt, was er, Domitian, spürte. Ja, die Ahnung des Blinden kam nah heran an seine eigene, hohe, den übrigen verborgene Wirklichkeit. »Du bist sehr weise, mein Messalin«, sagte er, und jetzt klang seine Stimme laut und befreit, »und du bist mein Freund. Im Grunde bist du mein einziger Freund. Vielleicht ist es deshalb, daß du so weise bist. Genauso, wie du es gesagt hast, liegen die Dinge. Es sind leider keine Menschen, gegen die ich zu kämpfen habe, es ist der Gott. Stünde nicht der Gott hinter ihnen, mit dem Hauch meines Mundes bliese ich sie weg. Da du mich so gut begriffen hast, mein Messalin, so begreifst du bestimmt auch dies. Denke nach darüber, denke gut nach und gib mir einen Rat!«

Wieder war eine lange Weile nichts im Raum als der Springbrunnen. Erregt wartete Domitian, voller Zuversicht. Er war gewiß, der Gute, Getreue wird ihm einen Rat wissen. Da begann denn auch Messalin zu sprechen. Sehr behutsam führte er aus: »Er ist ein Davidssproß und also dein Gegner. Du aber schonst ihn und hassest ihn nicht an, weil er als Davidssproß ein Schützling des Gottes Jahve ist und du nichts zu tun haben willst mit diesem Gotte Jahve. Hab ich die Weisheit meines Herrn und Gottes recht begriffen?« — »Du hast es«, erwiderte Domitian. »Wie aber«, fuhr Messalin fort, »wenn der Davidssproß Handlungen unternähme gegen die Sicherheit des Kaisers oder des Reichs? Würdest du ihn auch dann schonen, Kaiser Domitian, bloß weil er ein Davidssproß ist?« Der Kaiser hatte scharf aufgemerkt. »Du meinst, dann könnte ich ihn bestrafen?« fragte er. »Das Verbrechen«, antwortete Messalin, »daß er ein Davidssproß ist, kannst du nicht bestrafen, denn es ist ein Verbrechen des Gottes Jahve, mit dem du keinen Streit haben willst. Aber jedes andere Verbrechen des Josephus oder des Matthias könntest du bestrafen, denn es wäre das Verbrechen eines Menschen und ginge deinen Streit mit dem Gotte Jahve nichts an. Das ist die Meinung eines gemeinen Sterblichen«, fügte er ehrerbietig hinzu. »Es steht bei dem Gotte Domitian, darüber zu befinden, ob sie schlüssig ist oder nicht.«

»Dem Jahve bin ich es schuldig«, rekapitulierte heiser Domitian, »seinen Davidssprößlingen ihre Existenz hingehen zu lassen. Dem Jupiter aber bin ich es schuldig, diejenigen zu bestrafen, die sich gegen ihn und gegen mich vergehen. Du bist sehr klug, mein Messalin. Du hast ausgesprochen, was ich selber schon gedacht habe.«

Der Blinde hielt den Kopf sehr weit vorgeneigt, um die Worte des Kaisers einzutrinken. Eine fast wollüstige Erregung war in ihm. Das ist ein Meisterstück, das er da vollbringt. Man kann blind sein und dennoch ganz genau sehen, welche Schleuse man öffnen muß, damit eine große Flut entfesselt werde. Domitian hat seine Worte in sich aufgenommen. Jetzt wird über eine Reihe von Menschen eine große Flut Unheils hereinbrechen, und er selber in seiner Dunkelheit wird sich daran freuen, daß er es war, der das alles gemacht hat. »Ich danke dem Herrn und Gott Domitian«, sagte er ehrfürchtig, »daß er mich hat hineinschauen lassen in das tiefe und vielfältige Getriebe seiner weisen und maßvollen Gedanken.«

»Du bist ein ebenso weiser wie treuer Mann, mein Messalm«, erwiderte Domitian. »Du bist es wert, die Faust zu meinen Gedanken zu sein.« Und er entließ ihn in großer Huld. Als der Abend herabsank und es kühler wurde, stand der Kaiser vor seinen Tierkäfigen. Herrlich wäre es, wenn der Knabe Matthias schuldig würde! Herrlich wäre es, wenn er, Domitian, Anlaß hätte, den Knaben zu bestrafen! Herrlich wäre es, wenn der Knabe nicht mehr in der Welt wäre! Die Erinnerung an die tiefe Stimme des Knaben peinigte den Kaiser mehr als je die Erinnerung an die schmetternde Stimme seines Bruders Titus.

Es wäre ein schwerer Schlag für den Juden Josephus, wenn er diesen seinen begnadeten Sohn verlöre. Er wird zu Lucia laufen, er wird heulen und jammern. Der Kaiser Domitian stellte sich vor, wie der Jude Josef heulen und jammern wird, es war keine unangenehme Vorstellung. Herrlich war es, daß geschickte Hände am Werk waren, ein Netz zu spinnen für diesen hübschen und wohlgebildeten Knaben Matthias, den Davidssprossen!

Der Kaiser sah, daß die Tiere unter der Hitze litten, und ordnete an, man solle ihnen Wasser bringen.

Bald darauf geschah es, daß Lucia ihren Adjutanten Matthias mit einer Sendung beauftragte, die ihm viel Freude machte.

Die Stadt Massilia, deren Schutzherrin Lucia war, hatte ihr ausgesucht schönen, edel gearbeiteten Korallenschmuck übersandt, und die Kaiserin wünschte, der Stadt ein würdiges Gegengeschenk zu machen. Matthias sollte dieses Geschenk überbringen und bei dieser Gelegenheit noch einige kleinere Aufträge ausführen, die man nur von Vertrauten erledigen ließ. Er sollte versuchen, den alten Charmis, den Augenarzt der Kaiserin, der infolge seines hohen Alters die Reise nach Bajae scheute, zu bewegen, nun doch nach Bajae zu kommen. Dann sollte Matthias Lucia gewisse Kosmetiken beschaffen, die man nur in Massilia in der Qualität herstellte, die die Kaiserin wünschte. Schließlich noch gab sie ihm ein Schreiben mit, das er in Massilia einem Vertrauten übergeben sollte, damit dieser es übers balearische Meer weiterbefördere.

Matthias war glücklich und kam sich sehr wichtig vor. Vor allem freute es ihn, daß die Reise zur See stattfinden sollte, und auf Lucias Privatjacht »Blaue Möwe«. Da Lucia daran lag, daß ihr Auftrag in Eile erledigt werde, beschränkte sich Matthias darauf, von seinem Vater brieflich Abschied zu nehmen; Josef war, um nicht durch einen überlangen Aufenthalt in Bajae Aufsehen zu erregen, nach Rom zurückgekehrt. Des Vaters Antwortschreiben erreichte den Matthias gerade noch, bevor die Jacht in See ging. Josef bat ihn, sich in Massilia umzuschauen nach einem möglichst guten und getreuen Exemplar der »Seekunde« des Pytheas von Massilia, die gewöhnlich nur in verderbten Abschriften aufzutreiben war.

Konnte er seinen Vater nicht mehr sehen, so erlaubte ihm doch ein freundlicher Zufall, sich von dem Mädchen Caecilia zu verabschieden. Matthias hatte Caecilia eine lange Weile nicht gesehen. Sie geradezu zu suchen, hätte er sich ein wenig vor sich selber geschämt; immerhin hatte er sich oft an jenen Orten herumgetrieben, wo er sie hätte treffen können, sie hatte übrigens das gleiche getan. Auf alle Fälle strahlten beider Gesichter auf, als sie am Tage, bevor er abreisen sollte, nun wirklich aufeinander stießen.

Caecilia gab sich spitz und ein wenig höhnisch wie immer.

»Da haben Sie also einen ehrenvollen Auftrag, mein Matthias«, sagte sie. »Sie sollen der Herrin Lucia Parfüms beschaffen. Aber ich nehme an, das würde ihr leibeigener Friseur auch zustande bringen, und vielleicht besser als Sie.« Matthias schaute dem hübschen Mädchen freundlich in das glatte Gesicht und sagte gelassen: »Warum reden Sie eigentlich solchen Unsinn, Caecilia? Sie wissen doch sehr gut, daß ich natürlich nicht nur wegen der Parfüms nach Massilia gehe.« — »Es sollte mich wundern«, beharrte streitbar Caecilia, »wenn es wirklich um Wichtigeres ginge. Denn Sie haben einiges gelernt von Ihren Pfauen und pflegen ziemlich laut zu sein, wenn Sie Ihren Glanz zeigen können.« Matthias, immer mit der gleichen Gelassenheit, antwortete: »Muß ich wirklich vor Ihnen prahlen, Caecilia? Muß ich mich wirklich vor Ihnen dessen rühmen, daß mich die Kaiserin gern sieht?« Er ging näher an sie heran; mit seinen jungen, tiefen, unschuldigen Augen schaute er ihr dringlich ins Gesicht, und: »Wenn ich der Niemand wäre«, sagte er, »als den Sie mich so gern hinstellen, würden dann Sie selber so häufig mit mir zusammen sein? Lassen Sie uns ernsthaft reden, Caecilia. Mein Geschäft in Massilia, so unbedeutend es sein mag, wird mich eine gute Weile von Ihnen fernhalten. Lassen Sie mich das Bild einer Caecilia mitnehmen, wie sie in ihren besten Stunden ist.« Und, ganz nah an ihr, die tiefe Stimme dämpfend und doch voll heißen Überschwangs, ließ er es aus sich herausbrechen: »Caecilia, du bist herrlich! Was für ein liebenswertes Gesicht du hast, wenn du es nicht ins Höhnische und Boshafte verzerrst!« Caecilia spielte die Ungläubige. »Das sind ja alles nur Worte«, sagte sie kokett. »Du liebst ja doch nur sie, die Kaiserin.« — »Wer müßte sie nicht lieben«, gab Matthias zu. »Aber was hat das zu tun mit uns beiden? Die Kaiserin verehre ich, ich liebe sie, wie ich meinen Vater liebe. Das heißt«, verbesserte er sich ehrlich, »ganz so ist es nicht. Aber ähnlich ist es. Dich, Caecilia ...« — »Ich weiß schon«, unterbrach ihn eifersüchtig, etwas töricht Caecilia, »mich verehrst du nicht. Über mich machst du dich lustig. Ich bin ein kleines, dummes Mädchen. Ihr Juden seid ja alle so stolz und eingebildet. Bettelstolz seid ihr.«

»Reden wir jetzt nicht von Juden und Römern!« bat Matthias. »Bitte, bitte, Caecilia.« Er nahm ihre Hand, eine weiße, kindliche Hand, er küßte die Hand, küßte ihren bloßen Arm. Sie wehrte sich, aber er ließ nicht ab, er war viel größer als sie, er umfaßte sie, beinahe hob er sie hoch, sie sträubte sich, aber dann, ganz plötzlich, wurde sie schlaff und erwiderte seine Küsse. »Geh jetzt nicht fort, Matthias!« bat sie mit einer kleinen, zerdrückten Stimme. »Laß einen andern die Parfüms holen! Schick einen andern Juden!« — »Ach Caecilia!« war alles, was Matthias erwiderte, und er umfaßte sie heftiger, begehrlicher. Erst ließ sie es zu, dann, mit einem, entzog sie sich ihm. »Wenn du zurück bist«, versprach sie, und: »Komm bald zurück!« drängte sie.

Kurze Zeit darauf ließ sich Messalin von neuem in Alba melden. Er überbrachte dem Kaiser die Abschrift eines Briefes.

Es lautete aber der Brief folgendermaßen: »Lucia an ihre Domitilla. Sie werden, meine Teure, gehört haben von dem Glück, das Ihren liebenswerten Söhnen widerfahren ist. Vielleicht aber werden Sie, daran denkend, daß die Knaben nun ausschließlich auf dem Palatin und in Alba zu Hause sein werden, über dieses Ereignis keine ganz reine Freude empfunden haben. Ich schreibe Ihnen, um Sie von dieser Sorge zu befreien. Ich versprach Ihnen seinerzeit, daß Ihre Knaben nicht allzu lateinisch werden sollen, und ich werde alles tun, was ich kann, um zu verhüten, daß ihre Herzen in der strengen Luft des Palatin eintrocknen. Im übrigen, meine Domitilla, hoffe ich mit Grund, daß nach der Adoption der Knaben Sie selber bald zurückberufen werden. Nur bitte ich Sie um *eines:* unterlassen Sie jeden Versuch, von Ihrer Insel aus auf das Schicksal der Knaben einzuwirken! Halten Sie sich vielmehr, Liebe, vollkommen still, sorgen Sie sich nicht um Ihre Söhne, auch wenn sie jetzt Vespasian und Domitian heißen! Vertrauen Sie Ihrer Lucia und leben Sie wohl!«

Der Kaiser las den Brief langsam und genau. Ein ungeheurer Grimm faßte ihn. Er war erzürnt nicht etwa deshalb, weil Lucia hinter seinem Rücken mit Domitilla zettelte, das hatte er nicht anders erwartet, ja vielleicht hatte er’s gewünscht. Was ihn empörte, das war vielmehr jener Satz von den »Herzen, die in der strengen Luft des Palatin eintrocknen«. Das wagte Lucia zu schreiben, sie, die ihn kannte. Das wagte Lucia zu schreiben nach den Nächten, die sie mit ihm verbracht hatte.

Er las den Brief mehrere Male. »Hat der Herr und Gott Domitian das Schriftstück gelesen?« fragte schließlich mit seiner sanften, gelassenen Stimme der Blinde. Der Kaiser, in kalter Wut, fragte zurück: »Warum hast du mir den Wisch gebracht? Willst du Lucia bei mir anschwärzen? Wagst du es zu behaupten, das, was auf diesem dreckigen Papier steht, seien Worte meiner Lucia?« — »Ich habe«, erwiderte mit seiner gleichmäßigen Stimme Messalin, »Eurer Majestät diese Briefabschrift nicht gebracht, weil ich die Person verdächtigen wollte, die den Originalbrief geschrieben hat oder geschrieben haben könnte. Aus einer Unterredung aber, deren mich Eure Majestät unlängst würdigten, wagte ich zu schließen, der Herr und Gott Domitian habe ein gewisses Interesse an dem Boten, der es übernommen hatte, die Urschrift dieses Briefes seiner Adressatin zuzuschmuggeln.«

Domitian trat ungestüm an Messalin heran und sah ihm mit so gespannter Frage ins Gesicht, als könnte der Blinde seinen Blick wahrnehmen. Freudige Ahnung hob ihn. »Wer ist dieser Bursche?« fragte er, und: »Der jüngste Adjutant der Kaiserin, Flavius Matthias«, erwiderte Messalin.

Domitian atmete stark, befreit. Doch er bemühte sich, seine tiefe, frohe, schmähliche Genugtuung nicht zu verraten. »Was haben Sie mit der Urschrift gemacht?« fragte er sachlich den Messalin. »Die Urschrift«, gab dieser Auskunft, »ist nur eine kleine halbe Stunde in unsern Händen geblieben, gerade Zeit genug, daß wir sie ordentlich kopieren konnten. Dann, ohne daß der junge Matthias etwas hätte merken können, haben wir sie ihm wieder zugesteckt. Der Brief ist weitergegangen auf der Jacht ›Blaue Möwe‹, wie es vorgesehen war, wahrscheinlich ist der Brief jetzt auf dem Weg nach der balearischen Insel, vielleicht ist er schon da.«

Domitian, und jetzt kippte ihm die Stimme über, fragte:

»Und dieser Matthias? Die Kaiserin hat ihn nach Massilia geschickt, wenn mir recht ist. Wo ist er jetzt, dieser Matthias?« — »Der junge Flavius Matthias«, berichtete Messalin, »ist von Ihrer Majestät mit vielen kleinen Aufträgen beehrt worden. Er hat sich nach gewissen kosmetischen Mitteln umzutun, er hat den großen Augenarzt Charmis aufzusuchen und ihn womöglich mitzubringen, er hat in Massilia vielerlei zu besorgen. Ich war der Meinung, die Geschäfte der Kaiserin verlangten größte Gewissenhaftigkeit und Umsicht, und habe dafür Sorge getragen, daß Flavius Matthias in Massilia lange zu tun haben wird.«

»Interessant, mein Messalin, sehr interessant«, sagte der Kaiser, die Stimme etwas abwesend, wie es dem Messalin schien. »Massilia«, sprach Domitian weiter vor sich hin, und immer mit der gleichen abwesenden Stimme hielt er einen kleinen, nicht recht zur Sache gehörigen Vortrag über die Stadt Massilia. »Eine interessante Siedlung«, erklärte er, »und wohlgeeignet, einen jungen, wißbegierigen Herrn längere Zeit festzuhalten. Sie hat Gallien gräzisiert, meine gute Stadt Massilia, es gibt dort schöne Tempel der ephesischen Artemis und des delphischen Apollo. Es ist eine reine, unverfälschte Insel des Griechentums inmitten einer barbarischen Umwelt. Auch gibt es dort, wenn ich mich recht erinnere, interessante altertümliche Bräuche«, und so plapperte er eine Weile ziemlich sinnlos weiter.

Messalin aber antwortete nicht. Er wußte genau, der Kaiser wollte keine Antwort haben, der Kaiser wollte nur seine Gedanken verbergen, und diese Gedanken waren bestimmt nicht bei den merkwürdigen Bräuchen der Stadt Massilia.

So war es denn auch, des Kaisers Gedanken waren, während er seinen Vortrag hielt, weitab von der Stadt Massilia. Lucia, dachte er vielmehr, Lucia. Ich habe ihr soviel geopfert, ich habe mich versündigt an Jupiter und an meinen neuen Söhnen ihrethalb, ich habe ihr die Rückrufung dieser Domitilla versprochen, und so lohnt sie es mir. Auf dem Palatin und in meiner Nähe trocknen die Herzen aus, schreibt sie. Und plötzlich, ziemlich abrupt, unterbrach er sich und begann vor sich hin zu pfeifen, höchst unmelodisch und mangelhaft, und der erstaunte und amüsierte Messalin erkannte die Melodie, es war jenes Couplet aus der letzten Posse: »Auch ein Kahlkopf kann ein schönes Mädchen haben, / Wenn er Geld genug dafür bezahlt.«

Nach wie vor dachte Messalin nicht daran, des Kaisers Gedanken zu stören. Der aber wachte plötzlich aus seinen Betrachtungen auf, er hatte sich gehenlassen, er hatte sich versinken lassen. Nur gut, daß ihm der Blinde wenigstens nichts vom Gesicht ablesen konnte. Er riß sich zusammen, und als wäre nichts geschehen, als wäre keine Pause und kein langes Schweigen gewesen, sagte er sachlich: »Bist du deiner Sache ganz sicher?« — »Ich habe keine Augen, zu sehen«, antwortete Messalin, »aber soweit ein Blinder sicher sein kann, bin ich sicher.«

Bestimmt weiß dieser Messalin, wie sehr ihn, den Domitian, seine Nachricht mitnimmt, er sieht, wenngleich er blind ist, tief in ihn hinein, noch viel tiefer und gefährlicher als Norban, doch merkwürdigerweise hat der Kaiser vor Messalin auch nicht das leiseste Gefühl von Haß und Unterlegenheit. Nein, er ist ihm dankbar, er ist ihm ehrlich dankbar, und: »Das hast du sehr gut gemacht«, anerkennt er auch, »und ich danke dir.«

Messalin entfernte sich, im Tiefsten befriedigt. Domitian, allein, dachte über das Vernommene nach. Merkwürdigerweise verspürte er keinen rechten Groll gegen Lucia, im Gegenteil, er war ihr beinahe dankbar um das, was sie da angerichtet hatte. Denn jetzt läßt sich nicht mehr feststellen, ob sich Domitilla in die Angelegenheit seiner jungen Löwen eingemischt hätte, und ein solcher Beweis ihrer Loyalität war die Voraussetzung seines Versprechens, ihre Verbannung rückgängig zu machen. Aus dem Schreiben der Lucia erhellt geradezu, daß auch Lucia der von ihr begünstigten Domitilla die Absicht zutraute, die Knaben gegen seinen, des Kaisers und Zensors, Willen zu beeinflussen. Damit aber ist er seines Versprechens enthoben, vor Lucia, vor sich selber, vor den Göttern. Und was Lucia selber anlangt, so wird er, was sie da gegen ihn unternommen hat, nicht vergessen, aber er wird die Regelung dieser Sache zurückstellen. Lucia ist nun einmal, wie sie ist, sie trägt in einem gewissen Sinne keine Verantwortung. Eher bereitete das Bewußtsein, sie zu schonen und in seinem Innern jederzeit Argumente gegen sie vorrätig zu haben, ihm eine gewisse Freude. Er wird ihr nicht einmal sagen, was er von ihr weiß. Er wird diese ganze Angelegenheit in seinem Busen bewahren. Niemand soll wissen, wie er, der Gott, betrogen worden ist von diesen dreien, von Lucia, von Domitilla, von dem Knaben Matthias, betrogen und verraten, er, der sehr Gütige, sehr Großmütige. Es genügt, daß es der Blinde weiß. Er hat sehr viel übrig für den Blinden. Eigentlich sind Lucia und der Blinde die einzigen Menschen, an denen ihm liegt. Mag sich also Lucia weiter ihrer falschen, unbegründeten, naiven Freude hingeben darüber, daß sie ihn hineingelegt hat; in Wahrheit wird er sie hineinlegen. Und mag sich der Blinde, der, ein sehr treuer Diener, ihn zu großem Dank verpflichtet hat, in seiner Nacht wärmen an dem Gedanken, daß er mit dem Herrn der Welt ein Geheimnis teilt.

Was aber soll er mit den beiden andern anfangen, mit Domitilla und mit dem jungen Menschen, der es unternommen hat, jenes Schriftstück auf die balearische Insel zu schmuggeln? Sie sollen nicht länger in der Welt sein, das ist gewiß, aber ihre Strafe soll heimlich kommen, aus dem Dunkel, und niemand soll die Zusammenhänge übersehen.

Domitilla. Die Verbannte. Sein Vater Vespasian hat sich einmal gegen seinen Willen breitschlagen lassen, einen Verbannten aus seiner Verbannung zurückzurufen; es war Helvid, der Altere, der Vater. Aber Vespasian, ein glücklicher und umsichtiger Mann, wie er war, hat auch da Glück gehabt: bevor noch den Begnadigten die Kunde des Rückrufs erreichte, war er gestorben. Auch er, Domitian, wird wieder einmal erweisen, daß er ein Mann von Glück und Umsicht ist. Er wird Domitilla begnadigen, er wird es groß der Lucia und aller Welt verkünden. Wenn dann die arme Domitilla das Glück nicht mehr erfährt, so ist das ihre Sache, nicht die seine.

Und was den jungen Matthias anlangt, so wird auch den ein dunkles Schicksal erreichen, nicht etwa eine Strafe. Vielleicht wird er, Domitian, dem Josephus darlegen, warum er den Jungen hat erledigen müssen; denn der Gott Jahve und sein Diener sollen nicht denken, daß er sich etwa an dem Jungen ohne Grund und nur aus Feindschaft gegen Jahve vergriffen habe. Aber niemand sonst außer dem Juden Josephus, dem Messalin und ihm selber soll um die Zusammenhänge wissen. Für alle andern soll es ein Unglücksfall sein, der den schönen Pagen der Kaiserin wegrafft.

Die Neptunalien waren kein sehr wichtiges Fest. Nur ein Fürst, der so auf Tradition hielt wie Domitian, konnte sich der Mühsal unterziehen, um dieses Festes willen seine Sommerfrische mit der heißen Stadt zu vertauschen.

Drei Tage leitete der Kaiser die Zeremonien. Dann, für den vierten, berief er den Josef auf den Palatin.

Den traf die Einladung wie ein Schlag. Da der Kaiser so lange gebraucht hatte, die Rache vorzubereiten für jene Rezitation, wie furchtbar wird diese Rache sein. Es wird eine schlimme Stunde werden, Josef wird allen Mut aus den Winkeln seiner Seele zusammenkratzen müssen. Es hat Zeiten gegeben, da er sich seinem Untergang entgegengesehnt, da er heiß gewünscht hatte, durch seinen Tod Zeugnis abzulegen für seine Sache. Jetzt aber aus der Blüte seines Glückes herausgerissen zu werden, davor graute ihm.

Zunächst indes empfing ihn der Kaiser mit heiterer Gelassenheit, er zeigte weder Zorn noch jene gefährliche Liebenswürdigkeit, die alle, die ihn kannten, noch mehr fürchteten als seine Wut. Eher schien er von einer etwas zerstreuten Freundlichkeit.

»Wie geht es Ihrem Matthias?« fragte er dann nach einer Weile. Josef erzählte, die Herrin und Göttin Lucia habe ihn nach Massilia geschickt. »Richtig«, erinnerte sich der Kaiser, »auf der Jacht ›Blaue Möwe‹, Massilia, eine schöne Stadt.« Und er begann wieder von den Merkwürdigkeiten der Stadt zu erzählen, ja er hatte Mühe, nicht in sinnlose Geschwätzigkeit hineinzugeraten wie neulich vor Messalin. »Auf alle Fälle, mein Josephus«, fing er sich ein, »gönn ich es Ihrem Matthias, daß er ein Stückchen Welt zu sehen bekommt. Und die Geschäfte, die er dort für die Kaiserin zu erledigen hat, werden ihn ja nicht allzusehr drücken. Er soll ihr Parfüms besorgen und kosmetische Mittel, und er soll den Arzt Charmis mit auf seine Jacht locken. Wichtige Geschäfte.« Josef wunderte sich, daß der Herr der Welt so genau Bescheid wußte um die unbedeutenden Verrichtungen, die seinem Matthias in Massilia oblagen.

»Es ist eine große Gnade und sehr verwunderlich«, scherzte er, »daß die Augen Eurer Majestät meinen Matthias mit solcher Aufmerksamkeit verfolgen.« — »Haben Sie ihn vor der Abreise noch gesehen?« fragte der Kaiser. »Nein«, antwortete Josef.

»Er hätte eigentlich über Rom reisen und sich von Ostia aus einschiffen können«, meinte Domitian. »Aber die Kaiserin hat eben doch offenbar ihre Geschäfte für wichtig gehalten und Eile gehabt. Sie hängt übrigens sehr an Ihrem Matthias, das hab ich selber gesehen. Er ist auch ein netter Junge, von angenehmen Sitten, er hat mir gut gefallen. Es muß in der Familie liegen, daß wir Flavier und ihr, daß wir uns immer wieder so eng miteinander verknüpfen.«

Es war in Wahrheit seltsam, wie eng die Flavier verknüpft waren mit Josef und seinem Geschlecht. Aber er wußte nicht, was er aus den Reden des Kaisers machen sollte, er fand nichts Rechtes zu erwidern, es war ihm unbehaglich zumute. »Du liebst ihn wohl sehr, deinen Sohn Matthias?« fuhr der Kaiser fort. Josef, einsilbig, erwiderte: »Ja, ich liebe ihn. Ich denke« fügte er hinzu, »er ist jetzt wohl schon wieder auf See, zurück auf dem Weg nach Italien. Ich freue mich darauf, ihn wiederzusehen.« — »Wie gut«, sagte langsam der Kaiser und schaute mit seinen vorgewölbten Augen dem Josef träumerisch ins Gesicht, »daß wir jetzt die Neptunalien gefeiert und daß ich selber daran teilgenommen habe. So haben wir das Unsere getan, auf daß ihm Neptun eine gute Rückfahrt beschere.« Josef glaubte, der Kaiser spaße, und er wollte schon lächeln; aber der Kaiser schaute so ernst darein, beinahe trüb, daß ihm das Lächeln verging.

Bei Tafel indes gab sich der Kaiser wieder besonders leutselig. Er sprach von Josefs Schrift gegen Apion. Dieses Buch beweise, daß Josef endlich losgekommen sei von der verlogenen, vornehm weltbürgerlichen Objektivität gegenüber seinem eigenen Volke. »Natürlich«, erklärte er, »ist alles, was Sie für Ihre Juden vorbringen, genauso unbewiesen und subjektiv wie das, was Ihre verhaßten Griechen und Ägypter gegen die gleichen Juden anführen. Trotzdem beglückwünsche ich Sie zu diesem Buch. Ihre früheren Ideen von Verschmelzung und Weltbürgertum, das ist lauter Nebel und Unsinn. Ich, der Kaiser Domitian, liebe mir einen gesunden Nationalismus.« Obwohl ihm die herablassenden Äußerungen des Kaisers eher Beschimpfung als Lob schienen, hörte sie Josef mit Freude. Es erleichterte ihn, daß ihm der Kaiser von seinen Büchern sprach und nicht mehr von seinem Sohn.

Auch nach Tische sprach Domitian von Literatur. Auf dem Sofa lag er, faul, und gab seine Ansichten zum besten. Josef wartete nervös, was wohl der Kaiser von ihm wolle; er sagte sich, jetzt habe er so lange gewartet, so werde er wohl noch eine Stunde länger warten können, doch er wurde immer flakkeriger. Dann, endlich, unvermittelt, verlangte Domitian, daß ihm Josef nochmals jene Ode an den Mut aufsage.

Josef erschrak tief. Nun also war es klar, daß ihn der Kaiser gerufen hatte, um sich an ihm zu rächen für jene Tollkühnheit.

»Sie verstehen, mein Josephus«, erklärte der Kaiser, »ich war damals nicht darauf vorbereitet, daß Sie Verse lesen würden. Die Verse sind auch etwas fremdartig, und ich habe sie das erstemal nicht ganz aufnehmen können. Ich wäre Ihnen also dankbar, wenn ich sie nochmals hören dürfte.« Aber alles in Josef sträubte sich gegen dieses Ansinnen. Was immer dieser Römer mit ihm vorhatte, ihm selber, Josef, war nicht danach zumute, jetzt jene Verse herzusagen. Heute spürte er sie nicht, heute schienen sie ihm fremd, und er fand es unwürdig, eine Rolle zu spielen in der Posse, die sich dieser böse Mann mit ihm machen wollte. »Eure Majestät«, erwiderte er also, »haben mir damals sichtbar gezeigt, daß Ihnen meine Ode vom Mut nicht gefiel. Warum also sollte ich das Ohr der Majestät nochmals belästigen?« Doch Domitian ließ nicht ab. Er hatte sich vorgenommen, die frechen Worte aus dem Munde dieses Jahveknechtes noch einmal zu hören; es war die Kriegsansage Jahves gegen ihn, und er wollte genau wissen, wie ihr Wortlaut war. Ungeduldig, eigensinnig befahl er: »Sag mir die Verse auf!«

Josef mußte nun wohl gehorchen. Er sagte die Verse her, grimmig und doch ohne Schwung und ungläubigen Herzens, es waren ihm Worte ohne Inhalt.

»Darum sag ich:

Heil dem Manne, der den Tod auf sich nimmt, Sein Wort zu sagen, weil das Herz ihn drängt ... Darum sag ich:

Heil dem Manne, den du nicht zwingen kannst, Zu sagen, was nicht ist.«

Er sah den Blick des Kaisers auf sich gerichtet, es war ein forschender, nachdenklicher, böser Blick; er wollte ihm ausweichen, aber da sah er sein eigenes Gesicht in der spiegelnden Verkleidung der Wände, überall sah er sein eigenes Gesicht und das des Kaisers, des Kaisers Augen und den eigenen Mund, sich öffnend und schließend. Er kam sich komödiantisch vor, und der Inhalt seines Psalms vom Mut kam ihm komödiantisch vor. Wozu sagen wollen, was ist, vor einer Welt, die das doch nicht hören will? Seit Jahrtausenden haben Männer der Welt gesagt, was ist, und sie haben nichts geändert, sie haben nur Unglück über sich selber heraufbeschworen.

Domitian hörte bis zu Ende sehr aufmerksam zu. Träumerisch wiederholte er: »›Heil dem Manne, der sagt, was ist.‹ Wieso: Heil ihm? Die Götter offenbaren das, was ist, allerhöchstens in Mysterien, sie wünschen also keineswegs, daß man es immer und allen sage. Was du in deinen Versen verkündest, mein Lieber, das klingt ganz schön und interessant, aber wenn man es genauer betrachtet, dann ist es aberwitziges Zeug.« Er beschaute den Josef, als wäre der eines seiner gefangenen Tiere. »Seltsam«, sagte er und schüttelte den Kopf, »daß jemand auf so verrenkte Ideen kommt. ›Heil dem Manne, der sagt, was ist.‹« Und noch mehrere Male, langsam, schüttelte er den Kopf.

»Du liebst also deinen Matthias?« nahm er plötzlich das Gespräch von früher wieder auf. Der Psalm vom Mut, Matthias: eine ungeheure Angst schnürte dem Josef das Herz. »Ja, ich liebe ihn«, erwiderte er gepreßt. »Und du willst natürlich hoch hinaus mit ihm?« fragte Domitian weiter. »Du bist ehrgeizig für ihn? Du willst sehr viel aus ihm machen?« Josef erwiderte behutsam: »Ich weiß, daß ich die Gnadenbeweise nicht verdient habe, mit denen mich der Herr und Gott Domitian und seine Vorgänger überhäuften. Aber mein Leben verlief in scharfem Auf und Ab. Das möchte ich meinem Sohne ersparen. Was ich meinem Sohne hinterlassen möchte, ist Sicherheit.« Und so war es; denn die Träume von Glanz und Ruhm, die er für seinen Sohn Matthias geträumt hatte, waren in dieser grausamen Minute von ihm abgefallen, er wollte ihn zurückhaben, hier bei sich, um ihn so schnell wie möglich aus Rom fortzubringen, nach Judäa, in Sicherheit und Frieden. Im Innern schrie er zu seinem Gott, er möge ihm in diesem schweren Augenblick Kraft geben, die rechten Worte zu finden und seinen Sohn zu retten.

»Interessant, sehr interessant«, antwortete mittlerweile der Kaiser. »Also das ist es, was du für deinen Matthias ersehnst, Ruhe und Sicherheit. Aber findest du, daß die Lehrzeit bei Hofe der beste Weg zu einem solchen Ziel ist?«

Es traf den Josef ins innerste Herz, daß der Feind sogleich seine schwache Stelle, sein Verbrechen, herausgefunden hatte. Denn eben dadurch hatte er gesündigt, daß er seinen Sohn auf diesen gefährlichen Pfad hinausgestoßen hatte. Mühsam suchte er, was er entgegnen könnte. »Der Kaiserin hat mein Junge gefallen«, fand er schließlich. »Hätte ich nein sagen sollen, als die Herrin Lucia mich aufforderte, ihn in ihren Dienst zu geben? Niemals hätte ich eine solche Unehrerbietigkeit gewagt.« Doch Domitian hatte jetzt die schwache Stelle seines Feindes, des Jahveknechtes, erspäht und ließ nicht davon ab. »Wenn du es nicht selber gewollt hättest«, er klärte er und hob tadelnd den Finger, in der spiegelnden Wandverkleidung aber waren es viele Finger, »dann hättest du Mittel und Wege gefunden. Du hast Ehrgeiz für ihn«, beharrte er, »sei ehrlich, gib es zu! Wie hättest du ihn sonst in den Dienst der Kaiserin geschickt?« — »Gewiß hat ein Vater Ehrgeiz für seinen Sohn«, räumte Josef ein, und er fühlte sich schwach und leer.

»Siehst du«, sagte befriedigt Domitian und wühlte weiter in der Wunde. »Du hast mir doch einmal gesagt, du seiest aus dem Geschlecht des David. Da du selber zugibst, Ehrgeiz für deinen Sohn zu haben, ist dir nie die Idee gekommen, daß vielleicht er, dein Sohn, der Auserwählte sein könnte, euer Messias?« Josef, die Lippen sehr blaß, die Kehle trocken, antwortete: »Nein, daran hab ich nicht gedacht.«

Zuerst war es dem Domitian als eine schwere Aufgabe erschienen, sich mit dem Juden auseinanderzusetzen, als eine Aufgabe, die er nur auf sich genommen, um sich vor Jahve zu rechtfertigen. Nun er aber das Gesicht des Josef sah, dieses hagere, gepeinigte Gesicht, da war es keine qualvolle Mühe mehr, sondern es packte ihn eine große, wilde, grausame Lust, zu sehen, was der Mann nun tun wird, wie er sich verhalten, wie sich sein Gesicht ändern, welche Worte er sprechen wird, wenn er erfährt, was mit seinem Sohne geschehen ist. Des Kaisers Augen sehnten sich danach, dies zu sehen, seine Ohren sehnten sich danach, den Aufschrei des getroffenen, verhaßten Feindes zu hören, der ihm ins Gesicht seine Frechheiten gesagt und der seiner Lucia gefallen hatte.

Bedachtsam also, nachdenklich, mit besonders sanfter Tücke die Worte wägend, sprach er weiter: »Wenn du in deinem Sohne niemals den Gedanken geweckt hast, er könnte der Auserwählte eures Jahve sein, dann hast du vielleicht auf irgendeine andere Art seinen Ehrgeiz gestachelt, oder vielleicht hat er dich mißverstanden, oder vielleicht auch hat euer Gott ihm von Anfang an ein sehr ehrgeiziges Herz mit auf seinen Weg gegeben.« Josef folgte des Kaiser Worten mit peinvoller Gespanntheit. »Ich bin sehr töricht«, sagte er, »oder zumindest habe ich heute einen schlechten Tag und ein fettes Hirn, und ich verstehe die Worte Eurer Majestät nicht zu deuten.« Immer mit der gleichen, unerbittlichen Sanftheit fuhr Domitian fort: »Auf alle Fälle ist es gut, daß es gerade Ruhe und Sicherheit ist, was du vom Himmel für deinen Matthias erbittest.« Josef, Herz und Stimme geschnürt von Pein, flehte:

»Ich wäre Eurer Majestät unendlich dankbar, wenn Sie zu einem geängstigten Vater in so einfachen Worten sprechen wollten, daß er es versteht.« — »Du bist sehr ungeduldig«, tadelte Domitian, »du bist so ungeduldig, daß es gegen den Anstand verstößt, den du deinem kaiserlichen Freunde schuldest. Aber ich bin es gewöhnt, verzeihen zu müssen, gerade dir hab ich oft Nachsicht geschenkt, mag es denn auch diesmal sein. Also höre, du Ungestümer! Es ist dies: dein Matthias hat sich in ein höchst ehrgeiziges Unternehmen eingelassen. Ich glaube, ich hoffe, ich seh es deinem Gesicht an, ich bin überzeugt, du weißt nicht darum. Das freut mich für dich. Es war nämlich ein sehr gefährliches Unternehmen, und es ist ihm nicht geglückt. Es war leider auch ein verbrecherisches Unternehmen.« — »Haben Sie Mitleid mit mir!« flehte Josef ihn an, leise, doch voll letzter Qual. »Haben Sie Mitleid mit mir, mein Herr und Gott Domitian! Was ist es mit meinem Matthias? Sagen Sie es mir! Ich flehe Sie an!«

Domitian beschaute ihn mit der ernsten, sachlichen Neugier, mit der er die Tiere seiner Käfige und die Pflanzen seiner Treibhäuser betrachtete. »Er hat die Geschäfte der Kaiserin in Massilia verrichtet,« sagte er, »wie es ihm aufgetragen war, er hat sie gut verrichtet, zu gut.« — »Und ist er weg von Massilia«, fragte atemlos Josef, »oder wo ist er?« — »Er hat sich eingeschifft«, antwortete der Kaiser. »Und wann wird er zurückkehren?« drängte Josef. »Und wann werde ich ihn wiedersehen?« Und da der Kaiser nur ein langsames, leises, bedauerndes Lächeln hatte, vergaß Josef alle Ehrfurcht, es sprach aus ihm nur eine ungeheure, sinnlose Angst, und: »Er wird also nicht zurückkehren?« fragte er, die Augen starr auf dem Kaiser, und er ging ganz nahe an ihn heran, ja er berührte das kaiserliche Gewand. Domitian, der sonst die Berührung jedes Fremden verabscheute und darin die schändlichste Verletzung aller Ehrfurcht sah, entzog sich ihm sanft. »Du hast noch mehr Kinder, nicht?« sagte er. »Zeig jetzt, mein Jude, daß deine Verse vom Mut mehr sind als bloße Worte!« — »Ich habe nur *einen* Sohn gehabt, und er ist nicht mehr.« Josef wiederholte sinnlos, beharrlich: »Er wird also nicht zurückkehren?« Er stammelte so, daß man die Worte kaum verstehen konnte, aber der Kaiser verstand sie doch, und er genoß die Vernichtung des Gegners. »Es ist ihm ein Unglück zugestoßen«, berichtete er mit freundlicher, bedauernder Stimme. »Er ist gefallen. Er hat sich in ein knabenhaftes Wettspiel eingelassen mit einem Schiffsjungen. Sie sind einen Mast hinaufgeklettert, scheint es, und er ist gefallen. Sie haben ihn nicht retten können. Er hat sich den Hals gebrochen.«

Josef stand da, seine Augen hingen mit immer dem gleichen gespannten Ausdruck am Munde des Kaisers. Der wartete auf einen Aufschrei, aber es kam keiner, vielmehr erschlaffte plötzlich das Gesicht des Josef, und er begann sonderbar zu malmen, den Mund zu öffnen und wieder zu schließen, als mühte er sich zu sprechen und könne die Worte nicht formen. Domitian aber kostete seinen Triumph ganz aus. Der ihm da gegenüberstand, das war ein Mann, den die Götter geschlagen hatten, alle Götter, auch sein eigener, auch sein Jahve. Er, Domitian, hatte also recht getan, er hatte eine große Schlacht gegen den Gott Jahve gewonnen, mit dessen eigenen Waffen, durch List, und dennoch auf faire, untadelige Art, so daß ihm der Gott nichts vorwerfen und anhaben konnte. Vertraulich und trotzdem sehr deutlich, jedes seiner Worte genießend, sprach er weiter: »Du magst es wissen, mein Josephus. Es war kein Zufall, daß dein Sohn Matthias verunglückt ist. Es war eine Strafe. Aber ich bin nicht rachsüchtig, ich bin milde, und nun er aus der Welt ist, trag ich ihm nichts mehr nach. Darum auch soll es niemand erfahren, daß es ein Verbrechen war, um dessentwillen er hat sterben müssen. Alle Welt soll glauben, er sei verunglückt, dein schöner, junger und liebenswerter Sohn Flavius Matthias. Und damit du siehst, daß ich dir wohlwill, höre weiter: er soll eine Bestattung haben, als wäre er wirklich der Auserwählte gewesen, eine prinzliche Bestattung, als wäre euer König David ein Römer gewesen.«

Allein es war dem Kaiser nicht vergönnt, zu beobachten, welchen Eindruck sein Stolz und seine Großmut auf seinen Gegner machten. Denn offensichtlich nahm Josef seine milden und erhabenen Worte gar nicht mehr auf. Vielmehr starrte er den Kaiser mit leerem, blödem Blicke an, sein Mund malmte noch immer, und dann, jäh, sackte er zusammen.

Domitian aber hatte noch mehr zu sagen, er konnte es nicht im Busen bewahren, und da er es dem hörenden Josef nicht mehr sagen konnte, sagte er es dem bewußtlosen. »Deine Doktoren«, sagte er ihm, »haben mir erklärt, der Tag werde kommen. Aber zu meinen und deinen Lebzeiten jedenfalls, mein Josephus, wird er nicht kommen, der Tag.«

Eines Abends bald nach dieser Unterredung mit dem Kaiser traf im Hause des Josef ein kleiner, schwarzer, feierlicher Zug ein. Er überbrachte die Leiche des Flavius Matthias, verunglückt in Diensten der Kaiserin durch einen Sturz an Bord der Jacht »Blaue Möwe«. Die Kunst der Leichenbehandlung war hoch entwickelt in der Stadt Rom, und Domitian hatte die besten Künstler dieses Faches berufen. Mit Salben, Spezereien und wohl auch mit Schminke hatten es diese zuwege gebracht, daß der Körper, den man im Hause des Josef ablieferte, schön aussah und so gut wie unversehrt. Jünglingshaft, das glänzende, schwarze Haar sorglich frisiert, lag der knochige Kopf, gleich und dennoch verändert, denn er hatte alles Leben aus den Augen erhalten, und diese Augen waren geschlossen. Und wenn der schöne Kopf seines Jungen, als Josef ihn zum letztenmal lebendig gesehen, auf einem sehr kindlichen Hals gesessen war, so trat jetzt der Kehlkopf stärker und männlicher heraus.

Josef stürzte mit eigener Hand die Möbel um im Zimmer seines Sohnes und bahrte den Heimgekehrten auf. Da saß er bei dem spärlichen Licht einer einsamen Öllampe, und auf dem umgestürzten Bett lag der Knabe.

Josef war ein bequemer Mann geworden in seinem Glück, ein Mann, der Angst hatte vor seinen eigenen Tiefen und Scheu, sich mit sich selber auseinanderzusetzen. Jetzt waren alle seine Tiefen aufgerissen, sein Inneres schrie ihn an, es gab kein Ausweichen. Beim Tod seines Sohnes Simeon-Janiki hatte er hin und her geschwankt zwischen den verschiedensten Gefühlen, in ihm war Jammer gewesen, Reue, Selbstanklage, doch auch Selbstrechtfertigung und Empörung gegen Gott und die Welt. Jetzt, an der Leiche seines Sohnes Matthias, spürte er nur *eines:* Ekel, Haß gegen sich selber.

Er haßte nicht den Kaiser. Der hatte einen Jüngling beseitigt, den er für einen Prätendenten gehalten, das war sein kaiserliches Recht. Er war sogar rücksichtsvoll vorgegangen. Er hätte die Leiche verschwinden lassen, er hätte sie der See und den Fischen überlassen können, und sein toter Sohn, treibend in den ruhelosen Gewässern, das war eine grauenvolle Vorstellung für Josef. Aber der Kaiser war mild gewesen, er überließ ihm den Toten, er hatte ihn sogar für ihn geschmückt und mit Wohlgerüchen angefüllt, der milde, der höchst gütige Kaiser. Nein, hier ist nur einer, gegen den aller Haß, aller Abscheu sich kehren muß, das ist er selber, Josef Ben Matthias, Flavius Josephus, der Narr, der Prahler, der alt, aber niemals gescheit geworden ist und der seinen Sohn auf den Weg ins Verderben gestoßen hat. Viel tiefer als damals beim Tod des SimeonJaniki ging jetzt an der Leiche des Matthias Josefs innerer Zusammenbruch. Diesmal gab es nichts zu drehen und zu deuteln, diesmal ruhten alle Ursachen in ihm selber. Wenn er sich nicht aus schierem, geistigem Hochmut dazu bekannt hätte, aus Davids Geschlecht zu stammen, dann lebte Matthias noch. Wenn er ihn nicht aus purem, dummem Vaterstolz zurückgehalten hätte, mit Mara nach Judäa zu gehen, dann lebte Matthias noch. Wenn er ihn nicht aus reiner, äußerer Eitelkeit in den Dienst der Lucia geschickt hätte, dann lebte Matthias noch. Es waren sein Ehrgeiz, seine Eitelkeit, die den Matthias umgebracht haben.

Ungeheuerlich, närrisch vermessen hat er sich. Jenen Cäsarion, den der große Cäsar aus seinem Sohne nicht hatte machen können, den hat er aus seinem Matthias machen wollen, kleiner Affe eines großen Mannes, der er war. Alles, was er je in seinem Leben unternommen, hat er aus Eitelkeit getan. Aus Eitelkeit ist er nach Rom gegangen als junger Mann, aus Eitelkeit hat er den Propheten gespielt und dem Vespasian sein Kaisertum prophezeit, aus Eitelkeit hat er sich zum Geschichtsschreiber der Flavier gemacht, aus geistigem Hochmut sich als Davidssproß bekannt. Aus Eitelkeit hat er die verlogene, vornehm objektive Universalgeschichte geschrieben, aus Eitelkeit die effektvoll glühende Verteidigungsschrift gegen Apion. Und jetzt hat er aus Eitelkeit seinen Sohn Matthias umgebracht.

Wie Jakob den Knaben Josef, so hat er diesen Knaben Matthias geliebt, mit närrischer Vaterliebe. Und wie Jakob dem Knaben Josef den glänzenden Leibrock geschenkt und so den Neid der Brüder gegen ihn wachgerufen hat, so hat er seinen Matthias eingehüllt in sträflichen Glanz. Und wie dem Jakob gemeldet wurde: »Zerrissen, zerrissen ist dein Sohn Josef«, so hat ihm der Feind mitgeteilt: »Umgekommen ist dein lieber Sohn.« An dem Erzvater Jakob indes war kein Fehler außer seiner närrischen Liebe, er aber, Josef Ben Matthias, ist über und über bedreckt mit Sünde. Und wenn jener Knabe Josef noch am Leben war, wenn auch verlassen und in einem tiefen Brunnen, sein Matthias liegt da, tot, wächsern und geschminkt, der Kehlkopf sticht heraus, kein Lebenshauch hebt und senkt ihn, und keine Hoffnung ist, daß er gerettet werde.

Die Nacht verging, eine kurze Sommernacht, und mit dem Morgen kamen zahllose den toten Flavius Matthias noch einmal begrüßen. Man wußte, daß der Kaiser persönlichen Anteil nahm an dem Unglücksfall, der den Günstling seiner Lucia weggerafft hatte, romantische Geschichten waren im Umlauf über sein Leben und sein Ende, man sprach viel von der Schönheit und dem Glanz des Jünglings. So schritt ein endloser Zug von Menschen durch den Raum mit den umgestürzten Möbeln, in dem der tote Matthias lag. Teilnehmende, Neugierige, Ehrgeizige. Sie kamen, um keine Gelegenheit zu versäumen, sich dem Kaiser gefällig zu erweisen, sie kamen, um die Leiche zu sehen, um Trauer zu bekunden, um Beileid auszusprechen. Ganz Rom defilierte an der Leiche vorbei. Josef aber hielt sich fern, eingesperrt im innersten Raum seines Hauses, auf der Erde hockend, bloßfüßig, mit wildwachsendem Haar und zerrissenem Kleid.

Es kamen Marull und Claudius Regin, es kam der uralte Cajus Barzaarone, und er dachte, wie bald er so liegen werde, es kam der Senator Messalin, und er stand lange Zeit mit höflich teilnahmsvollem Gesicht bei der Leiche, und niemand konnte lesen, was in ihm war, es kam auch der Pfauenwärter Amphion, und er heulte laut heraus, und es kam das Mädchen Caecilia. Auch sie ließ sich gehen, sie weinte über ihr ganzes, helles, glattes Gesicht, sie bereute, daß sie den Matthias so albern getriezt und daß sie sich gewehrt und alles erst auf seine Rückkehr verschoben hatte.

Es kamen auch die beiden Prinzen, Constans und Petron oder vielmehr Vespasian und Domitian, wie sie jetzt hießen. Sie standen an der Leiche, ernst, mit ihrem Hofmeister Quintilian. Man hatte ihnen Platz gemacht; doch hinter ihnen warteten unzählige, die Straße war verstopft mit Leuten, die den Toten noch sehen wollten. Aber die Zwillinge beeilten sich nicht, und selbst als Quintilian mit sehr höflichen Worten drängte, rührten sie sich nicht fort. Sie schauten auf das tote Antlitz ihres sehr geliebten Freundes. Sie waren an Tod gewöhnt, so jung sie waren, sie hatten viele sterben sehen, und nur wenige eines ruhigen Todes im Bett. Ihr Vater war auf blutige Art umgekommen, ebenso ihr Großvater und ihr Onkel, und so still und friedlich dieser ihr Freund Matthias dalag, sie ahnten, und in ihrem Innern wußten sie, auch ihn hatte eine Hand hinuntergestoßen, die sie gut kannten. Dies alles bedachten sie, wie sie so an dem umgestürzten Bett standen, sie jammerten nicht, sie sahen sehr reif und erwachsen aus, und abgesehen davon, daß sie nicht wegzubringen waren, hatte sich Quintilian über nichts in ihrer Haltung zu beklagen. Erst ganz zuletzt, bevor sie gingen, konnte sich der jüngere nicht enthalten, eine kindische und tadelnswerte Handlung zu begehen. Aus dem Ärmel seiner Toga zog er eine Pfauenfeder, und er gab sie dem Toten in die Hand, damit er, wenn er bei den Untern sein wird, etwas habe, sich daran zu erfreuen.

Die Juden der Stadt Rom erschreckte das Unglück, das Josef getroffen hatte; doch mischte sich ihrem Schreck eine kleine Genugtuung bei. Was jetzt den Josef niederwarf, das war eine verdiente Züchtigung Jahves. Sie hatten gewarnt; es war nicht gut, daß einer so frech hinauflangte und so hoch prahlte wie dieser Josef. Er hatte sich große Verdienste um sie erworben, aber er hatte ihnen auch großes Leid zugefügt, er war ein zweideutiger, gefährlicher Mann, er war ihnen fremd und unheimlich, und demütig priesen sie den gerechten Gott, der ihn auf solche Art warnte und in seine Grenzen zurückscheuchte.

Sie bezeigten Trauer und Teilnahme, wie es das Gesetz vorschrieb, sie schickten ihm in weidengeflochtenen Körben das Linsengericht der Trauer. Sie kamen, ihn zu trösten, aber es war ihnen recht, daß er sich nicht sehen ließ. Auch dies war eine Strafe Jahves, daß es ihm sein Hochmut verbot, Trost entgegenzunehmen.

Diesen ganzen Tag, da Rom vorbeizog an der Leiche seines Sohnes, blieb Josef eingeschlossen und sah niemand, weder Juden noch Römer. Es war ein sehr langer Tag, und er sehnte sich nach der Nacht, da er den Knaben wieder für sich allein haben wird. Doch gegen Abend stellte sich jemand ein, den er sehen mußte, des Kaisers Erster Kurier, ein Beamter der höchsten Rangklasse, und er begehrte den Josef zu sprechen, im Namen des Kaisers.

Der Herr und Gott Domitian wünschte, dem Flavius Matthias, der umgekommen war auf einer Reise in Diensten der Kaiserin, eine höchst ehrenvolle Bestattung zu bereiten. Er wollte ihm einen Scheiterhaufen errichten, als wäre er aus des Kaisers eigener Familie.

So geübt der Kurier war, Botschaften des Kaisers in geziemender Form zu bestellen, diesmal fiel es ihm nicht leicht, so verblüfft war er über den Anblick dieses Flavius Josephus. Er hatte ihn gesehen vor wenigen Tagen, damals, als ihn der Kaiser auf den Palatin beschieden hatte. Da war er ein Mann in guten Jahren gewesen, glänzend, einer, der in der Residenz gute Figur machte. Und jetzt stand vor ihm ein verdreckter, unrasierter, zerlumpter, alter Jude.

Ja, Josef stand da, verwahrlost und vergreist, und er fand auch keine Worte. Denn hin und her gerissen war er. Was ihm der Feind da antat, das war der frechste, greulichste Hohn, der sich denken ließ. Gleichzeitig aber auch stieg in Josef die Vorstellung hoch, eine solche großartige Bestattung sei Matthias, dem glanzliebenden, nur angemessen, und sein lieber Sohn würde es ihm nicht verzeihen, wenn er eine solche Ehrung ausschlüge. Er schwieg also lange, und als ihn schließlich der Beamte ehrerbietig fragte, was er nun dem Kaiser berichten solle, da antwortete er in vagen Sätzen, die kein Ja und kein Nein waren. Betreten stand der Kurier. Was war das für ein Mensch? Er erdreistete sich, sich zu bedenken, wenn ihm der Herr und Gott Domitian eine Ehre zudachte, wie er sie noch keinem erwiesen hatte. Allein gerade weil der Kaiser ihm diese ungeheure Ehre bereiten wollte, wagte der Höfling nicht, ihn zu bedrängen, und er zog sich unbehaglich zurück und voll von Zweifeln, ob nicht der Kaiser seinen Ärger über das sonderbare Verhalten des Mannes an ihm auslassen werde.

Josef, allein, fand nicht den rechten Weg. Die Stimmen seines Innern widersprachen sich. Bald war er entschlossen, das Angebot des Kaisers anzunehmen. Dann wieder sagte er sich, er selber gebe dadurch dem Römer recht und verleugne seine Idee. Dann wieder sah er das tote Antlitz seines Knaben, und ihm war, als sehnte sich Matthias nach dem großen, ehrenvollen Feuer, das sein letztes Bild vor den Augen aller Welt bestrahlen sollte. Er fand keine Lösung.

Am andern Tag ließ er die vertrautesten unter seinen Freunden vor, Claudius Regin und Johann von Gischala. Er hockte auf der Erde, das Haar verwildert, die Füße bloß, das Kleid zerrissen, den Verstand getrübt, die Seele vernichtet, und bei ihm saßen die Freunde. War er die Nacht vorher Jakob gewesen, der um seinen Lieblingssohn trauerte, so war er jetzt Hiob, den zu trösten die Freunde kamen. Aber es war gut, daß sich ihr Trost auf sachlichen Rat erstreckte; Beileid, unverschämtes Mitleid hätte er kaum ertragen.

So sprach man denn nur über jenes äußere Problem, das noch heute gelöst werden mußte, über die Frage der Bestattung. Was sollte Josef tun? Wenn er das Angebot des Kaisers annahm, verstieß er gegen ein Grundgesetz der Doktoren. Von ihren Urvätern her, seitdem Abraham, Isaak und Jakob begraben worden waren in der Höhle Machpela, war es den Juden verboten, sich anders zu ihren Vätern zu versammeln als auf dem Weg durch die Erde, und es schien dem Josef eine Herausforderung an sein eigenes Volk, wenn er seinen Sohn durch Feuer bestatten ließ. Wenn er ihn aber auf jüdische Art begrub und den Scheiterhaufen des Kaisers ablehnte, zog er dann nicht den Zorn des Kaisers auf sich herab, und nicht nur auf sich allein?

Es sprach Claudius Regin, der Mann der Wirklichkeit. »Ein Toter ist ein Toter«, sagte er, »und ob man ihn verbrennt oder begräbt, er spürt es nicht. Feuer oder Erde, ihm tut das eine so wenig Harm wie das andere, und ihm gibt das eine wie das andere so wenig Freude wie die Pfauenfeder, die der junge, nette Prinz ihm zugesteckt hat. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß seine Seele Augen hat oder eine Haut, es zu sehen oder zu spüren, auf welche Art man ihn bestattet. Was aber Ihre weiteren Bedenken anlangt, so sind das Sentimentalitäten. Ich bin kein Jude; vielleicht kann ich gerade darum genau abschätzen, wo die Vorteile und die Nachteile für Ihr Volk liegen. Lassen Sie mich Ihnen also sagen, daß dieses Ihr Volk es teuer zu bezahlen hätte, zumindest mit einem großen Gewinnentgang, wenn Sie auf seinen Aberglauben und seine Dummheit Rücksicht nähmen. Gerade die Rücksicht auf den wahren Vorteil der Judenfreiheit erfordert es, daß Sie DDDs Angebot annehmen. Denn der Glanz dieses Scheiterhaufens wird die ganze Judenheit bestrahlen, und die Judenheit, die in diesen letzten Zeiten ins Dunkel geraten ist, hat solchen Glanz sehr nötig.«

»Das hat sie«, sagte Johann von Gischala und richtete die grauen, verschmitzten Augen auf Josef. »Und was Ihre sonstigen Bedenken anlangt, Doktor Josef, so bin ich kein Gelehrter wie Sie und weiß nicht, ob einer nach dem Tode etwas spürt oder nicht. Ich sage da in meinem Innern weder ja noch nein. Aber wenn Ihr Matthias da, wo er jetzt ist, etwas spüren sollte, dann wäre es ihm bestimmt recht, wenn das Feuer, in dem sein Leib verbrennt, die ganze Judenheit wärmte. Und überdies glaube ich«, und jetzt wurden seine Augen noch pfiffig-freundlicher, »würde er sich auch sonst freuen an dem Glanz eines solchen großen Feuers. Denn er liebte den Glanz.«

Den Josef bewegte, was die beiden da sagten. Der Glanz, den ihm der Kaiser anbot, war zum Vorteil der Judenheit, und er konnte das Gedächtnis seines Sohnes nicht besser ehren als durch diesen Glanz. Trotzdem sträubte sich alles in ihm gegen Domitians Scheiterhaufen. Sein Matthias war nun einmal kein Römer; nur dadurch, daß man ihn zum Römer hatte machen wollen, war er umgekommen.

Da stieg ein kühner Gedanke in ihm auf. Der Kaiser wollte den Toten ehren, also fühlte er sich schuldig. Wenn er aber den Toten ehren wollte, dann sollte er es nicht tun in seinem eigenen, sondern in des Toten Sinne. Matthias sollte in judäischer Erde begraben liegen, wie das jedem Juden ziemte, und dennoch sollte von seiner Bestattung der Glanz ausgehen, den der Kaiser ihr zugedacht hatte. Josef wollte selber seinen Toten nach Judäa bringen, und der Kaiser sollte ihm dazu die Mittel liefern. Er sollte ihm eines seiner schnellen Schiffe für diesen Zweck zur Verfügung stellen, eine Liburna, eines jener schmalen Kriegsschiffe, die mit ausgesuchten Ruderern bemannt waren. So wollte Josef seinen Sohn nach Judäa bringen, und dort wollte er ihn begraben.

Das sagte er den Freunden. Die schauten ihn an, und sie schauten einander an, und sie sagten nichts.

Da sagte Josef, und seine Stimme war voll von Grimm und Herausforderung: »Sie, mein Claudius Regin, wären der gegebene Mann, dem Kaiser meine Forderung zu überbringen. Wollen Sie es?« — »Ich will es nicht«, antwortete Claudius Regin, »es ist kein angenehmes Geschäft.« Doch da Josef auffahren und etwas entgegnen wollte, fügte er hinzu: »Aber ich werde es dennoch tun. Ich habe schon viele unangenehme Geschäfte in meinem Leben auf mich genommen, aus Freundschaft. Sie waren nie ein bequemer Freund, Doktor Josef«, grollte er.

Das Kriegsschiff »Der Rächer«, eine Liburna, gehörte zur ersten Klasse der Schnellsegler. »Der Rächer« hatte drei Reihen Ruderer, er war scharf und niedrig gebaut, leicht und schnell, und schoß mit einem einzigen Ruderschlag zwei seiner Längen vorwärts. Vierundneunzig solcher Schiffe besaß die kaiserliche Marine. »Der Rächer« war nicht das größte, seine Wasserverdrängung betrug nur hundertzehn Tonnen, seine Länge vierundvierzig Meter, sein Tiefgang 1,7 Meter. Hundertzweiundneunzig Rudersklaven bedienten ihn.

Man hatte in aller Eile und doch sorgfältig alles zurechtgerichtet, was die Überführung der Leiche erforderte, selbst einen Einbalsamierer hatte man mitgeschickt. Aber es bedurfte seiner Dienste nicht, das Wetter war günstig, das Schiff segelte mit gutem Wind, die Nächte waren kühl. Man konnte die Leiche auf dem obern Deck aufbewahren, bei Tag schützte sie ein Sonnendach.

Josef saß an der Seite der Leiche, allein. Am liebsten waren ihm die Nächte. Wind ging, und er fröstelte wohl bei der schnellen Fahrt. Der Himmel war tief, es war nur ein schmaler Mond, das Wasser war schwarz mit Streifen schwachen Glanzes. Und Josef saß bei der Leiche, und wie Wind und Wellen kamen und gingen ihm die Gedanken.

Es war eine Flucht, und sein Gegner, klug, wie er war, hatte ihm sein schnellstes Schiff gegeben, auf daß er um so schneller fliehe. Schmählich, dreimal schmählich flieht er aus der Stadt Rom, die er so frech und seines Sieges gewiß betreten hat vor nunmehr dreißig Jahren. Ein Menschenalter ist er in Rom gewesen, ein Menschenalter hat er gekämpft, und immer wieder hat er geglaubt, jetzt habe er den Sieg fest in der Hand. Und das also ist das Ende. Schimpflichste Niederlage und Flucht. Geflohen, entronnen, entwichen, davongelaufen, hastig, schmählich, auf dem Schiff, das ihm der Feind gestellt mit höhnischer, höflicher Bereitwilligkeit. Da, neben ihm, liegt, was er gerettet hat aus diesem Menschenalter voll von Kämpfen: ein toter Knabe. Einen toten Sohn hat er gerettet, das ist der Preis eines Menschenalters voll von Überhebungen, von Selbstüberwindung, von Pein, Demütigung und falschem Glanz.

Wie es fliegt, das Schiff, das Schiff mit dem spöttischen Namen »Der Rächer«, das gute Schiff, das schnelle: wie es übers Wasser tanzt! »Der Rächer«. Da hat also Matthias das schnelle Schiff, das er sich gewünscht hat für die Fahrt nach Judäa, ein schnelleres, großartigeres, als er sich’s je geträumt. Ehre hatte sein Junge, große Ehre, im Tode wie im Leben. Große Ehre tat ihm sein Freund an, der Kaiser. Für ihn, für seinen Matthias, rührten sich, an ihre Bänke geschmiedet, diese Ruderer, Tack, Schlag, Tack, Schlag, immerzu, für ihn hämmerte der Offizier seinen Takt, für ihn blähten sich die kunstvoll geordneten Segel, für ihn schoß das Schiff übers schwarze Wasser, des römischen Kaisers bestes Schiff, eine Glanzleistung der Schiffsbaukunst.

Warum das alles? Wer kann es deuten? Auch dieser Matthias hat immer gefragt: warum? Mit seiner tiefen, geliebten Stimme hat er es gefragt, kindlich, und unwillkürlich ahmt Josef die tiefe, geliebte Stimme nach, und in den Wind und in die Nacht hinein fragt er mit der Stimme des Matthias: »Warum?«

Gibt es eine Antwort? Nur eine, die Antwort der Doktoren, wenn man seinerzeit an ein wirklich schwieriges Problem geriet. Hin und her diskutierte man und schwatzte und prüfte und verwarf, und dann, wenn man in höchster Gier auf die Lösung wartete, erwiderten sie: das bleibt Problem, schwierig, nicht zu lösen, unentschieden, Kaschja.

Kaschja.

Und doch ist es nicht so. Und doch gibt es eine Antwort. Einer hat die Antwort gefunden, vor ein paar hundert Jahren, und sie können ihn nicht leiden um dieser Antwort willen, und um dieser Antwort willen haben sie sein Buch nicht aufnehmen wollen in den Kanon der Heiligen Schrift. Seine Antwort heißt nicht: Kaschja. Seine Antwort ist klar und bestimmt, es ist die richtige Antwort. Immer wenn Josef wirklich aufgerührt wird, dann stößt er in seinen Tiefen auf die Antwort dieses alten Weisen, des Predigers, des Kohelet, sie hat sich in seine Tiefen gesenkt, und da ist sie nun, und es ist die rechte Antwort.

»Ich habe erkannt, daß alles, was Gott macht, so bleibt in Ewigkeit. Nichts kann man hinzutun, und nichts kann man davon wegnehmen. Was ist, ist längst gewesen, und was noch sein wird, ist längst gewesen. Und weiter sah ich, wie es unter der Sonne zugeht: wo Milde sein sollte, war Bosheit, und wo Gerechtigkeit sein sollte, Unrecht. Da dachte ich in meinem Herzen, das ist von Gott der Menschen wegen so eingerichtet, damit sie einsehen, daß sie nicht mehr wert sind als das Vieh. Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh, und sie haben *ein* Geschick. Wie dieses stirbt, so stirbt jener. Einen Odem haben sie, und der Vorzug des Menschen vor dem Vieh ist ein Nichts, und alles ist eitel. An *einen* Ort geht alles: aus Staub ist es geworden, und es kehrt zurück in den Staub. Wer will wissen, ob der Geist des Menschen in den Himmel steigt und der des Viehs in die Tiefen der Erde?«

So hatte auch er selber gespürt, so war’s aus seinen eigenen Tiefen heraufgestiegen, mit der gleichen Gewißheit, wie es seinerzeit dem Kohelet heraufgestiegen sein mochte, so hatte er’s gewußt, damals, als er an der Leiche seines Sohnes SimeonJaniki gesessen war. Und dann, später, hatte er’s nicht mehr wissen wollen und hatte sich dagegen empört und hatte es vergessen. Jetzt aber hat ihn Jahve ein zweites Mal daran erinnert, hart, höhnisch, grimmig, und ihn gezüchtigt, ihn, den schlechten Schüler. Jetzt kann er sich’s einschreiben in sein Herz, muß er sich’s einschreiben, zehnmal, zwanzigmal, wie es der große Lehrer ihm befiehlt. »Alles ist eitel, alles ist Haschen nach Wind.« Schreib dir’s ein, Josef Ben Matthias, schreib’s mit deinem Blut, zehnmal, zwanzigmal, du, der du es nicht hast wahrhaben wollen, du, der du den Kohelet hast verbessern wollen. Da bist du hergegangen und hast danach getrachtet, den alten Weisen zu widerlegen durch deine Taten und durch deine Werke, durch deinen »Jüdischen Krieg« und deine Universalgeschichte und deinen »Apion«. Und hier hockst du nun, hier auf dem Schiff, das über das nächtige Meer fährt im schnellen Wind, und alles, was du noch besitzest, trägst du mit dir: deinen toten Sohn. Wind, Wind, Haschen nach Wind!

Der schmale Mond war höher gestiegen, ein kleiner, blasser Glanz ging aus von dem magern, geschminkten Gesicht des Matthias.

Und was soll er Mara sagen, wenn er jetzt ein zweites Mal vor sie hintreten muß und ihr verkünden: Der Sohn, den du mir anvertraut hast, ist tot?

Leise, den Mund kaum öffnend, in den Nachtwind hinein, klagte er: »Wehe über meinen Sohn Matthias, meinen gesegneten, meinen geschlagenen, meinen Lieblingssohn! Ein großer Glanz war um meinen Sohn, und er war wohlgefällig vor allen Menschen, und alle Menschen liebten ihn, die Heiden und die Auserwählten. Ich aber habe ihn erfüllt mit Eitelkeit, und am Ende habe ich ihn umgebracht aus Eitelkeit. Wehe, wehe über mich und über dich, mein schöner, lieber, guter, glänzender, gesegneter, geschlagener Sohn Matthias! Ich habe dir einen prunkenden Mantel gegeben wie Jakob dem Josef, und ich habe dich ins Unheil geschickt wie Jakob seinen Sohn Josef, an dem er hing mit zu großer, äffischer, eitler Liebe. Wehe, wehe über mich und über dich, mein lieber Sohn!«

Und er dachte an die Verse, die er geschrieben hatte, an den Psalm des Weltbürgers und den Psalm vom Ich und an den Psalm vom Glasbläser und an den Psalm vom Mut. Und seine Verse schienen ihm leer, und sinnvoll schien ihm nur *eines,* die Weisheit des Kohelet.

Aber was nützte ihm diese Erkenntnis? Nichts nützte sie ihm, sein Schmerz wurde nicht geringer davon. Und er heulte hinaus in den Wind, und sein Heulen übertönte den Wind.

Den Offizieren, den Matrosen und den Ruderern war der Mann unheimlich, der da seine Leiche übers Meer fuhr. Es war ein widerwärtiges Geschäft, das ihnen der Kaiser aufgetragen hatte. Sie fürchteten, der Jude sei den Göttern verhaßt, sie fürchteten, die Götter würden Unheil heruntersenden über ihr gutes Schiff. Sie waren froh, als die Küste von Judäa in Sicht kam.

Als Lucia von dem Tod ihres Lieblings Matthias erfuhr, bemühte sie sich, kalt und klar zu bleiben, sich zu wehren gegen den Verdacht, der sogleich in ihr hochstieg. Zuerst dachte sie daran, unverzüglich nach Rom zu fahren. Aber sie kannte Josefs Maßlosigkeit; er wird sicherlich, ohne zu prüfen und zu wägen, an Tücke und Verbrechen glauben, und sie wollte sich nicht anstecken lassen von der Wildheit seiner Gefühle. Sie wollte ihre Vernunft wahren, wollte sich, ehe sie etwas unternahm, ein gerechtes Urteil bilden. Sie schrieb dem Josef einen Brief, voll von Trauer, Mitleid, Freundschaft, Trost.

Doch der Kurier, der das Schreiben überbringen sollte, kam zurück mit der Nachricht, Josef sei auf See, um die Leiche des Knaben nach Judäa zu überführen.

Es kränkte Lucia nicht, daß sich der Mann in seinem Unglück, das doch auch das ihre war, nicht an sie gewandt, daß er ihr nicht erlaubt hatte, daran teilzunehmen, daß er nicht einmal ein Wort für sie hatte. Aber er schien ihr mit einem Male fremd, dieser Mann, der sich ganz verströmen ließ, der so gar kein Maß und keinen Rahmen kannte, dessen Unglück so selbstsüchtig war wie sein Glück. Sie begriff nicht mehr, wie sie sich diesen Maßlosen hatte so nahe kommen lassen. Das, was zwischen ihnen gewesen war, hätte noch lange treiben und blühen können; jetzt hatte er es zerschnitten durch die Art, wie er nach Judäa aufgebrochen war. Er war ein Unseliger, unselig in seiner Jäheit, er zog das Unglück an durch seine Wildheit und durch seine Vorstellungen von Sünde. Beinahe war es ihr recht, daß er ihre Beziehungen zerschnitten hatte.

Ob Domitian das Verbrechen begangen, wagte sie nicht zu entscheiden. Sie war in Bajae, er in Rom, sie wollte ihn nicht sehen, solange sie hin und her gerissen war von Zweifeln, sie wollte ihm kein unüberlegtes Wort sagen, um sich nicht die Möglichkeit zu verschütten, klarzusehen über seine Schuld. Wenn er die Tat begangen haben sollte, dann wird sie Matthias rächen.

Sie erhielt von Domitian ein freundlich kühles Schreiben. Domitilla, teilte er ihr mit, habe nun wirklich die jungen Prinzen eine lange Weile in Ruhe gelassen. So sehe er sich zu seiner Freude in der Lage, Lucias Wunsch zu erfüllen. Er habe den Gouverneur von Ostspanien beauftragt, Domitilla ihre Begnadigung anzukündigen. Lucia werde also ihre Freundin bald wieder in Rom begrüßen können.

Lucia atmete auf. Sie war froh, Wäuchlein nicht vorschnell des Mordes an Matthias bezichtigt zu haben.

Zwei Wochen später berichtete ihr ihr Sekretär, als er ihr des Morgens die neu eingetroffenen Nachrichten erzählte, daß die Prinzessin Domitilla auf elende Weise umgekommen sei. Sie hatte auf ihrer Insel das Evangelium eines gewissen gekreuzigten Christus verkündet, gemäß den Anschauungen der Minäer, einer jüdischen Sekte. Sie hatte sich vor allem an die Ureinwohner der Insel gewandt, es waren das aber halbzivilisierte Iberer, in Wohnstätten lebend, die eher Höhlen wilder Tiere gleichen als menschlichen Behausungen. Einmal, als sie mit ihrer Zofe aus einer solchen Siedlung zurückkehrte, hatten welche aus dem raubgierigen Gesindel den beiden Frauen aufgelauert, sie überfallen, beraubt und erschlagen. Das war geschehen, als bereits der Gouverneur von Ostspanien den Boten abgesandt hatte, der ihr ihre Begnadigung mitteilen sollte. Der Kaiser hatte angeordnet, daß aus dem Stamm, dem der Mörder angehörte, jeder zehnte gekreuzigt werde.

Lucias helles, kühnes Gesicht verfinsterte sich, als sie diese Nachricht hörte; zwei tiefe, senkrechte Falten schnitten in ihre kindliche Stirn, ihre Wangen fleckten sich vor Zorn. Sie unterbrach den Sekretär mitten im Wort. Unverzüglich gab sie Befehl, ihre Abreise zu rüsten.

Sie wußte noch nicht, was sie tun wird. Sie wußte nur, sie wird Domitian ihre ganze Wut ins Gesicht schleudern. Sooft sie sich über ihn empört hatte, es war in ihr immer etwas gewesen wie Achtung vor seiner wilden, strengen Sonderart, niemals war die Liebe ganz erloschen, die sein Stolz, seine Heftigkeit, sein Wahn, das Einmalige an ihm in ihr entzündet hatten. Jetzt sah sie in ihm nur mehr das schlechthin Böse, das reißende Tier. So gewiß er Domitilla umgebracht hatte, weil er ihr ihre Begnadigung versprochen, so gewiß auch war es seine harte Pranke gewesen, die den Knaben getroffen, den jungen, strahlenden, unschuldigen. Oh, er wird wieder viele große, stolze Worte wissen zu seiner Rechtfertigung! Aber diesmal wird er sie nicht dumm reden. Er hat den Knaben umgebracht wegen des Guten, das in ihm war, einfach, weil der Knabe so war, wie er war, vielleicht auch nur deshalb, weil der Knabe ihr, Lucia, gefallen hatte. Und auch Domitilla hatte er getötet, nur um sie, Lucia, zu treffen, so wie ein böses Kind das Spielzeug zerstört, an dem ein anderer seine Freude hat. Sie wird ihm das sagen, ins Gesicht; wenn sie es nicht täte, erstickte sie an dem unausgesprochenen Wort. Ihre ganze Wut, ihren ganzen Ekel wird sie ihm ins Gesicht schleudern.

Unverzüglich brach sie auf, nach Rom.

Solange er mit Josephus gesprochen, hatte Domitian ein Gefühl tiefer Befriedigung gespürt. Auch als Josephus seinen Vorschlag zurückgewiesen hatte, dem Knaben eine glänzende Bestattung zu rüsten, hatte er nur gelächelt. Er nahm dem Josephus die Frechheit nicht übel; sie bewies nur, daß er wirklich den Gegner an seiner verwundbarsten Stelle getroffen hatte. Wie ihm dann Claudius Regin die freche Bitte des Juden überbracht, war das vielleicht der Gipfel seines Triumphs gewesen. Denn nun konnte er sich obendrein noch großzügig zeigen und beweisen, daß, was er getan, nicht gegen den Gott Jahve gerichtet war. Das Verbrechen des Knaben Matthias hatte der Kaiser Domitian ahnden müssen; den Liebling des Gottes Jahve ehrte er mit den höchsten Ehren. Und er lächelte tief, froh und finster, als er erfuhr, daß von seinen schnellen Schiffen gerade »Der Rächer« bereitlag, daß es »Der Rächer« war, der den Josephus und seinen toten Sohn nach Judäa brachte. Fahr hin, Josephus, mein Jude, fahre zu, auf meinem guten, schnellen Schiff! Habt guten Wind, du und dein Sohn, fahrt hin, fahrt zu! Geflohen, entwichen, davongelaufen, enteilt ist Catilina.

Doch je weiter der Feind enteilte, je weiter fort von Rom die Liburna »Der Rächer« war und auf ihr der Tote und der Lebendige, so mehr fiel des Kaisers Freude in sich zusammen. Er wurde gegen seine Gewohnheit träge, unlustig allen Tuns. Nicht einmal zu der kleinen Reise nach Alba raffte er sich auf, er blieb in dem heißen Rom.

Langsam stellten sich die alten Zweifel wieder ein. Gewiß, er hatte recht daran getan, den Flavius Matthias zu beseitigen; der hatte Hochverrat begangen, er, der Kaiser, hatte nicht nur das Recht, er hatte die Pflicht gehabt, ihn zu strafen. Aber sein Gegner, der Gott Jahve, ist ein gewitztes, tückisches Wesen. Menschenwitz kann gegen ihn nicht an. Er wird Gründe finden, gekränkt zu sein, daß der Römer seinen Davidssproß, seinen Auserlesenen, hat wegraffen lassen. Er hat, Domitian, viele gute Argumente für sich anzuführen. Aber wird der feindselige Gott sie gelten lassen? Und jedermann weiß, wie rachsüchtig dieser Gott Jahve ist und wie unheimlich, und wie seine Hand aus dem Dunkeln trifft.

Was kann er ihm vorwerfen, dieser Gott Jahve? Jahves Günstling, Jahves Gesandter, Josef, hatte ihm frecherweise im Beisein von ganz Rom die niederträchtige Ode vom Mut ins Gesicht geschleudert. Der gleiche Sendling Jahves hatte Lucia veranlaßt, freundschaftliche Beziehungen mit ihm zu unterhalten und ihn und seine Mission vor aller Augen auf provokatorische Art auszuzeichnen. Aber es war nicht der Wille, sich an diesen beiden zu rächen, der ihn, Domitian, zur Beseitigung des Matthias veranlaßt hatte. Er hatte die beiden nicht treffen wollen. Daß er sie hatte treffen müssen, war die übliche Nebenerscheinung einer ihm leider von den Göttern auferlegten heiligen Funktion. Nein, er grollte Josef nicht und auch nicht Lucia; er hegte vielmehr geradezu freundschaftliche Gefühle. Es war nicht etwa er, der ihnen Unheil zugefügt hatte, die Götter hatten es getan, das Schicksal, und er, ihr Freund, hatte den ehrlichen Willen, sie zu trösten.

Trotzdem blieb in ihm ein heimliches Gefühl, es sei da eine Schuld, und wie es seine Gewohnheit war, mühte er sich, diese etwa vorhandene Schuld von sich abzuwälzen auf einen andern. Wo war die erste Ursache der Tat? Es hatte damit begonnen, daß ihm Norban zwei Davidssprossen vorgestellt hatte. Norban hatte das zu einem bestimmten Zweck getan. Der Kaiser wußte nicht mehr, welche Absicht Norban damit verfolgt hatte, aber soviel war sicher: Norban hatte ihm absichtlich das erste Glied einer Kette in die Hand gedrückt, einer Kette, deren letztes Glied eben der Tod des Knaben Matthias war. Wenn also Schuld bestand, dann traf die Schuld den Norban.

Sich diese Gedanken ganz klarzumachen oder gar Folgen daraus zu ziehen, davor freilich hütete sich Domitian. Wenn er vor seiner Schreibtafel saß und an seinen Polizeiminister dachte, dann entstanden auf der Tafel immer nur Kringel und Kreise und niemals Buchstaben oder gar Worte, und diesen Kringeln und Kreisen entsprachen des Kaisers Gedanken. Wenn er aber deutlich über den Norban sprach, vor andern oder vor sich selber, dann sagte er immer nur, sein Norban, das sei der Treueste der Treuen.

Als Lucia auf dem Palatin eintraf, hatte sich Domitian in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen und Auftrag gegeben, ihn nicht zu stören. Doch Lucia bestand so heftig darauf, ihn sogleich zu sehen, daß Hofmarschall Xanthias sie schließlich trotzdem meldete. Er hatte Angst, der Kaiser werde zornig ausbrechen, aber der blieb ruhig, ja er schien sich auf die Begegnung zu freuen.

Domitian fürchtete natürlich, Lucia werde ahnen, wie der Untergang des Matthias zustande gekommen sei und der Tod der Domitilla. Aber sein Norban hatte sich wieder einmal bewährt, er hatte gute Arbeit getan; es lagen einwandfreie Zeugenaussagen vor sowohl über den Unglücksfall, der den Matthias das Leben gekostet hatte, wie über die Ermordung der Domitilla durch das iberische Höhlengesindel. Und wenn Domitian sich äußerlich rechtfertigen konnte, so konnte er’s innerlich noch viel besser. Matthias hatte zweifellos Hochverrat begangen, und die Beseitigung der Domitilla war, gerade nach dem hochverräterischen Brief, notwendig gewesen, wenn anders er die Seelen der Knaben hatte schützen wollen.

Als er indes Lucia hereinstürmen sah, groß, wild, empört bis in die Falten ihres Kleides, verließ ihn gleichwohl seine Sicherheit. Immer wieder wurde er schwach vor dieser Frau, auch heute fühlte er alle seine Argumente schmelzen. Doch dauerte diese Schwäche nur den Bruchteil eines Augenblicks. Dann war er wieder der Domitian, der er vorher gewesen, und mit sanften, höflichen Worten sprach er ihr seine Betrübnis aus über das Verhängnis, das ihm und ihr die beiden Freunde entrissen habe.

Allein Lucia ließ ihn nicht zu Ende reden. »Dieses Verhängnis«, sagte sie finster, »hat einen Namen. Es heißt Domitian. Lügen Sie nicht, schweigen Sie, sagen Sie nichts! Sie haben nicht Ihren Senat vor sich. Versuchen Sie nicht, sich zu rechtfertigen! Es gibt keine Rechtfertigung. Ich glaube Ihnen nichts, keinen Satz, kein Wort, keinen Hauch. Sich selber mögen Sie etwas vorlügen, mir nicht. Und diesmal können Sie nicht einmal sich selber dumm machen. Gemein, feig, niederträchtig haben Sie gehandelt! Nur weil der Knabe Ihnen gefallen hat, darum haben Sie ihn umgebracht; weil selbst Sie gesehen haben, wie unschuldig er war und wieviel Reinheit von ihm ausging, und weil Sie so etwas nicht in Ihrer Nähe ertragen können. Nichts war es als pure, kleinliche Eifersucht. Und Domitilla! Sie selber haben gesagt, daß sie Ihnen nichts getan hat. Pfui! Was für eine schmutzige Seele Sie haben! Kommen Sie mir nicht näher, rühren Sie mich nicht an! Mich ekelt vor mir selber, wenn ich daran denke, daß ich mich von Ihnen habe beschlafen lassen.«

Domitian war gehorsam zurückgewichen, er lehnte an seinem Schreibtisch, er schwitzte ein wenig. »Es hat Ihnen aber doch gefallen, meine Lucia«, feixte er. »Oder nicht? Ich wenigstens hatte ziemlich oft den Eindruck, es habe Ihnen unverkennbar gefallen.« Jetzt indes zeigte Lucias beredtes Gesicht unverkennbaren Ekel, und langsam wich das Feixen aus Domitians überrötetem Antlitz, ja für einen Augenblick wurde er erschreckend blaß. Dann aber, nicht ohne Mühe, stellte er das Lächeln wieder her, und: »Der Junge muß Ihnen wirklich sehr nahe gestanden haben«, überlegte er laut, mit höflicher, betrachtsamer Ironie. »Und interessant, sehr interessant bleibt es auf alle Fälle, was Sie mir da über die Geschichte unserer Beziehungen eröffnet haben.«

»Ja«, antwortete Lucia, jetzt viel ruhiger, und durch diese Ruhe klang ihre Bitterkeit noch viel verächtlicher, »sie ist interessant, die Geschichte unserer Beziehungen. Aber jetzt ist sie zu Ende. Ich habe mich von Ihnen entführen lassen, ich habe Sie geliebt. Zehnmal, hundertmal haben Sie Dinge getan, gegen die sich mein ganzes Wesen gesträubt hat, und immer wieder hab ich mich von Ihnen überzeugen lassen. Jetzt aber ist es aus, Wäuchlein«, und diesmal klang ihr »Wäuchlein« gar nicht spaßhaft, sondern bitter und höhnisch. »Es ist aus«, wiederholte sie, mit einem kleinen Ton auf dem »ist«. »Sie haben mich oft beschwatzt, Sie sind zäh, das ist mir bekannt, und geben einen Plan nicht leicht auf. Aber ich rate Ihnen, gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß es zwischen uns aus ist. Meine Entschlüsse kommen jäh, aber ich halte daran fest, Sie wissen es. An meinen Worten kann man nicht deuteln wie an den Ihren. Ich gebe Ihnen den Abschied, Domitian. Mich ekelt vor Ihnen. Ich bin fertig mit Ihnen.«

Auf Domitians gerötetem Gesicht blieb, als Lucia gegangen war, noch eine Weile das etwas verlegene, künstlich ironische Feixen, hinter dem er seine Wut zu verbergen gesucht hatte. Seine kurzsichtigen Augen starrten der Entschwundenen nach, in seinen Ohren war noch der Hall ihrer Worte. Langsam dann entspannte sich sein Gesicht, mechanisch pfiff er vor sich hin, die Melodie jenes Couplets: »Auch ein Kahlkopf kann ein schönes Mädchen haben, / Wenn er Geld genug dafür bezahlt.«

Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm den goldenen Griffel, kritzelte in die Wachstafel, Kreise und Kringel, Kringel und Kreise. »Hm, hm«, sagte er vor sich hin, »interessant, sehr interessant.« Sie verachtete ihn also. Viele hatten erklärt, sie verachteten ihn, aber das waren Worte gewesen, ohnmächtige Gesten; es war undenkbar, daß ein Sterblicher ihn, den Herrn und Gott Domitian, verachtete. Lucia war unter den Lebenden die einzige, der er’s glaubte.

Für einen Augenblick ließ er’s sich ganz ins Bewußtsein dringen, daß sie also von ihm gegangen war, daß sie einen Schnitt gemacht hatte zwischen sich und ihm. Dieser Schnitt tat weh, die Kälte dieses Schnittes drang tief in ihn ein. Dann aber wehrte er sich dagegen, reckte sich auf, bedachte, daß ihre Worte endgültig waren und es also keinen Sinn hatte, dieses endgültig Vergangene zu betrauern. Nur die Folgen waren daraus zu ziehen.

Lucia hatte sich von ihm losgesagt, sie hat sich aus seinem Schutz begeben. Sie war nicht mehr die Frau, die zu ihm gehörte, nur mehr die Feindin, die Hochverräterin. Sie hat ihn veranlassen wollen, Domitilla zurückzurufen, wiewohl offenbar niemand besser wußte als sie, daß diese Domitilla versuchen wird, verderblichen Einfluß auf seine Söhne zu gewinnen. Schon das war Hochverrat. Dann hat sie überdies mit Domitilla gezettelt, hat versucht, ihn zu betrügen, ihm ein Wohlverhalten Domitillas vorzuspiegeln, damit diese dann um so ungestörter aus der Nähe seine Söhne der Staatsreligion abspenstig machen könne. Klarer Hochverrat. Lucia ist eine Verbrecherin, er muß den Blitz schleudern.

Er blieb weiter in Rom.

Auch Lucia blieb in Rom, wiewohl der August dieses Jahres ungewöhnlich heiß war. Vielleicht kehrte sie deshalb nicht nach Bajae zurück, weil ihr das Haus und der Garten verleidet waren, die voll waren von Erinnerungen an Matthias.

Die Prinzen Vespasian und Domitian machten ihr ihre Aufwartung in Begleitung ihres Hofmeisters Quintilian. Die letzten Ereignisse hatten ihm guten Anlaß gegeben, seinen Zöglingen stoische Gedankengänge näherzubringen. »Gelassen wahr den Sinn dir in harter Zeit!« Aber er hatte den Knaben nicht erst lange Vorhaltungen machen müssen, sie waren still geworden, sie klagten nicht, ihre Gesichter waren zugesperrt, streng. Sie waren Söhne der Domitilla mehr als des Clemens, sie waren echte Flavier. Sie hatten erst eine kurze Strecke ihres Weges zurückgelegt, doch dieser Weg war gesäumt mit Toten. Jetzt vertrat Vaterstatt an ihnen ein Mann, der ihnen den wahren Vater und wohl auch den Freund zu den Untern geschickt hatte und die Mutter in die Verbannung. Sie mußten leben an der Seite dieses Mannes und durften nur verstohlen und in halben Worten miteinander reden über das, was ihnen am nächsten lag. Der Mann, der sie Söhne nannte, war der mächtigste Mann der Welt, auf sie selber wartete eine unausdenkbare Fülle von Macht. Sie aber waren machtloser als die Leibeigenen in den Schächten der Bergwerke; denn die durften reden, worüber sie wollten, die durften klagen, sie aber, die Kaisersöhne, gingen umher in einer tiefern Finsternis als die in den Bergwerken, und der höhnische Glanz um sie herum verdeckte nur schlecht diese Finsternis, und kaum im Schlaf durften sie die Maske ablegen, die zu tragen ihnen befohlen war.

Als sie erfahren hatten, daß Lucia wieder in Rom sei, war ihnen das ein großer Trost. Aber nun sie sie das erstemal sahen, lähmte sie die Gegenwart Quintilians. Lucia erschrak, wie sehr sich die Knaben verändert hatten. So schnell hatten sie sich verändert, hier auf dem Palatin. Alles hat sich hier verändert, oder vielleicht auch hat bisher nur sie alles falsch gesehen. Sie wußte nicht recht, was sie den Knaben sagen könnte, peinvoll suchten alle drei nach Worten, der gewandte Quintilian mußte oft über quälende Pausen hinweghelfen. Schließlich ertrug es Lucia nicht länger. »Kommt her«, sagte sie, »seid keine Männer! Sei du Constans, und du Petron, und weint um Matthias und um eure Mutter!« Und sie umfaßte sie, und sie achteten nicht länger auf die Gegenwart Quintilians und ergingen sich in süßen und traurigen Erinnerungen an Matthias und in dunklen Worten des Zornes.

Nach dieser Zusammenkunft hätte Quintilian seine Zöglinge der Kaiserin am liebsten für immer ferngehalten. Aber dagegen trotzten die Knaben auf. Domitian, der, langsam wie immer, noch nicht schlüssig geworden war, wann er nun den Blitz gegen Lucia schleudern sollte, wollte es noch nicht zu einem offenen Bruch kommen lassen, und so wurde entschieden, daß die Prinzen einmal alle sechs Tage Lucia sehen sollten.

Dumpf und gefährlich lebte man dahin auf dem Palatin, und die schwere Schwüle dieses Sommers machte alles noch schwerer erträglich.

Auch die Stadt spürte, daß sich die Dinge zusammenballten um Domitian, und machte viel Gewese aus den übeln Vorzeichen, die sich häuften. Einmal, in diesem gewitterreichen Monat, schlug der Blitz in des Domitian Schlafzimmer, einmal riß der Sturm die Inschrifttafel seiner Triumphsäule fort. Die mißvergnügten Senatoren ließen es sich angelegen sein, aus diesen Vorzeichen viel Wesens zu machen, und mehrere angesehene Astrologen erklärten, der Kaiser werde den nächsten Winter nicht erleben.

Domitian ließ den Blitz, der in sein Schlafzimmer eingeschlagen, ordentlich begraben, wie es der Brauch erforderte. Die Inschrift der Triumphsäule ließ er in den Sockel einmeißeln, so daß sie kein Sturm mehr verwehen konnte. Einen der Wahrsager ließ Norban festnehmen; er gestand auf der Folter, er habe sich von einem der oppositionellen Senatoren anstiften lassen, unter Mißbrauch seiner Kunst Unwahres zu verkünden. Der Senator wurde verbannt, der Wahrsager exekutiert.

Die Anhänglichkeit der Massen an den Kaiser wurde durch diese übeln Vorzeichen nicht geringer. Sie fühlten sich sicher unter seinem Regiment. Seine maßvolle Außenpolitik zeigte ihre günstigen Folgen. Keine kostspielige Kriegsund Prestigepolitik zehrte am Wohlstand des Landes, die Gouverneure wagten die Provinzen nur in relativ bescheidenem Maß auszuplündern. Auch vergaß man nicht die großen Schenkungsfeste, die Domitian veranstaltet hatte. Waren also die Massen zufrieden mit seiner Regierung, so haßte man ihn unter den Hocharistokraten und in der Schicht der sehr Reichen um so mehr. Man jammerte über die verlorene Freiheit und das willkürliche, despotische Regiment, und es gab Leute, denen es schwarz vor den Augen wurde, wenn sie das verhaßte, hochfahrende Gesicht des Kaisers sahen.

Da war der alte Senator Corell. Er litt seit seinem dreiunddreißigsten Jahr an Gicht. Enthaltsamkeit hatte eine Weile sein Leiden gedämpft, in späteren Jahren indes hatte die Krankheit den ganzen Körper ergriffen, verkrümmt und entstellt, er litt unerträgliche Schmerzen. Er war Stoiker, als mutiger Mann bekannt, seine Freunde wunderten sich, daß er seinem Leiden kein Ende machte. »Wissen Sie«, erklärte er einmal flüsternd seinem nächsten Freunde Secundus, »wissen Sie, warum ich mich selbst überwinde und dieses grauenvolle Dasein aushalte? Ich habe mir geschworen, diesen Hund Domitian zu überleben.«

Domitian machte sich lustig über die übeln Vorzeichen. Sie waren falsch gedeutet, sie besagten nichts, man brauchte nur die Augen aufzumachen, um zu sehen, wie glücklich sein Regiment war und wie der Wohlstand und die Zufriedenheit des Volkes wuchsen. Aber er war zu sehr Wirklichkeitsmensch, um nicht zu merken, daß trotzdem auch der Haß rings um ihn wuchs. Und mit dem Haß wuchsen des Kaisers Menschenfeindschaft und seine Angst.

Man war furchtbar allein, man war ringsum verraten und verkauft. Nun war auch noch seine Minerva von ihm gegangen, und zuletzt hatte selbst Lucia ihn verraten. Wer eigentlich blieb ihm noch?

Er ließ die Gesichter seiner Freunde, seiner Nächsten, an sich vorübergehen. Da waren Marull und Regin. Aber sie sind wackelige Greise, und er weiß nicht einmal, ob er, nach dem Tode des Matthias, ihrer ganz sicher sein kann. Folgt Annius Bassus. Der ist jünger. Der ist durchaus verläßlich. Aber er ist, der schlichte Soldat, der Dummkopf, nicht zu brauchen für verflochtene Dinge, die feineres Verständnis erfordern. Und wenn er, Domitian, sich der Lucia trotz ungeheurer Mühen nicht hat verständlich machen können, wie sollte er sich diesem verständlich machen? Käme Norban. Aber Norban hat sehr tief in ihn hineingeschaut, tiefer, als man in den Herrn und Gott Domitian hineinschauen darf, zu tief. Und überdies ist es Norban gewesen, der ihm das erste Glied der gefährlichen Kette in die Hand gedrückt hat. Norban ist der Treueste der Treuen, aber auch zwischen ihm und Norban ist es aus.

Es bleibt in Wahrheit ein einziger: Messalin. Welch eine Gnade, daß die Götter den Messalin blind gemacht haben! Den toten Augen des Messalin kann der Herr und Gott Domitian sein Gesicht zeigen, ohne Scheu, ohne Scham. Der blinde Messalin darf wissen, was kein anderer wissen darf. Einer wenigstens ist in der Welt, dem Domitian alles sagen kann, und er muß nicht fürchten, daß er’s hinterher bereue.

Domitian saß in seinem versperrten Arbeitskabinett, aber er war nicht allein, mit ihm, um ihn waren seine Menschenfeindschaft und seine Angst. Warum war dies alles? Warum war er so einsam? Warum war dieser Haß um ihn? Sein Volk war glücklich, Rom war groß und mächtig, mächtiger, glücklicher als je. Warum war dieser Haß um ihn?

Es gab nur *einen* Grund, die Feindschaft dieses Gottes Jahve. Er ließ sich nicht versöhnen, dieser Gott. So klug er, der Kaiser, sich vorgesehen hatte, sicher hatte der Gott Jahve mit seinem östlichen Advokatenverstand trotzdem in den Ereignissen um den Knaben Matthias etwas gefunden, was ihm einen Rechtstitel gab gegen den römischen Kaiser. Sicher war es die Rache dieses Gottes Jahve, was ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

Gab es denn kein Mittel, den Grimm des Gottes zu versöhnen?

Es gab ein Mittel. Er wird dem Gott den Mann opfern, der die Tötung des Knaben Matthias angestiftet hat, den Mann, der ihm das erste Glied der Kette in die Hand gedrückt hat, seinen Polizeiminister Norban. Das ist ein großes Opfer, denn Norban ist der Treueste der Treuen.

Vor seiner Schreibtafel saß er. Diesmal aber waren es keine Kringel und Kreise, die auf der Schreibtafel entstanden, diesmal waren es Namen. Denn wenn er seinen Norban zu den Untern schickt, dann sendet er ihn nicht allein auf den dunkeln Weg, dann schickt er andere mit.

Langsam gräbt der Griffel ins Wachs, säuberlich untereinander setzt er Namen auf Namen. Da ist der gewisse Salvius, der es gewagt hat, den Gedächtnistag seines toten Onkels zu feiern, des Kaisers Otho, des Flavierfeindes. Genießerisch gräbt Domitians Griffel den Namen Salvius ins Wachs. Da ist der Schriftsteller Didymus, der in seine vielgerühmte Geschichte Kleinasiens Anspielungen eingestreut hat, die dem Kaiser nicht gefallen. Er setzt den Namen auf seine Liste, und in Klammern fügt er bei: »Auch den Verleger und die Schreiber.« Dann, und diesen Namen schreibt er sehr schnell, folgt Norban. Mehrere andere, gleichgültige, setzt er darunter. Dann, nach ganz kurzem Schwanken, läßt er den Namen Nerva folgen. Das ist zwar ein betagter Herr, nahe den Siebzig, auch maßvoll, vorsichtig, man kann ihm nichts nachweisen; aber gerade weil er so ruhig und bedachtsam ist, schart sich die Opposition um ihn. Domitian liest den Namen, er macht gute Figur auf der Liste. Dann erst, langsam, sorgfältig, in schlau ausgeführten Buchstaben schreibt er nieder den Namen Lucia. Dann, da nicht dieser Name das Ende sein soll, läßt er einige belanglose den Beschluß machen.

Er ist sehr vertieft gewesen in seine Liste. Jetzt, da er sie zusammen hat, atmet er auf, schaut er auf, ihm ist wie nach einem Sieg. Er erhebt sich, streckt sich, lächelt, und von allen Seiten aus dem spiegelnden Wandbelag lächelt Domitian ihm entgegen. Wenn der östliche Gott ein Argument gefunden haben sollte, gegen ihn vorzugehen, jetzt hat der römische Kaiser ihm diesen Vorwand wieder aus der Hand gewunden. Er hat dem Gott seinen Norban geopfert. Jetzt muß sich der Gott zufriedengeben, jetzt muß der Gott ihn in Ruhe lassen.

Am späten Nachmittag speiste Domitian mit den beiden Prinzen. Sie waren allein; nicht einmal Quintilian war da, er war bei einem Freunde, um einer Vorlesung beizuwohnen. Die ganze Zeit über hatte sich der Kaiser auch vor den Knaben grämlich und reizbar gegeben, heute aber, bei dieser Mahlzeit, war ihr Vetter und Vater, der Herr und Gott Domitian, guter Laune. Vergnügt unterhielt er sich mit den beiden. Die wußten gar nicht, was alles sie ihm zu verdanken hatten, was alles er getan hatte, um ihnen die Herrschaft leichter zu machen, die sie erwartete.

Die Knaben saßen da mit ernsten Gesichtern. Er aber wollte heute von ihrem Ernst und ihrer Trübsal nichts merken. Gut, sie hatten in diesen letzten Wochen ihre Mutter verloren. Aber was für eine dünne, dürre, machtlose, halbwahnwitzige Mutter war das gewesen, und was für einen großen, mächtigen, kaiserlichen, göttlichen Vater hatten sie in ihm, der seinen Glanz und seinen Reichtum unter ihre Füße breitete. Sie sollten nicht so dunkle Gesichter machen, und er mühte sich, seine beiden jungen, allzu stillen Tischgenossen aufzumuntern. Nach wie vor hatte er die Fähigkeit, auf eine finstere und gleichwohl fesselnde Art skurril zu sein. Er nahm sich zusammen, er gab sich besonders liebenswürdig, er sprach zu ihnen wie zu Kindern und trotzdem wie zu Männern, er machte es ihnen leicht, höflich zu sein und auf ihn einzugehen, und sie lächelten denn auch höflich zu seinen Scherzen.

Nein, er war ganz und gar nicht der Gott heute abend, er gab sich menschlich, kameradschaftlich. Er erkundigte sich nach ihren kleinen Liebhabereien. Prinz Domitian erzählte denn auch von der Pfauenzucht in Bajae; erst sehr angeregt, dann aber, auf einen Blick seines Bruders, dachte auch er an Matthias, wurde wortkarger, verstummte. Der Kaiser indes schien es nicht zu merken, er machte sich eine Notiz auf seiner Schreibtafel, und dann erzählte er von seinen eigenen kleinen Launen und Schwächen. »Ich liebe es«, vertraute er ihnen an, »die Menschen zu überraschen, im Guten wie im Bösen. Ich liebe die langsamen Entschlüsse und die blitzhaft darauffolgende Tat. Eine solche Überraschung laß ich mir manchmal viel Zeit und Mühe kosten.« Der Knabe Vespasian sagte:

»Und glücken sie immer, Ihre Überraschungen, mein Herr und Vater?« — »Gewöhnlich glücken sie«, antwortete Domitian. Der Knabe Domitian sagte: »Sie sprechen so, mein Herr und Vater, als bereiteten Sie eine neue Überraschung vor.« — »Vielleicht tu ich das«, erwiderte gutgelaunt und schwatzhaft der Kaiser.

Beide Knaben schauten zu ihm auf, in ihrem Blick war Furcht, Haß und Neugier; zugleich schienen sie geschmeichelt, daß der Herr der Welt so kameradschaftlich mit ihnen sprach.

»Seht ihr«, fuhr der Kaiser fort, die Spannung ihrer jungen Gesichter auskostend, »da wundert ihr euch, daß euer Vater euch so ohne weiteres von den Überraschungen erzählt, die er vorbereitet. Dabei ist, was ich tun werde, gar nicht so fernliegend. Wenn es einmal getan ist, werden alle finden, es sei das Nächstliegende gewesen. Und dennoch wird es kommen wie ein Delphin, der plötzlich aus stillem Meer emporspringt.« Da faßte den älteren der beiden, den Knaben Vespasian, ein düsterer Übermut, und er fragte: »Werden an Ihrer Überraschung Menschen sterben müssen, mein Herr und Vater?« Domitian schaute hoch, argwöhnisch, erstaunt über soviel Dreistigkeit. Dann aber lachte er, hatte er doch durch seine eigenen vertraulichen Reden die Frage herausgefordert, und, halb spaßhaft, gab er Bescheid: »Wenn wir Götter spaßen, dann bekommt es manchmal denen nicht gut, mit denen wir spaßen.«

Als sie von Domitian entlassen waren, sagten sie einer zum andern: »Er sinnt auf einen neuen Schlag, der Schlächter ... Es soll eine Überraschung sein, und doch soll es naheliegen ... Wer bleibt noch, den er morden könnte? ... Wir selber? ... Das wäre weder eine Überraschung, noch liegt es nahe.«

Domitian hatte sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen, das pflegte er jetzt oft nach der Mahlzeit zu tun, und die kaiserlichen Gemächer gehörten den Knaben. Hatte der Kaiser sie nicht geradezu aufgefordert, seine Überraschung herauszufinden? Sie glühten danach, herauszubekommen, wen er nun morden wollte. Sie waren Flavier, sie waren tatenlustig, sie waren rachsüchtig, sie waren tollkühn.

Sie gingen nach dem Arbeitskabinett des Kaisers. Es war bewacht von einem Hauptmann und zwei Soldaten. »Lassen Sie uns ein!« bat Prinz Vespasian. »Es geht um eine Überraschung, es geht um eine Wette mit dem Kaiser. Wenn der Kaiser sie verliert, dann wird er nur lachen. Und wenn wir die Wette gewinnen, Hauptmann Corvin, dann werden wir es Ihnen nicht vergessen, daß Sie uns eingelassen haben. Sie also können nur gewinnen, Hauptmann Corvin.« Der Hauptmann zögerte. Er hatte den Wachdienst bei Domitian nie geliebt, was man tat und was man ließ, war gefährlich; die Offiziere der Leibgarde pflegten zu scherzen: »Wer beim Kaiser Wache hat, tut gut, vorher den Göttern der Unterwelt zu opfern.« Wenn er den Knaben den Eintritt verwehrte, dann konnte das übel ausgehen; wenn er sie einließ, konnte das übel ausgehen. Er ließ sie nicht ein.

Die Knaben waren Flavier, Söhne der Domitilla. Widerstand machte sie nur hartnäckiger. Sie gingen nach dem Schlafgemach des Kaisers.

Es war bewacht von einem Hauptmann und zwei Soldaten.

»Lassen Sie uns ein!« bat Prinz Domitian. »Es geht um eine Überraschung, es geht um eine Wette mit dem Kaiser. Wenn der Kaiser sie verliert, dann wird er nur lachen. Und wenn wir die Wette gewinnen, Hauptmann Servius, dann werden wir es Ihnen nicht vergessen, daß Sie uns eingelassen haben. Sie also können nur gewinnen, Hauptmann Servius.« Der Hauptmann zögerte. Wenn er den Knaben den Eintritt verwehrte, konnte das übel ausgehen. Er ließ sie ein.

Domitian lag auf dem Rücken und schlief halboffenen Mundes. Er atmete langsam, gleichmäßig, der Kopf mit den sehr roten, gefältelten, durchäderten Lidern sah etwas töricht aus, der Bauch wölbte sich stark nach oben. Der eine Arm lag schlaff und tot auf der Seite, den andern hatte er über den Kopf gebeugt. Die Knaben näherten sich auf Zehenspitzen. Wenn er erwachte, dann würden sie sagen, wie es Wahrheit war: »Wir wollten Ihre Überraschung herausbekommen, mein Herr und Vater Domitian.«

Prinz Vespasian langte unter das Kopfkissen. Er fand eine Schreibtafel, er und sein Bruder lasen die Namen. »Hast du sie im Kopf?« flüsterte Prinz Vespasian. »Einige, die wichtigsten«, antwortete Prinz Domitian. Der Schlafende machte eine Bewegung, ein kleines Schnauben kam aus dem halboffenen Mund. »Fort!« flüsterte Vespasian. Sie steckten die Schreibtafel wieder unter das Kopfkissen, schlichen hinaus. Der Offizier atmete auf, als er sie herauskommen sah. »Ich glaube, Sie haben Ihr Glück gemacht, Hauptmann Servius«, sagte Prinz Domitian, er sprach leutselig, aber doch grimmig, prinzlich.

»Hast du es gesehen?« fragte Vespasian, »unten hat er hingeschrieben: ›Prinzen Pfauen.‹ Uns wollte er nicht umbringen, uns wollte er Pfauen schenken.« Trotzdem beschlossen sie, einer von ihnen sollte sogleich Lucia aufsuchen. Vespasian übernahm es. Er erreichte sie, erzählte. Sie halste ihn, küßte ihn, dankte ihm mit starken Worten. Es war die größte Stunde seines Lebens.

Noch bevor die Sonne unterging, war Norban bei Lucia. Er war etwas indigniert, daß ihn Lucia so dringlich und geheimnisvoll aufgefordert hatte zu kommen. Was wird sie ihm schon groß zu berichten haben? Alberne Liebesgeschichten vermutlich.

Lucia erzählte ihm in dürren Worten, was geschehen war. Der vierschrötige Mann zuckte nicht; er hatte während ihrer ganzen Erzählung seine braunen Augen, die eines bösen, treuen Wachhundes, nicht von ihr gewandt. Auch jetzt nicht wandte er sie von ihr, er schwieg, er überlegte offenbar, er traute ihr nicht.

Dann, statt aller Antwort, fragte er sachlich, fast grob: »Sie hatten eine Auseinandersetzung mit dem Herrn und Gott Domitian?« — »Ja«, erwiderte sie. »Ich hatte keine mit ihm«, sagte er, und sein herausfordernder Ton verhehlte nicht sein Mißtrauen. »Ich rede offen mit Ihnen, meine Herrin Lucia«, fuhr er fort. »Sie haben Anlaß, mir feind zu sein, der Kaiser nicht.« — »Aber vielleicht wissen Sie zuviel um ihn«, vermutete Lucia. »Das ist plausibel«, überlegte Norban. »Aber es gibt auch viele andere Möglichkeiten. Es könnte zum Beispiel sein, daß Prinz Vespasian in jugendlicher Phantasterei glaubt, es sei gar kein Unglücksfall gewesen, der seinen Kameraden Matthias weggerafft hat und seine Mutter, sondern böse Absicht des Kaisers.« — »Es ist nicht ausgeschlossen«, gab ihrerseits Lucia zu, »daß Vespasian aus solchen Gründen zu mir kam und daß er gelogen hat. Aber wahrscheinlich ist es nicht. In Ihrem Innern, mein Norban, wissen Sie so gut wie ich, daß Vespasian die Wahrheit sagt, daß Ihr Name und meiner auf der Tafel waren, und Sie und ich und der Knabe deuten richtig, was das heißen soll.«

»Am liebsten«, knurrte auf einmal Norban heraus, »möchte ich diesem vorwitzigen Vespasian den Hals umdrehen.« Die modischen Locken fielen ihm unordentlich, etwas grotesk in die niedrige Stirn des vierschrötigen Gesichtes, er sah unglücklich aus, ein böser, treuer Hund, dessen Welt in Stücke gegangen ist. Lucia mußte in aller Wut, Trauer und besorgter Geschäftigkeit beinahe lachen über den plumpen Zorn des bösen Mannes. »So fest also hängen Sie an Wäuchlein«, sagte sie, »so aus den Fugen gerissen sind Sie, weil er sich auch gegen Sie sichern will?« — »Ich bin treu«, erklärte verbissen Norban weiter. »Der Herr und Gott Domitian hat recht. Der Herr und Gott Domitian hat immer recht. Selbst wenn er mich beseitigen lassen will, hat der Herr und Gott Domitian sicher seine guten Gründe und hat recht. Und diesen Vespasian werde ich es bezahlen machen!« wütete er. »Reden Sie keinen Unsinn, mein Norban!« führte ihn Lucia in die Wirklichkeit zurück. »Schauen Sie die Dinge an, wie sie sind! Ich bin Ihnen nicht sympathisch, und ich müßte lügen, wenn ich behauptete, daß Sie mir gefielen. Aber die gemeinsame Gefahr macht uns nun einmal zu Bundesgenossen. Wir müssen DDD zuvorkommen, und wir haben Eile. Die Knaben haben nicht alle Namen in Erinnerung, die auf der Liste standen, aber einige haben sie. Hier sind sie. Setzen Sie sich mit den Herren in Verbindung, soweit sie Ihnen nützlich sein können! Ich meinesteils werde dafür sorgen, daß Domitian heute nacht hier bei mir schläft. Sorgen Sie dann für das Weitere!«

Norban schaute sie aus seinen braunen, wachsamen und dennoch stumpfen Augen lang und nachdenklich an. »Ich weiß«, sagte Lucia, »was Sie jetzt überlegen. Sie fragen sich, ob Sie nicht hingehen sollen und dem Kaiser anzeigen, was ich Ihnen vorgeschlagen habe. Das wäre nicht ratsam, mein Norban. Ihre eigene Exekution würden Sie dadurch hinausschieben, aber eben nur hinausschieben. Denn Sie wüßten dann noch mehr um den Kaiser, und sosehr es ihn schmerzte, die Pflicht, Sie zu beseitigen, würde so nur dringlicher. Habe ich recht?« — »Sie haben recht«, gab Norban zu. »Dieser naseweise Prinz!« knurrte er und konnte sich nicht beruhigen. »Sie wären lieber umgekommen, unwissend«, erkundigte sich interessiert Lucia, »als daß Sie jetzt, wissend, dem Kaiser zuvorkommen?« — »Ja«, gab Norban unglücklich zu. »Ich bin sehr enttäuscht«, sagte er, ehrlich betrübt.

»Und Sie sind sicher«, fragte er schließlich noch frech und sachlich, »daß Sie den Kaiser dahin bringen werden, bei Ihnen zu schlafen, trotz der Auseinandersetzung?« Lucia ärgerte sich nicht, eher war sie amüsiert. »Ich bin es«, sagte sie.

»Mein Herr und Gott, Domitian, Wäuchlein, DDD, ich weiß nicht, welcher feindliche Gott es mir eingegeben hat, so freche und törichte Worte an Sie zu richten, wie ich es getan. Der Hundsstern muß mich verblendet haben. Ich kenne aber die Milde und Großmut des Kaisers Domitian. Denken Sie an unsere Nacht damals auf dem Schiff nach Athen. Denken Sie an unsere Nacht damals, als Sie die Gnade gehabt hatten, mich zurückzurufen? Verzeihen Sie mir! Kommen Sie zu mir und sagen Sie es mir mit Ihrem eigenen Munde, daß Sie mir verzeihen! Kommen Sie heute nacht! Ich erwarte Sie. Und wenn Sie kommen, dann liefere ich Ihnen auch das Baumaterial für Ihre Villa in Selinunt zur Hälfte des Preises. Ihre Lucia.

Domitian, als er diesen Brief las, grinste. Dachte an seine Liste. Dachte an Messalin, mit dem er morgen diese Liste durchsprechen wird. Dachte aber auch an die beiden Nächte, an die ihn Lucia erinnerte.

Es war Domitian lieb, wenn diejenigen, die er beseitigen mußte, einsahen, daß diese Beseitigung eine gerechte Strafe, eine notwendige Maßnahme sei. Er freute sich, daß Lucia ihr Unrecht einsah. Er freute sich, daß sie ihn nach wie vor liebte. Freilich, wie sollte sie ihn nicht lieben, da er sie seiner Neigung gewürdigt hat? Und an der Sache wurde dadurch nichts geändert. Lucias Verbrechen wurde nicht kleiner dadurch, daß die Hochverräterin Lucia außerdem auch eine Frau war, die ihn liebte. Er wurde nicht schwankend in seinem Vorhaben, er dachte nicht daran, den Namen von seiner Liste zu streichen.

Ihrer Einladung wird er trotzdem folgen. Sie ist eine großartige Frau. Wenn er an die Narbe unter ihrer linken Brust denkt, werden ihm die Knie schwach. Die Götter sind ihm huldvoll, daß sie ihn diese Narbe noch einmal küssen lassen. Sie ist eine strotzende Frau, sie ist die Frau, die zu ihm gehört. Schade, daß sie eine Hochverräterin ist und nicht mehr viel Gelegenheit haben wird, ähnliche Briefe an ihn zu schreiben.

Der Kaiser kam also zu Lucia und schlief bei ihr. Schwer, nach der Umarmung, lag sein großer Kopf auf ihrer Schulter. Lucia zog gleichwohl den Arm nicht weg. Sie beschaute beim matten Licht der Öllampe den schlafenden Kopf, unter dem gedunsenen, schlaffen, müden Gesicht suchte sie jenes, das sie zuerst gesehen hatte, da man von ihm noch als von dem Früchtchen sprach und er der Nichtsnutz war, auf den niemand Hoffnung setzte außer ihr. Jetzt liebte sie ihn nicht und haßte ihn nicht, sie bereute nicht ihren Entschluß, doch nichts mehr war in ihr von der grimmigen Genugtuung, die sie erfüllt hatte, als sie den Norban für sich und ihre Rache gewann. Sie wartete, und ihr Herz war schwer und müde wie der Arm, auf dem der schlafende Kopf lag.

Endlich kamen Norban und die Seinen. Es gelang ihnen indes nicht, so geräuschlos einzudringen, wie sie gehofft hatten; denn der immer argwöhnische Domitian hatte sich von zwei Offizieren begleiten lassen, die im Gang vor dem Schlafgemach Wache hielten. So war Domitian aus dem Schlaf hochgefahren, als die Verschworenen eindrangen. »Norban!« rief er, und:

»Was gibt es?«

Norban hatte gehofft, seinen Herrn im Schlaf zu überraschen.

Daß der ihn anrief, störte ihn, und er blieb in der Nähe der Tür stehen.

Der Kaiser war vollends wach geworden, er sah die Männer hinter Norban, sah die Waffen, sah das Gesicht und die Haltung des Norban. Begriff. Sprang aus dem Bett, nackt, wie er war, suchte den Ausgang zu gewinnen, stürzte sich auf die Männer, schrie mit schriller Stimme um Hilfe. Einer stach nach ihm, aber er traf schlecht. Der Kaiser wehrte sich, rang mit dem Menschen, schrie weiter. »Lucia, du Hündin, hilf mir doch!« rief er mit überkippender Stimme und wandte den Kopf dem Bette zu. Lucia kniete auf dem Bett, den Oberkörper nackt, und schaute mit schwerem, traurigem, gespanntem Blicke auf den um sein Leben ringenden Mann. »Es ist für den Matthias«, sagte sie, und ihre Stimme klang sonderbar ruhig und sachlich.

Da erkannte er, daß es der Gott Jahve war, mit dem er zu tun hatte, und wehrte sich nicht mehr.

Schon vor dem Morgen wußte die ganze Stadt von der Ermordung des Kaisers.

Die erste Regung des Annius Bassus, nachdem er sich von seinem Ungeheuern, empörten Schreck erholt, war, die Adoptivsöhne des Ermordeten, die Prinzen Vespasian und Domitian, zu Herrschern ausrufen zu lassen. Die Offiziere und die Soldaten der Garnison hingen an dem Toten, und er hätte mit ihrer Hilfe die Anerkennung der Prinzen durch den Senat erzwingen können. Allein er war nicht skrupellos und nicht wendig genug, um dem Senat »seine« Kaiser zu präsentieren, ohne sich vorher mit Marull und Regin ins Benehmen gesetzt zu haben.

Als er indes endlich mit den beiden andern Verbindung bekam, war es bereits zu spät. Der alte Nerva, der Führer der Senatsopposition, den Domitian auf seine Liste gesetzt, war von Norban von den Ereignissen verständigt worden, noch ehe sie sich erfüllt hatten, und er hatte sogleich den Senat einberufen. Sollte das Attentat mißglücken, hatte er sich gesagt, dann wird er Dankgebete an die Götter für die Errettung des Kaisers beantragen; sollte es glücken, dann wird er sich von seinen Freunden zu Domitians Nachfolger wählen lassen. Mit dem frühesten Morgen also hatten sich die Berufenen Väter versammelt, und als endlich, während Annius die Garnison alarmierte, Marull und Regin im Senat erschienen, hatte man bereits den Antrag gestellt, das Andenken des Toten zu ächten.

Marull, kaum ins Bild gesetzt, schickte sich an, entrüstet dagegen zu opponieren. Allein er und die wenigen kaisertreuen Senatoren wurden sogleich niedergeschrien. Man überbot sich in wüsten Schmähungen des gestürzten Herrn.

In wütender Eile beschloß man eine beschimpfende Maßnahme nach der andern, um selbst die Erinnerung an Domitian zu vernichten. Man verfügte, daß im ganzen Reich seine Bildsäulen gestürzt und die Tafeln, die Inschriften zu seinen Ehren trugen, zerstört oder eingeschmolzen werden sollten. Und schließlich mußten Marull und die Seinen ein Schauspiel erleben, wie es der römische Senat seit Gründung der Stadt noch nie geboten hatte. Voll von Enthusiasmus über die wiedergewonnene Macht, grimmigen Gedenkens voll an die erlittene Schmach, an die Sitzungen, da sie selber, die hier Versammelten, ihre Besten, ihre Häupter, zum Tod verurteilt hatten, riefen die Senatoren Handwerker und Leibeigene herbei, um die Ächtung seines Angedenkens sogleich und handgreiflich zu vollziehen. Ja sie halfen selber bei diesem Werke mit. Selber teilhaben wollten sie an der Beseitigung, an der Austilgung des frechen Despoten. Unbeholfen in ihren hohen Schuhen, in ihren prunkenden Gewändern, griffen sie zu Brecheisen, zu Äxten und zu Beilen, stiegen auf Leitern, hieben auf die Büsten und Medaillons des Verhaßten ein. Mit Wollust zur Erde schmetterten sie die Statuen mit dem hochmütigen Gesicht des Toten, sie zerstückten und verstümmelten seine steinernen und metallenen Glieder, unter irren Schreien, in der Vorhalle der Kurie errichteten sie eine Art Scheiterhaufen und warfen die scheußlich verunstalteten Bildwerke hinein.

Dann, nachdem sie auf diese Art aufgeräumt hatten mit der Despotie, der Herrschaft eines einzelnen, machten sie sich daran, sie zu ersetzen durch das Regime der Freiheit, nämlich durch die Herrschaft der sechzig mächtigsten Senatoren, und wählten den Nerva zum Kaiser.

Der alte Herr, ein sehr gebildeter Mann, ein großer Jurist, ein geübter Redner, wohlwollend, liberal, menschenfreundlich, hatte einen bewegten Tag, eine bewegte Nacht und nochmals einen bewegten halben Tag hinter sich. Er hatte die ganze letzte Zeit über in Sorge geschwebt, er werde trotz all seiner Vorsicht von Domitian beseitigt werden. Statt dessen hatte er jetzt, in seinem siebzigsten Jahr, nicht nur den fünfundvierzigjährigen Kaiser überlebt, sondern auch noch seinen Thron erobert. Nun aber, nach den Anstrengungen, Aufregungen, Umschwüngen dieser letzten anderthalb Tage, war er erschöpft, er durfte es sein, und die Freude, daß er jetzt nach Haus gehen konnte, baden, frühstücken, sich ins Bett legen, war beinahe ebenso groß wie die Freude über die erreichte Weltherrschaft.

Aber so bald sollte ihm die ersehnte Ruhe nicht vergönnt sein. Kaum war er in seinem Haus angelangt, als sich, an der Spitze eines großen Truppendetachements und in Begleitung des Marull und des Regin, Annius bei ihm einstellte. Annius war empört über seine eigene Geistesträgheit; durch diese Langsamkeit des Denkens hatte er die Adoptivsöhne seines verehrten Herrn und Gottes um die ihnen zukommende Weltherrschaft gebracht. Er wollte retten, was noch zu retten war. Er drang auf Nerva ein und erging sich in wüsten Drohreden, die Armee werde nicht dulden, daß man die Flavier, die Besieger Germaniens, Britanniens, Judäas und Daziens, um den Thron betrüge. Der neue Kaiser war ein Herr von ruhigen, vornehmen Manieren; die laute, grobe Sprache des Annius machte ihn recht nervös, auch hätte er auf das unsachliche Gerede von seinem juristischen Standpunkt aus allerhand zu erwidern gehabt. Doch er war sehr müde, er fühlte sich nicht in Form, auch hatte der andere dreißigtausend Soldaten und er nur fünfhundert Senatoren hinter sich. So zog er es vor, die Ungehörigkeit des groben Generals vorläufig auf sich beruhen zu lassen, wandte sich statt dessen höflich an die beiden andern, die er als umgängliche Männer kannte, und fragte sie liebenswürdig: »Und was wünschen Sie, meine Herren?«

Die beiden Herren, Realisten, die sie waren, wußten zwar, daß die Garnison der Hauptstadt hinter ihnen stand, aber sehr zweifelhaft war ihnen, ob die Armeen der Provinzen den Flaviern treu bleiben würden. Andernteils hatte das anstößige Verhaken der Senatoren sie tief aufgerührt. Der Anblick dieser älteren Männer, wie sie da mit ihren hohen Schuhen und in ihren purpurverbrämten Kleidern mit schlotterigen Knien die Leitern erstiegen, um dem Bildnis des Mannes ins Gesicht zu schlagen, dessen Hand zu küssen sie sich vor drei Tagen noch gedrängt hatten, hatte den beiden das Innere vor Ekel umgekehrt. Sie wollten ihrerseits demonstrieren.

Der neue Kaiser, erklärten sie, sei Jurist. So möge er denn das Recht zur Geltung bringen denjenigen gegenüber, die den Domitian gemeuchelt hätten. Sie sprachen mit Nerva in urbanen Formen, sie betonten keineswegs, wie der grobe General, in jedem dritten Satz: hinter uns steht die Armee. Was sie verlangten, war nicht viel, es war ein einziges, die Bestrafung der Schuldigen. Aber die verlangten sie ultimativ und binnen kürzester Frist, davon ließen sie nicht ab. Und Nerva mußte ihnen — dies war die erste Handlung des neuen, im Prinzip rechtlichen, anständigen, ja wohlwollenden Herrschers — den Hauptschuldigen sogleich preisgeben, den Norban, den Mann, dem er den Thron verdankte.

Nachdem Nerva dies hatte einräumen müssen, sah er ein, daß er sogleich Sicherheitsmaßnahmen treffen müsse. Nein, er durfte seinen müden, alten Kopf noch immer nicht aufs Kissen legen, wenn anders dieser alte Kopf nicht Gefahr laufen sollte, schließlich doch noch auf gewaltsame Art von dem zugehörigen Rumpf getrennt zu werden. Er mußte, bevor er sich in sein Schlafzimmer zurückziehen konnte, noch einen Brief schreiben. Und der alte Kaiser, während jedes Glied ihm weh tat vor Müdigkeit, diktierte seinen Brief. Er bot seinem jungen Freunde, dem General Trajan, Oberkommandierenden der an der deutschen Grenze operierenden Armee, die Mitherrschaft an. Dann, endlich, ging er zu Bett.

Marull und Regin ihrerseits begaben sich zu Lucia. Sie wollten Lucia retten, und sie wollten Lucia strafen.

»Ich will nicht mit Ihnen über Ihre Motive rechten, meine Herrin und Göttin Lucia«, sagte Regin, »aber es wäre rücksichtsvoller gewesen und wohl auch klüger, wenn Sie sich zum Beispiel mit uns in Verbindung gesetzt hätten statt mit Norban.« — »Ich glaube, daß Sie mir freund sind, Sie, mein Regin, und Sie, mein Marull«, erwiderte Lucia. »Aber, seien Sie ehrlich, vor die Wahl gestellt, wen Sie retten sollen, Domitian oder mich, hätten Sie sich für mich entschieden?« — »Es hätte vielleicht einen Ausweg gegeben«, sagte Marull. »Es gab keinen«, sagte etwas müde Lucia, »Norban war mein gegebener Verbündeter.« — »Auf alle Fälle«, resümierte Regin, »haben die beiden netten Jungen jetzt durch Ihre Schuld den Thron verloren, und Sie, meine Lucia, haben überdies sich und Ihre Ziegeleien in ernsthafte Gefahr gebracht.« — »Ich an Ihrer Stelle, meine Lucia«, sagte Marull, »hätte so gute alte Freunde, wie wir es sind, immerhin so rechtzeitig verständigt, daß sie einesteils Ihnen nicht mehr schaden, aber zum Beispiel den jungen Prinzen hätten nützen können.« Lucia dachte eine halbe Minute nach. »Da haben Sie recht«, sagte sie dann verständig.

»Es ist schade um ihn«, sagte nach einer Weile Regin. »Man hat ihm viel Unrecht getan.« — »Falls diese Worte auf mich zielen sollten«, antwortete Lucia, »falls Sie es verlangen sollten, daß ich Ihnen zustimme, dann verlangen Sie von mir zuviel. Soviel Objektivität kann keine Frau aufbringen, der man nach dem Leben getrachtet hat und die dem Tod um ein Haar entgangen ist. Und denken Sie, bitte, an meinen Matthias!« — »Und dennoch hat man ihm Unrecht getan«, beharrte störrisch Regin.

»Überlassen wir«, schlug der konziliante Marull vor, »das Urteil darüber den Dichtern und Geschichtsschreibern! Beschäftigen wir uns lieber mit Ihrer nächsten Zukunft, meine Lucia! Wir haben Anlaß, anzunehmen, daß Sie nicht ungefährdet sind. Unser Annius Bassus und seine Soldaten wollen Ihnen nicht wohl.« — »Haben Sie mir Forderungen zu überbringen?« fragte hochfahrend Lucia. »Steht die Armee hinter Ihnen?« fuhr sie spöttisch fort. »Die Armee steht zwar wirklich hinter uns«, sagte freundlich und geduldig Regin, »aber was wir Ihnen unterbreiten, sind keine Forderungen, sondern Ratschläge.« — »Was also wollen Sie?« fragte Lucia. »Wir wünschen«, formulierte Marull, »daß der Leib des Domitian anständig bestattet werde. Der Senat hat sein Andenken geächtet, wie Sie wissen. Eine öffentliche Bestattung würde zu Unruhen führen. Wir schlagen vor, daß Sie dem Domitian einen Scheiterhaufen errichten, möglichst bald, und wenn nicht in Rom selber, dann zumindest sehr nahe, sagen wir einmal in Ihrem Park in Tibur.«

Lucia haßte den Toten nicht mehr, aber sie hatte von jeher Widerwillen verspürt gegen Bestattungen. Dieser Widerwille spiegelte sich auf ihrem lebendigen Gesicht. »Wie sehr Sie hassen können!« sagte Marull. Da aber entspannte sich ihr Gesicht, und: »Ich hasse Wäuchlein nicht«, sagte sie, nun auf einmal sehr müde, und plötzlich sah sie aus wie eine alte Frau.

»Ich glaube, es wäre im Sinne DDDs«, sagte Marull, »wenn gerade Sie ihm diese Bestattung richteten. Denken Sie daran, daß er, gerade er, den Matthias begraben wollte!« — »Auch wäre es klug«, ergänzte Regin, »wenn gerade Sie die Bestattung vollzögen. Das Gerede, daß Sie etwas mit dem Verbrechen des untreuen Norban zu tun gehabt haben, wird dann wohl verstummen.« — »Des untreuen Norban«, sagte nachdenklich Lucia. »DDD hatte keinen Treueren.« — »Sie haben ihn ja auch nicht gehaßt, meine Lucia«, spöttelte Marull und legte einen Ton auf das »Sie«.

»Gut«, gab Lucia nach, »ich werde ihn bestatten.«

Allein es stellte sich heraus, daß des Domitian Leichnam schon aus dem Palatin fortgeschafft war. Es war seine alte Amme Phyllis, die ihn heimlich und unter Gefahr hatte wegbringen lassen.

Man begab sich in das Haus der Phyllis, ein einfaches Landhaus vor der Stadt. Ja, dorthin hatte man den toten Mann geschleppt. Phyllis, eine ungeheuer fette Greisin, hatte nicht gespart; ja, die Leiche war bereits gewaschen, gesalbt, parfümiert, hergerichtet, die teuersten Kosmetiker hatten das besorgen müssen. Da saß nun Phyllis an dem Katafalk, die Tränen liefen ihr über die hängenden Backen.

Der tote Domitian sah still und würdig aus. Nichts war da von dem krampfig Großartigen, das sein Antlitz im Leben manchmal gezeigt hatte. Die Brauen, die der Kurzsichtige drohend zusammenzuziehen gepflegt hatte, waren jetzt entspannt, die geschlossenen Lider verbargen die Augen, die so finster und gewalttätig geblickt hatten, von all der übersteigerten Energie des Antlitzes war nur das entschiedene Kinn geblieben. Ein Lorbeerkranz saß auf dem halbkahlen Schädel, andere Insignien der Macht hatte die Alte zu ihrem Leidwesen nicht auftreiben können. Aber der Tote wies ein schönes, männliches Gesicht, und Marull und Regin fanden, DDD sehe jetzt kaiserlicher aus als so manches Mal, da er es mit Inbrunst darauf angelegt hatte, der Herr und Gott zu sein.

Die Alte hatte den Holzstoß bereits gerichtet. Sie sträubte sich dagegen, daß Lucia, die Mörderin, der Verbrennung beiwohne. Die beiden Herren begaben sich nochmals zu Lucia; sie schlugen vor, die Leiche gewaltsam aus dem Haus der Phyllis nach Tibur zu schaffen, auf die Besitzung der Kaiserin. Doch Lucia wollte nicht. Im Innersten war sie froh, einen Vorwand zu haben, die Geste zu unterlassen, die Marull und Regin von ihr verlangt hatten. Sie war wieder die alte Lucia geworden. Sie hatte Domitian geliebt, er hatte ihr Böses und Gutes getan, sie hatte ihm Gutes und Böses getan, die Rechnung war ausgeglichen, der Tote hatte nichts von ihr zu fordern. Vor den Folgen ihrer Tat, vor Annius und seinen Soldaten fürchtete sie sich nicht.

Es waren also nur Marull, Regin und Phyllis zugegen, als man die Leiche des letzten Flavierkaisers auf den Scheiterhaufen legte. Sie öffneten dem Toten die Augen, sie küßten ihn, dann zündeten sie, abgewandten Gesichtes, den Holzstoß an. Das Parfüm, mit dem er getränkt war, verbreitete starken Geruch. »Leb wohl, Domitian«, riefen sie, »leb wohl, Herr und Gott Domitian!« Phyllis aber schrie und heulte, zerriß sich die Kleider und zerkratzte ihr fettes Fleisch.

Marull und Regin schauten zu, wie der Scheiterhaufen niederbrannte. Wahrscheinlich kannte niemand besser als sie, selbst Lucia nicht, die Schwächen des Toten, doch auch niemand besser seine Vorzüge.

Als dann der Scheiterhaufen niedergebrannt war, löschte Phyllis die glimmenden Kohlen mit Wein, sammelte die Gebeine, begoß sie mit Milch, trocknete sie mit Linnen ab, legte sie, mit Salben und Wohlgerüchen vermischt, in eine Urne. Sie hatte mit Hilfe Marulls und Regins erwirkt, daß man sie des Nachts heimlich in den Tempel der flavischen Familie einließ. Dort setzte sie die Reste des Domitian bei, sie mischte sie aber mit den Resten der Julia, welche sie gleichfalls gesäugt hatte; denn die empörte Alte war der Meinung, nicht Lucia sei die Frau gewesen, die zu Domitian gehörte, sondern zu ihrem Adler Domitian gehöre ihr Täubchen Julia.

Am Tage darauf, in Gegenwart seines Freundes Secundus, öffnete sich der alte, von der Gicht verkrümmte Senator Corell, der bisher seine unerträglichen Schmerzen mannhaft ertragen hatte, die Adern. Er hatte es erreicht, er hatte den Tod des verfluchten Despoten und die Wiedererrichtung der Freiheit erlebt. Der Tag war da. Er starb glücklich.

Der Tag war da. In seinem Arbeitskabinett saß der Senator Cornel, der Historiker, und überdachte, was geschehen war. Die starken Falten des düsteren, erdfarbenen Gesichtes gruben sich noch tiefer, er war erst Anfang der Vierzig, aber er hatte das Gesicht eines alten Mannes. Er erinnerte sich seiner toten Freunde, des Senecio, des Helvid, des Arulen; voll Trauer dachte er daran, wie oft er sie vergeblich zur Vernunft gemahnt hatte. Ja, darauf war es angekommen, Vernunft zu zeigen, Geduld zu zeigen, den Groll im Busen zu bewahren, bis die Zeit kam, ihn herauszulassen. Nun war die Zeit da. Die Epoche des Schreckens zu überleben, darauf war es angekommen. Er, Cornel, hatte sie überlebt.

Vernunft war gut, aber glücklich machte sie nicht. Glücklich war er nicht, der Senator Cornel. Er dachte an die Gesichter seiner Freunde, die in den Tod, die der Frauen, die in die Verbannung gegangen waren. Es waren grimmige Gesichter gewesen, aber dennoch die Gesichter solcher, die einverstanden waren. Sie waren Helden gewesen, er war nur ein Mann und ein Schriftsteller. Sie waren nur Helden gewesen, er war ein Mann und ein Schriftsteller.

Er war Historiker. Man mußte historisch werten. Für die Zeiten der Gründung des Reichs, für die Zeiten der Republik, waren Helden notwendig gewesen, für diese Jahrhunderte, für das Kaiserreich, bedurfte man vernünftiger Männer. Gründen können hatte man das Reich nur durch Heldentum. Gehalten werden konnte es nur durch Vernunft.

Aber gut war es dennoch, daß es diese Helvid und Senecio und Arulen gegeben hatte. Eine jede Zeit bedurfte der Helden, um das Heldentum wachzuhalten für jene Zeit, die ohne Heldentum nicht wird bestehen können. Und er war froh, daß er jetzt den aufgestauten Haß gegen den Tyrannen in Worte fassen durfte und das liebevolle, trauervolle Gedenken der Freunde. Er nahm vor die vielen Noten und Aufzeichnungen, die er sich gemacht hatte, und er ging daran, einleitend ein großes Bild der Epoche zu entwerfen, die sein Buch schildern sollte. In gewaltigen, dunkeln Sätzen, die sich türmten wie Felsblöcke, stellte er dar die Schrecken und Verbrechen des Palatin, und Worte, weit und hell wie der Himmel eines Frühsommertags, fand er für das Heldentum seiner Freunde.

## DRITTES KAPITEL

ie Josef jetzt an diesem frischen Vorfrühlingstag mit Johann von Gischala durch dessen Maulbeerpflanzungen ging, sah man keinem der beiden Männer ihr Alter an. Josefs siebzig Jahre hatten zwar seinen Bart ins Graue verfärbt und sein hageres Gesicht etwas zerknittert, aber jetzt im Wind zeigte es frische Farbe, und seine Augen schauten lebendig. Und wenn Johanns Knebelbart strahlend weiß war, so war doch auch sein braunes, schlaues Antlitz rot und wohlerhalten, und seine verschmitzten Augen schauten geradezu jung.

W

Josef war nun den dritten Tag Gast des Johann in Gischala. Johann wußte, daß Josef nicht viel Interesse an landwirtschaftlichen Dingen hatte, aber er konnte seinen bäuerlichen Stolz nicht zähmen, und wiewohl er sich über sich selber lustig machte, hetzte er auch diesmal wieder seinen Freund durch sein ausgedehntes Mustergut, und Josef mußte seine großartigen Ölpressen, seine Weinkeller, seine Tennen und vor allem seine Maulbeerplantagen und seine Seidenmanufaktur beschauen und bewundern.

Er tat das mechanisch, seine Gedanken waren anderswo, er genoß die Freude, wieder einmal in Galiläa zu sein.

Er saß nun seit fast zwölf Jahren in Judäa, fern von Rom, von dem neuen, ihm sehr fremden Rom des Soldatenkaisers Trajan. Nein, er vermißte es ganz und gar nicht, dieses militärische, ordentliche, großartig organisierte, sehr kalte Rom, es stieß ihn ab, er wußte mit der nüchternen, sachlichen, weltmännisch unbeteiligten Gesellschaft dieses Rom so wenig anzufangen wie sie mit ihm.

In Judäa allerdings war er auch nicht heimisch. Manchmal zwar versuchte er sich und seinen Freunden einzureden, er sei zufrieden in der Ruhe seines Gutes Be’er Simlai. Er sei nun lange genug, erklärte er, ein Einzelner gewesen, ein Besonderer; jetzt im Alter wünschte er nichts Besseres als unterzutauchen in der Gemeinschaft aller. Er wolle nichts sein als ein Mann in Judäa wie die andern Männer in Judäa. Allein wenn er’s auch ehrlich meinte, im Grunde fühlte er sich unbehaglich in dieser seiner Ruhe.

Die Besitzung Be’er Simlai, die er seinerzeit auf den Rat Johanns erworben hatte, blühte und gedieh. Aber ihn, Josef, brauchte man dort nicht, sein jetzt fünfundzwanzigjähriger Sohn Daniel hatte sich, unterwiesen von dem alten Theodor, zu einem fähigen und interessierten Landwirt entwickelt, Josefs Gegenwart störte mehr, als daß sie half. Und der Wohlstand des Gutes war menschlicher Voraussicht nach gesichert; denn alles, was hier im Umkreis der Provinzhauptstadt Cäsarea liegt, wird von der römischen Regierung begünstigt. Freilich ist die Gegend zumeist von Syrern und ausgedienten römischen Soldaten besiedelt, und die nicht zahlreichen Juden sehen unfreundlich auf Josef und ergehen sich in Stichelreden über die Gunst, deren er sich, selbst unter diesem Kaiser Trajan, bei den Römern erfreut. Mara zöge es vor, im eigentlichen Judäa zu leben statt hier unter den »Heiden«, auch Daniel leidet unter dem Mißtrauen und dem Hohn der jüdischen Siedler. Gleichwohl haben seine Frau und sein Sohn viel Freude an dem Gedeihen des Gutes, gewiß mehr Freude als er selber.

Mara hat den Verlust des Matthias ruhiger hingenommen, als er erwartet hatte; sie hat ihn nicht verflucht und keine wilden Reden geführt. Aber das Band zwischen ihnen ist gerissen. Innerlich hat sie sich von ihm losgesagt als von dem Mörder ihrer beiden Söhne, sie sieht in ihm nicht mehr einen Gesegneten des Herrn, sondern einen Geschlagenen, einen Unheilbringer. Allein sie ist ihm so fern, daß sie mit ihm darüber nicht einmal mehr rechtet. Sie leben gelassen, in freundlicher Fremdheit nebeneinanderher.

Auch zwischen ihm und seinem Sohn Daniel ist es nicht so, wie es sein sollte. Nicht nur bedrückt den Daniel die Meinung der jüdischen Siedler über seinen Vater, sondern er schlägt auch mit seinem ganzen Wesen mehr der Mutter nach, er hat ihre Gelassenheit und höfliche Zurückhaltung. Er ist ein untadeliger Sohn, aber er hat Scheu vor dem heftigen, unverständlichen Vater, und Josefs Versuche, sein Vertrauen zu gewinnen, sind fehlgeschlagen.

So lebt Josef recht allein inmitten der geordneten Tätigkeit seines Gutes. Er schreibt, er verbringt viel Zeit über seinen Büchern. Zuweilen auch macht er sich auf den Weg, Freunde aufzusuchen; er fährt etwa nach Jabne zu dem Großdoktor oder, wie jetzt, nach Gischala zu Johann. Er hat viele Freunde im Land, er genießt seit dem »Apion« bei der Mehrzahl der Juden Verehrung. Doch es bleibt eine Verehrung ohne Wärme, man hat seine frühere zweideutige Haltung nicht vergessen. Er lebt in Judäa wie ein Fremder unter seinem Volke.

In der letzten Zeit hat ihn Rastlosigkeit gepackt. Er schiebt die Schuld auf die Unsicherheit der politischen Lage. Denn der große Ostfeldzug, den der kriegerische Kaiser Trajan rüstet, bedroht auch Judäa von neuem. Aber die Gründe, die Josef aus dem Frieden seines Gutes Be’er Simlai fortjagen, liegen in ihm selber. Es ist wie in seiner Jugend, es ist wie in der Zeit, da er dichtete:

Reiße dich los von deinem Anker, spricht Jahve. Ich liebe nicht, die im Hafen verschlammen.

Ein Greuel sind mir, die verfaulen im Gestank ihrer Trägheit.

Ich habe dem Menschen Schenkel gegeben, ihn zu tragen über die Erde, Und Beine zum Laufen, Daß er nicht stehen bleibe wie ein Baum in seinen Wurzeln.

Er hält es nicht mehr aus in Be’er Simlai. Er ist aufgebrochen, um mit unbestimmtem Ziel durch Judäa zu reisen, hierhin, dorthin; erst am Vorabend des Passahfestes, also nicht vor drei Wochen, will er wieder auf seinem Gut zurück sein.

Nun also ist er bei Johann. Johann ist viel kürzer im Land als er selber. Johann ist seinem Vorsatz treu geblieben und hat Rom und seine römischen Geschäfte erst verlassen, als er sich der Herrschaft sicher glauben durfte über sein vaterlandsheißes Herz. Er hat auch während der fünf Jahre, die er in Judäa lebt, tapfer der Versuchung widerstanden, die Eiferer des Tages« zu fördern. Er hat sich in dieser Zeit damit beschäftigt, seine Heimatstadt, die uralte, kleine Bergstadt Gischala, reich und stattlich wieder aufzubauen, denn sie ist zuerst im großen jüdischen Krieg und dann beim Aufstand der »Eiferer« ein zweites Mal zerstört worden. Vor allem aber hat er sein eigenes großes Gut bei Gischala zu einer Musterwirtschaft gemacht.

Da gehen sie herum, die beiden alten Herren, und Johann zeigt dem Freunde, was er neu eingerichtet hat in seinen Maulbeer-, Ölund Weinpflanzungen. Eine helle, junge, freundliche Vorfrühlingssonne ist da, die beiden erfreuen sich ihrer; aber wenn man warm bleiben will, dann muß man sich Bewegung machen. Sie gehen also rasch drauflos, Josef etwas gebückt, der kleinere Johann sehr aufrecht. Johann schwatzt. Er merkt, daß Josef nicht hinhört, doch er braucht keinen aufmerksamen Hörer, er will nur seine Freude heraussagen über das, was er da gemacht hat, und er lächelt selber ein bißchen über seine greisenhafte Geschwätzigkeit. Dann aber zuletzt lockt es ihn doch, mit Josef in eine richtige Debatte zu kommen, und mit scherzhafter Streitbarkeit beginnt er: »Sie sehen, mein Josef, mein Besitz ist gut gehalten, er ist das, was man eine Musterwirtschaft nennt. Trotzdem wirft mir diese Musterwirtschaft nichts ab, im Gegenteil, ich zahle drauf, und wenn ich sie nicht aufgebe, dann nur, weil sie mir Spaß macht. Es macht mir Spaß, sehr guten Wein, sehr gutes Öl, sehr gute Seide zu produzieren. Und jetzt, bitte, überlegen Sie weiter: wenn schon ich mit allen meinen Sondervergünstigungen bei der römischen Regierung keinen Gewinn herauswirtschaften kann, wie soll sich dann ein gemeiner Ölbauer von seinem Schweiße ernähren? Die neuen Steuern und Zölle, die Trajans Finanzminister den Ostprovinzen auflegt, bringen den kleinen Bauern einfach um. Dabei wird natürlich der angebliche Zweck nicht erreicht, denn die italienischen Weine werden auch dadurch nicht besser und nicht verkäuflicher. Für unser Judäa ist die einzige Folge, daß sich die Unruhe im Lande verstärkt.«

»Verstärkt sich die Unruhe?« fragte Josef, er war jetzt keineswegs mehr abwesend mit seinen Gedanken. Johann schaute ihn von der Seite an. »Wenn ich von meinem Galiläa auf das übrige Judäa schließe«, sagte er und lächelte, eher zufrieden als bösartig, »dann dürften die Bauern nirgends sehr zufrieden sein mit den neuen Edikten. Es ist keine Frage, daß die ›Eiferer des Tages‹ überall Boden gewinnen. Vielleicht sogar ist das der Hauptzweck, den die Römer mit ihrer merkwürdigen Finanzpolitik verfolgen. Denn ich könnte mir denken, daß, wenn Trajan seinen geplanten Ostkrieg anfängt, gewisse Militärs vorher hier in Judäa Ordnung schaffen wollen, das, was sie unter Ordnung verstehen. Und wie könnten sie das bequemer haben, als wenn sie hier einen Aufstand provozierten und dabei alle nicht ganz zuverlässigen Elemente ein für allemal abtäten? Es ist aber nicht die römische Finanzpolitik allein«, fuhr er fort. »Denn wenn ich auch nach wie vor der Überzeugung bin«, er lächelte, da er auf den Gegenstand seines ewigen Streites mit Josef zu sprechen kam, »daß bei vernünftigen Weinund Ölpreisen weder der jüdische Krieg noch der spätere Aufruhr zustande gekommen wären, so gebe ich Ihnen doch gerne zu, daß es bei unsern jüdischen Kriegen nicht allein um die Weinpreise geht, sondern auch um Jahve. Es muß beides zum Problem geworden sein, der Markt *und* Jahve. Sonst kann der rechte Furor nicht entstehen.«

»Sie glauben also«, fragte Josef, »auch Jahve ist wieder zum Problem geworden?«

»Auf diesem Gebiet, Doktor Josef«, antwortete Johann, »sind Sie zuständig, nicht ich. Aber wenn Sie die Meinung eines einfachen Landjunkers wissen wollen, der seinen Jahve nicht als Theolog anschaut, sondern als ein Mann mit gesundem Menschenverstand, dann will ich sie Ihnen gerne sagen. Die Idee Jochanan Ben Sakkais, den verlorenen Staat und den verlorenen Tempel durch Jabne zu ersetzen, war ausgezeichnet, es gab damals nach dem Zusammenbruch kein anderes Mittel, den Zusammenhalt zu retten. Brauch und Lehre haben denn auch wirklich den Staat ersetzt. Allmählich aber, als eine neue Generation heranwuchs, die Staat und Tempel nicht mehr erlebt hat, kam der Sinn der Bräuche abhanden, und heute ist die Lehre zum Formelkram geworden, der Brauch erstickt den Sinn, Judäa erstickt in der Herrschaft der Doktoren, das leere Wort kann auf die Dauer Gott nicht ersetzen. Gott braucht sein Land, um Sinn und Leben zu bekommen. Sehen Sie, das ist es, was Jahve heute zum Problem macht. Richtiges neues Leben bekommen kann Jahve erst, wenn Judäa aus einem Aufenthaltsort für seine Juden wieder zum Land seiner Juden geworden sein wird. Jahve braucht einen Körper. Sein Körper ist diese Landschaft, sein Leben sind diese Olivenhaine, Weinhügel, Berge, Seen, der Jordan und das Meer, und solange Jahve und dieses Land getrennt sind, lebt weder das eine noch das andere. Verzeihen Sie, wenn ich poetisch geworden bin! Aber ein einfacher alter Junker vom Land kann sich natürlich nicht so klar ausdrücken wie Sie.«

Josef hätte über das Heidnische dieser Auffassung einiges zu sagen gehabt, aber er sagte es nicht. Statt dessen faßte er zusammen: »Da also beide Probleme, Jahve und der Markt, auf Lösung drängen, so finden Sie die äußeren und die inneren Voraussetzungen eines Aufstands gegeben? Sie finden, die ›Eiferer des Tages‹ können mit gutem Grunde sagen: Der Tag ist gekommen? Ich verstehe Sie doch richtig?«

»Wie jung Sie sind mit Ihren Siebzig«, erwiderte Johann, »und wie streitbar! Aber so leicht können Sie mich nicht festlegen. Gewiß, solange diese beiden Fragen, Jahve und die Marktlage, nicht brennend geworden sind, solange ist ein Aufstand unmöglich. Das habe ich gesagt. Aber nicht habe ich gesagt, daß diese Faktoren die einzigen Vorbedingungen sind. Wenn Sie meine Ansicht haben wollen, dann ist die erste, die wichtigste Voraussetzung die, daß die militärischen Chancen eines solchen Aufstands nicht zu schlecht sind.« — »Dann bleibt also alles, was Sie gesagt haben, reine Theorie«, sagte Josef enttäuscht. Doch: »Schon wieder wollen Sie mich festlegen«, tadelte scherzend Johann. »Wie sollen wir von hier aus übersehen können, wie die militärischen Chancen der ›Eiferer‹ sind, wenn dieser Trajan wirklich seinen Ostkrieg beginnt?«

Jetzt aber wurde Josef ungeduldig. »Verurteilen Sie also, ja oder nein«, fragte er, »die Bestrebungen der ›Eiferer des Tages‹?« Allein: »Ich treibe keine praktische Politik«, wich Johann aus. »Ich habe mich, wie Sie wissen, bevor ich Rom verließ, eingehend erforscht, und erst als ich feststellte, daß mir mein Herz keinen Streich mehr wird spielen können, habe ich mir erlaubt, in mein Judäa zurückzukehren.«

Verdrossen schweigend ging Josef eine Weile neben ihm her. Bis Johann von neuem anhub: »Meine Resignation hindert mich aber nicht an gewissen Träumen. Setzen wir zum Beispiel den Fall, die ›Eiferer‹ sind nicht so vernünftig wie wir und machen selbst bei ganz geringer Chance ihren Aufstand. Könnten Sie sich dann, mein Josef, für uns ein größeres Glück denken, als wenn wir uns mitreißen ließen? Stellen Sie sich vor, wie wir beiden Wackelgreise, die wir vom Leben nichts mehr zu erwarten haben, durch einen solchen Aufstand belebt und verjüngt würden. Ich gebrauche nicht gerne starke Worte; aber in einer solchen Erhebung zugrunde zu gehen, einen großartigeren Abschluß meines Lebens könnte ich mir nicht vorstellen.«

Den Josef traf es, daß der andere derartige Gefühle so schamlos aussprach. »Sind Sie nicht sehr ichsüchtig, mein Johann?« fragte er. »Ist es nicht unerlaubt, ist es nicht einfach unanständig, sich in unserm Alter so unvernünftig jünglinghaft zu geben?« — »Sie sind furchtbar trocken geworden«, sagte kopfschüttelnd Johann. »Sie verstehen überhaupt keinen Spaß mehr. Denn natürlich hab ich nur im Spaß gesprochen. Aber wenn Sie ganz abgeklärt und bis ins Letzte gerecht sein wollen, dann müssen Sie mir zugeben: es ist nicht reine Ichsucht, wenn der Traum von einem solchen Aufstand mir das Herz wärmt. Wahrscheinlich wird eine neue Aktion der ›Eiferer‹ ebenso rasch zusammenbrechen wie ihre früheren. Aber trotzdem wird sie nicht sinnlos gewesen sein. Ich denke da an mein Problem Jahve. Ein solcher Aufstand wäre eine Mahnung, Judäa nicht zu vergessen, das Land nicht zu vergessen über dem Brauch und dem Wort. Und eine solche Mahnung ist notwendig. Der Mensch vergißt so schrecklich schnell. Es wäre gut, wenn unsere Juden einmal wieder an ihr Land erinnert würden, daran, daß es *ihr* Land ist. Denn sonst besteht ernstliche Gefahr, daß die Doktoren Jahve endgültig umbringen und daß Judäa in Jabne erstickt.«

»Sagen Sie mir«, drängte Josef, »sind militärische Vorbereitungen im Gang? Wissen Sie um bestimmte Pläne der ›Eiferer‹?«

Johann schaute ihn mit einem vertraulichen, pfiffigen und frechen Lächeln an, das sein Gesicht verjüngte. »Vielleicht«, antwortete er, »weiß ich etwas, vielleicht auch weiß ich nichts.

Bestimmtes wissen will ich nicht, denn ich kümmere mich nicht um praktische Politik. Was ich von mir gebe, ist müßiges Gefasel, wie es wohl ein alter Mann von sich gibt vor einem Freunde, wenn ein neuer Frühling kommt und er in der guten Sonne ins Schwätzen gerät.«

Nun aber wandte sich Josef ernstlich verstimmt ab und hatte kein Wort mehr für Johann. Da stieß ihn dieser an und sagte verschmitzt: »Aber wenn ich auch nichts weiß, so kenne ich doch meine Leute, und gewisse Dinge rieche ich, so wie ich das Wetter rieche. Und darum, mein Josef, nehmen Sie einen kleinen Rat mit auf Ihren Weg! Wenn Sie jetzt im Land herumreisen wollen, dann gehen Sie zuerst noch nach Cäsarea und lassen Sie sich dort im Gouvernementspalais ein umständliches Papier ausstellen, das Sie vor jedermann ausweist! Ich meine nur, für alle Fälle.«

Als Josef am andern Tag Gischala verließ, begleitete ihn Johann ein gutes Stück Weges, und als sich Josef, fortreitend, nach einiger Zeit umschaute, da stand Johann noch immer und sah ihm nach.

In Cäsarea, wo sich Josef, dem Rate Johanns folgend, einen neuen Passierschein ausschreiben lassen wollte, machte er dem Gouverneur seine Aufwartung. Lusius Quietus, mit jener beflissenen und distanzierenden Höflichkeit, wie sie fast allen Vertrauensleuten Kaiser Trajans eigen war, lud den Ritter Flavius Josephus zum Abendessen.

Da saß denn Josef inmitten der hohen Offiziere und Beamten der Provinz und fühlte sich bitter fremd und unbehaglich. Trotz der betonten Liebenswürdigkeit der Herren spürte er auch diesmal wieder, daß sie ihn nicht voll nahmen. Er gehörte nicht zu ihnen. Gewiß, durch seine Vergangenheit und durch seine Privilegien war er ihnen enger verbunden als irgendwer sonst; doch letzten Endes blieb er ein bezahlter Agent.

Man sprach von den kommenden Ereignissen. Vermutlich werden, wenn nun wirklich der Ostkrieg beginnt, überall in Syrien, Judäa, Mesopotamien Unruhen losbrechen. Johann hatte recht. Die Herren verhehlten kaum, daß ihnen ein solcher Aufstand zupaß käme. Er lieferte ihnen den willkommenen Vorwand, dieses Judäa, das Gelände des Aufmarschs und des Nachschubs, gründlich zu säubern, bevor die Armeen nach dem ferneren Osten aufbrachen.

Immer wieder fragte man Josef als den besten Sachverständigen, ob sich die »Eiferer des Tages« nicht vielleicht doch von dem Aufstand durch seine Aussichtslosigkeit würden abhalten lassen. Josef erklärte, der weitaus größte Teil der jüdischen Bevölkerung sei durchaus loyal, und die »Eiferer« dächten zu realistisch, um einen aussichtslosen Aufstand ins Werk zu setzen. Gouverneur Quietus hörte aufmerksam zu, aber, wie es Josef schien, keineswegs überzeugt.

Übrigens hatte Josef nicht mit der Überzeugungskraft gesprochen, die ihm eigen war. Vielmehr war er seltsam zerstreut. Dies kam, weil er von dem Augenblick an, da er das Haus des Gouverneurs betreten, nach einem bestimmten Gesicht gespäht hatte. Der Träger dieses Gesichtes, Paulus Bassus, wußte am besten Bescheid um die militärischen Verhältnisse der Provinz Judäa, die Gouverneure wechselten, aber Oberst Paulus blieb, er war recht eigentlich der Mann, der Judäa regierte, und wenn der Gouverneur einen Empfang gab, erwartete man, Paulus zu sehen. Andernteils war es natürlich ausgeschlossen, daß sich Paulus hier zeigte, wissend, er werde seinem Vater begegnen. Trotzdem, so töricht das war, hielt dieser Vater immer wieder nach ihm Ausschau.

Am nächsten Morgen dann begab sich Josef in das Regierungsgebäude, um sich den Paß ausschreiben zu lassen. Ein Gefühl der Fremdheit und der Feindseligkeit stieg in ihm hoch, als er das Palais betrat, das kalt, weiß, prunkvoll, mächtig und bedrohlich dastand, ein Symbol des trajanischen Rom.

Der Raum, in dem er zu tun hatte, lag im linken Flügel des Hauses. Als er, die Angelegenheit rasch erledigt, mit seinem neuen Paß die große Halle durchschritt, um sich durch das Haupttor zu entfernen, kam durch dieses Haupttor ein Offizier. Der Offizier, ein schlanker Herr mit blassem, fleischlosem Gesicht, elegant, straff, wandte sich nach rechts. Niemand hätte sagen können, ob er, während er den präsentierenden Wachen dankte, den Mann gesehen hatte, der von links kam. Niemand auch hätte sagen können, ob Josef den Offizier erkannt hatte.

Doch schien Josef, als er das Gebäude verließ, alt und müde, der Platz vor dem Palais, so weit und leer er war, hatte nicht genug Luft für den um Luft kämpfenden Mann, und wer ihn sah, mochte sich wundern, daß ein so leichtes und bedeutungsloses Geschäft wie die Einforderung eines Passes ihn dermaßen erschöpft hatte.

Der Offizier seinesteils, als er in den rechten Trakt des Gebäudes einbog, war noch einen Schatten blasser als sonst, und seine schmalen Lippen waren noch mehr verpreßt. Dann aber, noch bevor er seinen Amtsraum betrat, entspannte er sich. Ja, Paulus Bassus oder, wie er früher genannt wurde, Flavius Paulus schien eher befriedigt. Er war es. Die Idee, eine Idee, die er lange gesucht hatte, jetzt war sie ihm gekommen.

Noch am gleichen Tage sprach er mit dem Gouverneur Lusius Quietus.

Bis zum Vorabend des Passahfestes hatte sich Josef Ferien genommen von seinem Gute Be’er Simlai, von Frau und Sohn, bis dahin durfte er streifen im Land, ein freier Mann, wohin immer der Wind und sein Herz ihn trieben.

Auf den Bergen war noch Winter, aber in den Tälern war schon der Frühling. Rastlos reiste Josef umher, bald auf einem Maulesel, bald zu Pferde, zuweilen auch zu Fuß. Der alte Mann erinnerte sich der Zeit, da er zum erstenmal durch Galiläa gezogen war, seine Bewohner zu erforschen. Auch jetzt fühlte er sich am wohlsten, solange er ein Unbekannter war, und wenn man ihn beim Namen nannte, blieb er nicht lange.

Immerhin suchte er auch Freunde auf und Männer, deren Art und deren Meinungen ihn beschäftigten. So kam er auch nach B’ne Berak zu Doktor Akawja.

Josef hat Akawja ziemlich oft gesehen, und so entgegengesetzt dessen Wesen und Lehre seiner eigenen ist, die beiden Männer sind nicht ungern zusammen. Fraglos ist neben Gamaliel Akawja unter den Doktoren der bedeutendste. Dabei ist er, wie Gamaliel selber, erst Anfang der Fünfzig. Doch während dem Gamaliel alles von Geburt an zugefallen ist, kommt Akawja von ganz unten, er war Viehhirt, er hat sich sein Studium und seinen Platz im Kollegium von Jabne unter schweren Mühen erkämpfen und seine Lehre gegen hundert Widerstände durchsetzen müssen. Es ist eine Doktrin, die mit verbissener Wildheit und dabei mit verschlagener, vertrackter Methodik alles Jüdische absperrt gegen alles Nichtjüdische, es ist eine enge, fanatische Doktrin, die allem widerspricht, was Josef in seinen großen Zeiten gelebt und in seinen großen Büchern verkündet hat. Trotzdem kann sich Josef selber der Faszination nicht entziehen, die von diesem Doktor Akawja ausgeht.

Er blieb einen Tag in B’ne Berak und noch einen und einen dritten. Dann, wenn er zum Passahfest auf seinem Gut zurück sein wollte, war es Zeit, aufzubrechen. Doch als er sich von Akawja verabschiedete, hielt ihn dieser zurück. »Wie wäre es, Doktor Josef«, fragte er, »wollen Sie nicht einmal mit mir den Passahabend verbringen?«

Überrascht sah Josef hoch, ob Akawja den Vorschlag ernst meine. Akawjas großer Kopf saß auf einem plumpen, gewaltigen Körper. Aus dem trübsilbernen Bart kamen frisch und rosig die Wangen hervor, das Haar war tief hereingewachsen in die breite, mächtige, gefurchte Stirn. Dicke Augenbrauen zottelten über den braunen Augen. Ein leidenschaftliches, strenges Feuer glühte aus diesen Augen und machte die platte Nase vergessen. Heute indes, jetzt, da Akawja dem Josef seinen Vorschlag machte, den Passahabend mit ihm zu verbringen, war ein kleines, verschmitztes Leuchten in diesen sonst so wilden und heftigen Augen.

Es ist in der Tat erstaunlich, daß der leidenschaftlich nationalistische Akawja ihn, den Josef, den Kompromißler, der zeitlebens Juden und Griechen und Christen hat versöhnen wollen, zum Passahabend an seinen Tisch lädt, zu diesem großen nationalen Erinnerungsfest. Es ist eine Herausforderung und eine Ehrung. Für den Bruchteil einer Sekunde ist Josef so verwundert, daß er nicht weiß, wie er sich verhalten soll. Die Sitte erfordert, daß Josef, der Hausherr, diesen Abend auf seinem Gute verbringt, inmitten seiner Familie und seiner Leute, daß er ihnen die Haggada vorliest, die Erzählung von der Befreiung der Juden aus Ägypten. Doch Josef sagt sich, daß Frau und Sohn ihn nicht sehr vermissen werden, eher wird es ihnen eine Genugtuung sein, daß Josef, der »Verräter«, gerade an diesem heiligen Abend bei Akawja zu Gast ist, dem allverehrten, den die jüdischen Patrioten als den besten ihrer Führer bewundern. Nach dem ersten Erstaunen spürt Josef eine tiefe Befriedigung. »Ich danke Ihnen, Doktor Akawja«, sagt er, »ich nehme die Ehre Ihrer Einladung an, ich bleibe.« Und die beiden Männer sehen sich an, sie lächeln sich in die Augen, mit einem erkennerischen, kämpferischen und freundschaftlichen Lächeln.

Am Abend der Erzählung also, am Abend der Haggada, hat Josef den Ehrenplatz inne, rechts vom Hausherrn, im Hause des Doktor Akawja in B’ne Berak. Das beglückende Erstaunen, das ihn ergriffen, als Akawja ihn eingeladen, ist noch immer nicht von ihm gewichen, es ist stärker geworden. Er fühlt sich gehoben, schwebend, dieser Abend scheint ihm ehrenvoller als die Stunde, da Kaiser Titus seine, des Josef, Büste aufstellen ließ in der Bibliothek des Friedenstempels in Rom und sie bekränzte.

Denn wenn der Abend der Haggada heute schon, so kurze Zeit nach seiner Einführung, von den Juden nicht nur dieses Landes Israel, sondern überall auf dem Erdkreis mit solcher Innigkeit und Inbrunst gefeiert wird, dann ist das vor allem das Verdienst dieses Doktors Akawja; er hat die »Ordnung« dieses Abends, seinen »Seder«, geschaffen, er hat die meisten der kindlich rührenden, betrübten, glaubensstarken, zuversichtlichen, grimmigen Gebete und Riten dieses Abends ersonnen, die gerade jetzt, in der Epoche der Unterdrückung, in jeder jüdischen Brust die Erinnerung an die grimmige Not und die wunderbare Erlösung mit solcher Gewalt heraufsteigen lassen.

Aus der dreistöckigen, kostbaren Silberschüssel, die allerlei Speisen enthielt, die mit naiver und wirksamer Symbolik an Knechtschaft und Befreiung gemahnten, nahm Akawja die Fladen ungesäuerten Brotes, die an die Hast erinnerten, mit der seinerzeit die Juden das feindselige Land der Bedrückung verlassen hatten. Akawja zerteilte die Fladen und wies sie den Gästen. »Dies«, sprach er, »ist das Brot des Elends, das unsere Väter gegessen haben in Ägypten. Wer hungrig ist, komme und esse mit. Wer bedürftig ist, komme und feiere mit uns das Passahfest. Dieses Jahr hier, kommendes Jahr in Jerusalem. Dieses Jahr Knechte, kommendes Jahr freie Männer.« Überall jetzt in der Welt sprachen die Juden diese schlichten und zuversichtlichen Sätze Akawjas, und überall, Josef spürte es, hoben sich bei ihrem Klang die Herzen. Ja, dieses Jahr war das letzte unserer Bedrückung, im nächsten werden wir das Passah feiern in einem auf wunderbare Art neu erbauten Jerusalem.

Und Akawja fuhr fort und erzählte in den von ihm geprägten simpeln und ergreifenden Formeln die Geschichte der Befreiung. Er erlebte seine Erzählung mit, so genau sie ihm vertraut war, er befolgte sein Gebot: »Ein jeder Jude an diesem Abend fühle so, als wäre er selber aus Ägypten befreit worden.«

Josef hörte die Stimme des Akawja. Es war eine tiefe, derbe Stimme, ohne Musik, allein ihre heftige, gebieterische Überzeugtheit riß ihn mit. Alle an diesem Tische berauschten sich an den Worten des Akawja, als wären sie Wein. Manche von den Gästen des Akawja hatten, wie Josef selber, den Glanz der gewaltigen Passahfeier des Tempels von Jerusalem noch miterlebt, aber das Gedenken an die Wallfahrt, das Gedenken an den Festprunk der Priester, schnürte ihnen in dieser Zeit des Elends und der Bedrückung nicht etwa das Herz zusammen, im Gegenteil, die grimmige Beziehung auf das Heute, die in den ärmlichen, innigen Bräuchen war, machte den Stolz auf ihr Volk und auf seinen gewaltigen Gott nur trunkener.

Josef dachte zurück an den Abend, den er vor kurzem im Hause des Gouverneurs in Cäsarea verbracht hatte, an diese nüchternen Offiziere und Beamten, die, ihrer Macht sicher, voll kalten, realistischen Hochmutes hinunterschauten auf jene barbarischen Idealisten, die sich immer von neuem in den aussichtslosen Kampf für ihr Land und ihren Gott stürzten. Nein, zehnmal lieber war er hier an der Seite und im Kreis dieser Besiegten als jener Sieger.

Und die Besiegten berauschten sich weiter an der Erinnerung ihrer früheren Siege und an der Voraussicht ihrer künftigen. Einen Becher Weines stellten sie bereit für den Propheten Elia, den größten Patrioten der Vorzeit. Sicher wird er, dieser Vorläufer des Messias, dieser Sendbote des rächenden Jahve, in dieser feierlichen Nacht erscheinen, und er soll den Trank der Begrüßung vorfinden. Keiner zweifelte.

Und die Verse des großen Hallel sangen sie, den ekstatischen Jubelpsalm, der da feiert die Befreiung aus Ägypten und die Macht des jüdischen Gottes, der sie bewirkt hat. »Das Meer sah es und floh«, sangen sie, »der Jordan wandte sich zurück. Die Berge hüpften wie Lämmer, die Hügel wie junge Schafe. Was war dir, Meer, daß du flohest, und dir, Jordan, daß du dich zurückwandtest?« Ihre Phantasie kostete es voraus, wie ihr Gott Jahve auch diese Römer verdarb. Die Wasser werden zusammenschlagen über dem Kaiser Trajan und seinen Legionen und sie verschlingen, so wie seinerzeit die Wellen des Roten Meeres den Ägypterkönig verschlangen mit Mann und Roß und Wagen. Halleluja!

Die Bräuche waren verrichtet, die Gebete gesprochen. Mit vorrückender Nacht verabschiedeten sich die Gäste. Auch Josef wollte sich zurückziehen. Doch Akawja hielt ihn, immer wieder, bis sie schließlich nur mehr zu fünft waren, Akawja, Josef, drei andere.

Die Kunst Akawjas bestand darin, daß er, mittels einer bis ins Letzte verästelten Methodik, in den Worten der Schrift eine Deutung fand für alles, was auf Erden geschah. In der Schrift war alles vorausgesehen, alles, was war und was jeweils sein wird, und wer nur die Schrift richtig auszulegen verstand, besaß einen Schlüssel, den Sinn allen Weltgeschehens zu erschließen. Die Ereignisse damals in Ägypten und die von heute unter dem Kaiser Trajan, das war ein und dasselbe, auch ihr Ausgang wird derselbe sein, und es hatte seinen guten Grund, wenn man gerade heuer die Passahfeier mit so zornigem Jubel beging. Die heilig-wilde Berauschtheit von heute abend, das war nichts als eine vorweggenommene grimmige Siegesfeier über Rom.

Jetzt wandte sich Akawja ohne weiteres an Josef selber, ihn herausfordernd. Moses sowohl wie der Prophet Elia hatten ohne langes Federlesen Gott einfach gezwungen, ihnen zu Willen zu sein und Wunder zu tun. Und so wollte es Gott. Er wollte, daß man ihn herbeizwang. Er erwartete, daß man ihm half. Wer da erklärte, die Zeit sei noch nicht gekommen, für den kam sie nie. Vielmehr mußte man glauben, fanatisch glauben, daß der Messias, ein Messias in Fleisch und Blut, morgen kommen werde. Diese Nacht wird er kommen, der Prophet Elia, der Vorläufer, und seinen Becher leeren. Wer das glaubte, wer so fest daran glaubte wie an das Einmaleins, der zwang Gott, den Messias morgen zu senden.

Akawja liebte es, sich volkstümlich zu geben. Ein riesengroßer Bauer, saß er vor Josef, fest und seßhaft in seinem Glauben, derbe, vulgäre Wendungen ließ er in seine Rede einfließen, und grob zuletzt fiel er den Josef an: »Wenn alle es so machten wie Sie, wenn alle sich darauf beschränkten, die Hände in den Schoß zu legen und Geduld zu zeigen, dann können wir warten, bis uns Gras aus dem Mund wächst, und der Messias ist immer noch nicht da.« Höhnisch und drohend kollerten ihm die Worte von den Lippen, heftig strich er sich die Krumen des ungesäuerten Brotes aus dem trübsilbernen Bart. Josef saß vor ihm, ein feiner, schmächtiger Aristokrat; aber er war nicht gekränkt, er wollte sich den großen Abend nicht verderben. Er verschob, was er zu sagen hatte, auf später und tauchte ganz unter in der Lust, sich anstecken zu lassen von dem fanatischen Glauben der andern.

Denn immer hemmungsloser gaben sich diese ihren schönen Träumen hin. Aber waren es nur Träume? Nein, es war viel mehr, es waren Pläne, weitgediehene. Da sah etwa, als man von den nächsten sieben Wochen sprach, den Wochen der Zählung, den Wochen zwischen Passahund Pfingstfest, da sah also der Jüngste der Tischrunde, der junge, schöne Doktor Eleasar, mit seligem Blick um sich und fragte: »Wo, meine Älteren, wo, meine Doktoren und Freunde, werden wir dieses Pfingstfest begehen?« Doktor Tarfon, mit halber Kopfwendung gegen Josef, warf dem unvorsichtigen Sprecher einen verweisenden Blick zu. Akawja aber, als hätte er nicht soeben erst selber den Josef grob angefallen, sagte: »Habt ihr etwa Angst, meine Freunde, vor dem Manne, der den ›Apion‹ geschrieben hat?«

Josef erschrak, als er die Worte des jungen Doktors Eleasar hörte; sein Verstand sagte ihm, daß er sich empören müsse gegen das tollkühne, aussichtslose Unternehmen, das diese Männer offenbar schon für die nächsten Wochen planten. Doch seinem Schreck war viel Süße beigemischt, und als er gar die Worte des Vertrauens vernahm aus dem Munde des Akawja, da glänzte ein großes Glück in ihm auf. Immer lebendiger stiegen in dem beinahe Siebzigjährigen die alten Lockungen hoch, er schwamm mit in der gottseligen Trunkenheit der andern. Auch er war jetzt ganz sicher, daß der Prophet Elia noch in dieser Nacht seinen Becher Weines leeren werde.

Auskostete er sie wie noch niemals, diese Nacht der Obhut, da der Herr sein Volk Israel in seinen besondern Schutz nimmt. Mit den andern lauschte er gläubig den wilden und weisen Reden des plumpen Zauberers Akawja, mit den andern erging er sich in wüsten und großartigen Phantasien vom Untergang der Feinde und von der Errichtung des neuen Jerusalem.

So, mit den andern, saß er die ganze Nacht. Und mit den andern bedauerte er es, als die Schüler kamen und die Doktoren daran erinnerten, daß die Zeit des Gebetes gekommen sei. Denn der Morgen war da.

Zwei Tage später, als er mit ihm allein war, fragte Josef den Akawja geradezu: »Warum haben Sie mich eingeladen, über das Passahfest zu bleiben?« Der riesige Akawja saß ruhig da, die Fußknöchel gekreuzt, die rechte Hand lag lässig auf dem Schenkel, den linken Ellbogen stützte er auf die Lehne des Stuhls, den Kopf in die linke Hand. Besinnlich, aus seinen braunen, nicht großen Augen, beschaute er das hagere Gesicht des Josef. Dann, gleichmütig, in dieses Gesicht hinein antwortete er: »Ich wollte mir einmal einen Verräter aus der Nähe anschauen.«

Josef, vor dieser unerwarteten Beschimpfung, fuhr zurück. Akawja gewahrte es mit Genugtuung. »Ich habe«, fuhr er fort, »meine Schüler von je Respekt vor dem Alter zu lehren gesucht. Mit allem Respekt also vor einem grauen Haupt wiederhole ich: Sie sind ein Verräter. Ich gebe zu, daß Sie viele Schäden, die Sie angerichtet haben, später wettmachten durch Verdienste. Heute sind Sie ein Verräter vor allem an sich selber und an Ihrer eigenen Seele.« Ungeschlacht saß Akawja da; die Gehaltenheit, mit der er zu sprechen suchte, betonte das Bäurische seiner Aussprache.

»Was Sie sagen, mein Doktor Akawja«, erwiderte Josef, und ohne sich dessen bewußt zu werden, sprach er besonders höflich und mit dem Akzent des Mannes, der sich seinerzeit den großen Doktortitel von Jerusalem erworben hatte, »was Sie sagen, klingt allgemein. Wollen Sie es mir nicht im einzelnen erklären?«

Akawja schnaufte, blies sich in die Hände, rieb sie, als machte er sich daran, eine schwere Last zu heben. Dann sagte er: »Jahve hat Sie bestimmt, für seine Sache, für Israel zu kämpfen. Sie aber haben die Arbeit, sowie sie anfing, Mühe und Mut zu verlangen, hingeschmissen. Sie haben sich in die Literatur verdrückt und kosmopolitisches Geschwätz gemacht. Das hat Sie auf die Dauer gelangweilt, und Sie sind zurück in den Kampf gegangen. Dann wurde es dort wieder mulmig, und Sie sind von neuem verduftet, zurück in Ihr bequemes und unverbindliches Geschreibe. Ein Mann aus dem Volke wie ich heißt das Verrat. Ich sage es, wie es ist, mit allem Respekt vor einem grauen Haupte.«

»Sind Ihre Anwürfe nicht immer noch sehr allgemein?« entgegnete, noch höflicher, Josef. »Vielleicht aber auch liegt es nur an meinem alten Kopf, daß ich mir nichts Rechtes darunter denken kann.« — »Ich will versuchen«, erwiderte Akawja, »meine simple Meinung in Ihr gebildetes Aramäisch zu übersetzen. Sie sehen ganz genau, mein Doktor Josef, was die Stunde und der Tag erfordert. Aber Sie wollen es nicht sehen, Sie machen lieber die Augen zu und ›kämpfen‹ für ein Ideal, von dem Sie ganz genau wissen, daß es unerreichbar ist. Sie flüchten vor der Schwierigkeit des Erreichbaren in den bequemen Traum des nie erreichbaren Ideals. Sie verraten das Heute und Morgen um einer nebelhaften Zukunft willen. Sie verraten den Messias von Fleisch und Blut, der vielleicht schon unter uns herumgeht, um eines verblasenen, geistigen Messias willen. Sie verraten den jüdischen Staat einer kosmopolitischen Utopie zuliebe.« Schwerfällig kamen die gebildeten Worte aus dem klobigen Mann.

»Was versprechen Sie sich eigentlich davon«, fragte sehr ruhig Josef, »daß Sie mir alle diese unfreundlichen Dinge sagen?

Es imponierte dem Akawja, daß Josef so ruhig blieb, aber es ärgerte ihn auch. »Wir wissen nicht, was wir mit Ihnen anfangen sollen«, sagte er schließlich grimmig und strähnte sich den trübsilbernen Bart. »Welches von Ihren Büchern gilt? ›Der Jüdische Krieg‹? Die Universalgeschichte? Oder der

›Apion‹? Einem großen Schriftsteller«, grollte er, »müßte es doch möglich sein, sich so eindeutig auszudrücken, daß ihn das Volk versteht. Ich bin kein großer Schriftsteller«, schloß er plump, »aber mich versteht das Volk.«

»Ich verstehe Sie nicht, Doktor Akawja«, antwortete liebenswürdig Josef, mit einem kleinen Ton auf dem »ich«.

»Ich verstehe nicht, warum Sie den ›Eiferern des Tages‹ das Wort reden. Sie wissen, daß unter diesem Kaiser Trajan die Zahl der Legionen verstärkt ist, daß die östlichen Legionen aufgefüllt sind, daß die Militärstraßen, das Kriegsmaterial auf eine Höhe gebracht sind wie niemals zuvor. Wer einen Löwen sattelt, muß ihn zu reiten verstehen. Sie als Mann von Urteil wissen, daß Sie ihn nicht reiten können. Warum also reden Sie einem Aufstand das Wort? Der Tag wird kommen, gut! Aber es ist an Ihnen, zu bestimmen, wann er da ist. Und wenn Sie das Volk zur Unzeit aufrufen, ruinieren Sie dann nicht den Tag und laden schwere Schuld auf sich?«

»Der Gott, der mich den Löwen satteln hieß«, sagte Akawja, »wird mich auch lehren, ihn zu reiten,« Dann, daran denkend, daß das ein Satz für eine Volksversammlung war, aber nicht für den Schriftsteller Josef Ben Matthias, verstand er sich dazu, ihn tiefer in sein Inneres sehen zu lassen. »Nicht die Vernunft«, sagte er grimmig, »kann entscheiden, ob der Tag gekommen ist, nur der Instinkt kann es. Immer wieder wird die Vernunft zuschanden vor Gott. Ich sage das nicht etwa, weil ich der Vernunft und ihren Verlockungen aus dem Weg gegangen wäre. Ich kenne die Freuden der Logik und der Gelehrsamkeit. Ich habe die Schrift und die Lehre studiert mit allen Mitteln, und ich habe mich herumgeschlagen mit der Philosophie der Heiden. Aber alles, was ich gelernt habe, ist, daß einem, wenn es Ernst wird, doch nur das innere Wissen weiterhilft, der Glaube an den über alle Vernunft erhabenen Gott Israels, und nicht die Logik und nicht der Glaube an immer gleiche Ursachen und Wirkungen. Ich glaube an Moses und die Propheten und nicht an Trajan und seine Legionen. Ich will in Bereitschaft sein, wenn der Umschwung kommt, wenn der Tag kommt. Und der Tag kommt, das sage ich Ihnen! Gesetze und Bräuche sind gut und Gott wohlgefällig, aber sie bleiben Geschwätz, wenn sie nicht die Vorbereitung sind eines selbständigen Staates mit Polizei und Soldaten und souveräner Gerichtsbarkeit. Helfen kann uns nur die Wiedererrichtung des Tempels, des wirklichen aus Quadern und Gold, und die Wiedererrichtung des wirklichen Jerusalem, einer Stadt aus Stein und Holz und mit uneinnehmbaren Mauern. Sehen Sie, mein Doktor und Herr, die Massen begreifen das. Man muß sehr gelehrt sein in griechischer Weisheit, um es nicht zu begreifen.«

Es wäre sinnlos gewesen, gegen den Fanatismus des Mannes mit Argumenten der Vernunft anzugehen. Nicht etwa, als ob Akawja der Vernunft ermangelt hätte. Im Gegenteil, seine Vernunft war wohl nicht geringer als seine eigene, des Josef. Aber des Akawja Glaube war eben stark genug, um über seine Vernunft obzusiegen.

Diese Einsicht machte den Josef verstummen. Und jetzt gar fühlte er sich vollends klein. Denn jetzt erhob sich Akawja, riesig kam er auf ihn zu, den großen Kopf neigte er vertraulich zu ihm herunter, die kleinen Augen unter der breiten, gefurchten Stirn und den dicken, zottigen Augenbrauen schauten verschlagen und besessen zugleich sehr nahe in die seinen. Und, die derbe Stimme gedämpft, geheimnisvoll, verkündete er ihm:

»Sie wissen, warum ich Gamaliel so kräftig unterstützte, als er das Hohelied aufnahm in die Reihe der Heiligen Schriften? Weil dieses Hohelied ein Gleichnis ist, ein Wechselgesang zwischen dem Bräutigam Gott und der Braut Israel. Wenn aber Jahve der Bräutigam ist, dann muß er werben um seine Braut Israel, dann muß er zahlen. Wie hart und bitter hat er den Jakob dienen lassen um seine Braut! Gott muß Israel erwerben, er muß sich sein Volk verdienen. Jahve hat Israel eine schwere Sendung auferlegt, Israel wird sie erfüllen. Aber auch Jahve muß den Vertrag erfüllen, er muß Israel seine Macht wiedergeben, seinen Staat. Und zwar nicht irgendwann, sondern in allernächster Zeit, jetzt. Sie, Josef Ben Matthias, wollen es Gott zu leicht machen. Sie wollen Israel verschleudern. Ich bin nicht so vornehm. Ich bin Bauer und mißtrauisch. Ich verlange Zahlung, wenn ich einen Teil meiner Leistung erfüllt habe. Ich verlange von Jahve — verstehen Sie mich recht, ich bitte nicht, ich verlange —, daß er Israel seinen Staat wiedergibt und seinen Tempel.«

Josef erschrak vor der Wildheit, mit welcher der Mann seine anmaßende, verschlagene Forderung verkündete; er war von ihrem Recht offenbar bis ins Herz besessen. »Sie machen sich Jahve nach Ihrem Bilde«, sagte Josef, leise, betreten. »Ja«, gab Akawja zu, unumwunden, herausfordernd. »Warum soll ich mir Jahve nicht nach meinem Bilde machen, da er mich nach dem seinen gemacht hat?« Doch dann kehrte er aus dem Bereich der Mystik in die Realität zurück. »Aber haben Sie keine Angst!« tröstete er den Josef, er lächelte und sah trotz des gewaltigen, trübsilbernen Bartes auf einmal sehr jung aus.

»Ich habe«, verriet er, »dem Großdoktor in die Hand versprochen, ich würde keine jüdische Aufstandsbewegung fördern, solange nicht Edom, solange nicht die Römer eine neue Untat begehen würden.« Sein Lächeln wurde listig und machte ihn unversehens dem Johann von Gischala ähnlich. »Ich konnte freilich«, sagte er, »dem Großdoktor dieses Versprechen leicht geben. Denn ich bin sicher, eine neue Untat der Römer wird nicht lange auf sich warten lassen. Die römische Klugheit ist eine dumme Klugheit, eine Klugheit auf kurze Sicht, ohne Gott und ohne Gnade. Die Römer werden die Untat begehen, ich und die ›Eiferer‹, wir werden unseres Versprechens ledig sein, und Gott wird uns helfen, nicht den Römern.«

Josef, beunruhigt durch diese Unterredung, ging nach Jabne, um mit dem Großdoktor die politische Lage durchzusprechen. Gamaliel war nicht nur nicht eifersüchtig auf Akawja, er hatte sogar mit klugem Bedacht sein möglichstes getan, dessen Ansehen zu erhöhen. Denn Gamaliel hätte seine Herrschaft über die Juden nicht halten können, hätte er nicht den heftigen, aufrührerischen Akawja an seiner Seite gehabt. Wenn Gamaliel lehrte: »Seid geduldig, fügt euch den Römern!«, so ergänzte Akawja: »Aber nur auf kurze Zeit, dann dürft ihr aufstehen und über den frechen Feind herfallen.« So kamen beide auf ihre Rechnung: der Großdoktor; denn das Volk hätte das ewige, nervenzerreibende Warten, das er ihm zumutete, nicht ertragen, wäre nicht Akawja gewesen und sein Zuspruch. Akawja; denn sein Verstand scheute das Abenteuer, das sein Herz ersehnte, und im Grunde war er froh, daß Gamaliels Bedachtsamkeit es immer wieder verhütete und hinausschob. Die beiden Männer, so verschieden sie waren, der tolerante, weltmännische Gamaliel und der fanatische, bäurische Akawja, liebten, ehrten und achteten einander.

Bald mußte Josef erkennen, daß der Großdoktor um die politische Situation viel besser Bescheid wußte als er selber, der doch erst vor kurzem beim Gouverneur und bei Akawja gewesen war.

»Kaiser Trajan«, setzte Gamaliel dem Josef auseinander, »ist nicht etwa judenfeindlich. Allein seine gewaltige Kriegsmaschine erfordert, um sachgemäß in Gang gesetzt zu werden, das Land der Juden als Aufstellungsraum, Die Juden also sind ihm lästig, ihm und seinem Gouverneur Lusius Quietus. Doch ist auch der Gouverneur an sich kein Feind der Juden, er möchte, da er den Wohlstand der Provinz nicht vernichten will, allzu gefährliche Maßnahmen lieber vermeiden. Leider aber ist in seiner nächsten Umgebung ein Mann, der solche Maßnahmen geradezu herbeisehnt. Und jetzt hat, nach zuverlässigen Berichten, dieser Mann die patriotisch gewalttätige Stimmung klug genutzt, die aus den Vorbereitungen zum Ostkrieg entstand, und den Gouverneur zu seinen Anschauungen bekehrt.«

Es kostete den Josef Mühe, Gamaliel mit ganzer Aufmerksamkeit zu folgen. Denn er wußte: wenn der Großdoktor den gefährlichen Mann in der Umgebung des Gouverneurs so vag bezeichnet, so geschieht das mit Rücksicht auf ihn, auf Josef; denn dieser Gefährliche, Unnennbare ist niemand anders als Paulus Bassus, Josefs Sohn.

Gamaliel aber erzählt weiter, und Josef, trotz des Sturmes in seinem Innern, hört zu. Denn des Großdoktors Bericht verdient, weiß Gott, ein gespanntes Ohr. Der Unnennbare nämlich hat eine wahrhaft höllische Idee ausgeheckt, der Gouverneur hat, wenn auch nur mit halbem Herzen, seine Zustimmung gegeben, und nun wartet man nur mehr die Einwilligung Roms ab, um den unseligen Plan in Wirklichkeit umzusetzen. Es geht aber um folgendes: man will für die Provinz Judäa, um die unzuverlässigen Elemente besser von den zuverlässigen absondern zu können, die Kopfsteuer neu einführen.

Die Kopfsteuer. Die zwei Drachmen. Unter allen Bedrükkungen, welche die Römer ersonnen haben, die diffamierendste. Wenn diese von dem rechtlichen Kaiser Nerva abgeschaffte Sondersteuer wirklich neu eingeführt werden sollte, so wird das ein Signal zu dem Aufstand sein, den Rom will und den leider auch die »Eiferer des Tages« wollen. Wahrscheinlich hat auch Akawja von der bevorstehenden Einführung dieser Steuer gehört, und wahrscheinlich ist das die »Untat«, auf die er angespielt hat.

Josef hört Gamaliels Bericht wie gelähmt. Was ihn, den sonst so beweglichen, lähmte, war der Gedanke, daß es der Unnennbare, daß es sein Paulus war, den die Gottheit dazu ausersehen, dieses neue Unheil über Judäa zu bringen. Welch ein Mann des Unglücks war er, Josef! Wie ging, immer von neuem, Unglück aus von allem, was er gemacht hat, von seinen Söhnen, von seinen Büchern! Unbeweglich saß er, wie betäubt.

Bis ihm endlich bewußt wurde, daß Gamaliel schon längere Weile zu sprechen aufgehört hatte. Er suchte Gamaliels Auge, mit Scheu. Der erwiderte seinen Blick, und Josef erkannte, daß der andere genau wußte, was in ihm vorging. »Ich danke Ihnen«, sagte Josef.

»Wenn Cäsarea die Kopfsteuer verfügt«, fuhr Gamaliel fort, als wäre die stumme Zwiesprache nicht gewesen, »dann ist Akawja des Versprechens entbunden, das er mir gegeben hat. Trotzdem ist es möglich, daß er sich ruhig halten wird. Er weiß so gut wie ich, daß die ›Untat‹ Cäsareas nichts ändert an dem Kräfteverhältnis Roms und Judäas. Er hat einen starken Verstand. Es bleibt die Frage, ob dieser starke Verstand aufkommt gegen sein noch stärkeres Herz.« Er sah trübe vor sich hin. Bisher war er dem Josef immer als ein junger Mann erschienen. Jetzt sah der alte Josef, daß auch Gamaliel nicht jung geblieben war. Sein rotbrauner Bart war nun beinahe völlig grau, die gewölbten Augen matt, Körper und Antlitz hatten ihre imponierende Straffheit verloren.

Unvermutet indes richtete sich der Großdoktor hoch und war wieder ganz der frühere. »Ich möchte Sie um einen Dienst bitten, mein Josef«, sagte er herzlich und doch im Tone des Befehlsgewohnten. »Gehen Sie nach dem Norden! Sprechen Sie nochmals mit Johann von Gischala! Wenn es mir nicht glücken sollte, den Akawja zurückzuhalten, vielleicht glückt es Ihnen, den Johann zu bändigen, so daß wenigstens der Norden ruhig bleibt. Sie sind befreundet mit ihm, er hört auf Sie. Er hat einen so klaren Verstand. Reden Sie ihm zu, daß er ihn gebraucht!«

»Gut«, erwiderte Josef. »Ich werde nochmals nach Gischala gehen.«

Seit dem Aufbruch von seinem Gut war Josef rastlos gewesen. Jetzt wurde er noch unruhiger. In Eile brach er auf, und er reiste in immer größerer Eile. Dabei wählte er nicht den kürzesten Weg, sondern reiste kreuz und quer. So durchzog er noch einmal einen großen Teil des Landes Judäa und des Landes Samaria, in Hast, als hätte er etwas zu versäumen, als könnte er, was er jetzt nicht noch einmal sah und in sich aufnahm, niemals wieder sehen.

In Samaria dann erfuhr er, der Gouverneur habe durch ein Edikt die Wiedereinführung der Kopfsteuer für die jüdischen Einwohner der Provinz verfügt. Und schon den Tag darauf, in dem kleinen Ort Esdraela, erzählte man, es sei in Obergaliläa zu schweren Unruhen gekommen. Genaues konnte man ihm nicht mitteilen. So viel aber war gewiß, daß in mehreren galiläischen Ortschaften mit gemischter Bevölkerung die Juden über die Römer, Griechen und Syrer hergefallen waren. Schon seien indes, hieß es, römische Streitkräfte aus Cäsarea abgegangen, um die Ordnung wiederherzustellen. Führer des Aufstands, wollte man gehört haben, sei Johann von Gischala.

Nach alledem war Josefs Sendung offenbar durch die Ereignisse erledigt, und er hatte im Norden nichts mehr zu suchen. Das klügste war, schleunigst nach Be’er Simlai zurückzukehren und dort nach dem Rechten zu sehen, nach Mara, nach Daniel.

Aber als er sich das klarmachte, wußte er bereits, daß er’s nicht tun werde. Dem Schreck, mit dem er die Meldung gehört hatte, war vom ersten Augenblick an eine große Süße beigemischt gewesen. Mit Stolz und Beschämung nahm er wahr, daß er sich leicht fühlte, frei, glücklich. Er erkannte, daß er die ganzen letzten Jahre in Judäa nur auf diesen Aufstand gewartet hatte. Jetzt hatten diese Jahre in Judäa Sinn und Bestätigung bekommen. Denn wenn er die Nachricht von dem Aufstand in Rom erhalten hätte, verspätet, fern von den Geschehnissen, dann hätte er das wichtigste Ereignis seines Lebens versäumt.

Wahnsinn! Es ist blanker Wahnsinn, in den Aufstand eingreifen zu wollen. Es wird anfänglich einige Siege geben, voll von Begeisterung und Seligkeit; dann wird eine harte, endgültige Niederlage folgen. Die Römer werden erreichen, was sie wollen, sie werden alles, was unter den Juden noch da ist an Mannhaftigkeit, Jugend, Kampfesmut, blutig zertrampeln. Es ist Verbrechen und Narrheit, dabei mitzuwirken.

So, mit Aufbietung all seiner Vernunft, konnte er den Rausch verjagen, der bei der Meldung von der Erhebung über ihn gekommen war. Doch nur auf Augenblicke.

In der Nacht gar, auf dem dürftigen Lager, das der kleine Ort ihm bot, bekam der Rausch volle Gewalt über ihn, es gab kein Mittel mehr dagegen, und wollüstig überließ er sich dem gefährlichen Glück. Er fühlte sich wie damals, als er, ein junger Mensch, in jenem ersten Kriege gegen die Römer die Wehrverbände Galiläas befehligt hatte, schwebend, getragen. Ach, das noch einmal spüren, diese glühende Heiterkeit, mit der sie damals in die Schlacht gezogen sind! Dieses Verschmelzen einer in den andern! Dieses tausendfache Leben, strömend, weil es vielleicht noch heute zu Ende ist! Diese große Verzückung, gemischt aus Frommheit, Gewalttätigkeit, Angst, Selbstsicherheit und einer Lust ohne Grenzen!

Auf seinem Lager von der einen Seite nach der andern warf er sich. Preßte die Zähne zusammen, beschimpfte sich. Werde nicht abermals verrückt auf deine letzten Tage, Josef! Wenn ein junger Mensch sich von derartigem Wahnsinn ergreifen läßt, das kann gottgewollt, kann erhaben sein. Aber wenn es einer wie er so macht, ein Greis, an einem solchen trunkenen Greise ist nichts Erhabenes, er ist lächerlich, nichts sonst.

Er ist nicht lächerlich. Wenn nach soviel Jahren, wenn nach so vielen Erfahrungen die Stimme in ihm immer noch mit solcher Gewalt ruft, dann hat diese Stimme recht. Und wenn es die Stimme der Tollheit sein sollte, dann kommt diese Tollheit von Gott. Akawja hat recht. Wer wagt zu behaupten, daß Jahve identisch ist mit Logik und dürrer Vernunft? Hat aus den Propheten Vernunft gesprochen? Oder ein anderes? Wenn ihr, mit dreister Pedanterie, dieses andere Tollheit nennen wollt, dann sei sie gesegnet, diese Tollheit.

Und mit Wollust stürzte er sich, der alte Josef, in die Tollheit. Ja, Johann von Gischala hatte recht, und Akawja hatte recht, und das Buch Judith und das Buch des Josef Ben Matthias gegen Apion, und nicht recht hatte der Großdoktor und die Universalgeschichte des Flavius Josephus.

Nachdem er sich einmal entschlossen hatte, toll zu sein, brach er noch in der Nacht auf, um sich zu Johann von Gischala durchzuschlagen.

Er fand einen Maultiertreiber, der ihn bis in die kleine Ortschaft Atabyr brachte, die auf der halben Höhe des gleichnamigen Berges lag. Weiter wagte sich der Mann nicht mit. Auch die Bewohner des kleinen Ortes rieten ab, weiter vorzudringen. Denn hier begann das Gebiet der militärischen Operationen.

Josef also, nachdem er sich ein wenig Mundvorrat gekauft hatte, setzte seinen Weg allein fort. Er vermied die Heerstraße und wählte abseitige, verlorene Hirtenpfade in den Schluchten und Höhen des Gebirgs. Hier hatte er seinerzeit gekämpft, er hatte den Berg befestigt, er kannte die Gegend gut. Still, gleichmäßig, behutsam, in besonnener Eile schritt er.

Ein strahlender Frühlingstag stieg auf. Der Winter hatte lange gedauert in diesem Jahr, noch lag Schnee auf den Bergen Obergaliläas, er speiste die Bäche, so daß sie voll und fröhlich prasselten. Die Luft war von beseligender Reinheit, das Entfernte war klar und nahe. Josef stieg tiefer hinein ins Bergland, er befahl seine Erinnerung herbei, sie gehorchte, jede Höhe, jedes Tal war ihm vertraut.

Da war der überhängende Kamm. Von ihm aus mußte er den See erblicken können, seinen See, den See von Tiberias, den See Genezareth. Siehe, da glitzerte er schon herauf! Winzige Punkte bewegten sich auf seinem Spiegel; Josefs Erinnerung verwandelte sie in die braunroten Segel der Fischerboote.

Er kletterte über den Kamm, suchte sich eine Bergfalte, die ihn decken könnte, fand sie. Hockte nieder. Jene Ruhelosigkeit, die ihn die ganze Zeit gequält, endlich wich sie von ihm. Er durfte rasten. Er setzte sich bequemer, aß von seinem Vorrat, Früchte, etwas Fleisch, Brot, trank von seinem Wein.

Ein kleiner, fröhlicher Wind ging. Josef dehnte die Brust. In zauberisch heller Luft, ein wahrer Garten Gottes, lag das Land Galiläa vor ihm, unter ihm, fruchtbar, mannigfach mit seinen Tälern, Hügeln, Bergen, mit seinem See Genezareth, dem Flusse Jordan, der Meeresküste, mit seinen zweihundert Städten. Was Josef nicht sah, das ahnte er, das wußte seine Erinnerung, In sich ein trank er die Sicht. Rötlichgrau war das Gestein, saftig grün die Johannisbrotbäume, silbrig die Oliven, schwarz die Zypressen, braun die Erde. In der Ebene, winzig kleine Figürchen, hockten die Bauern auf dem Boden und rochen an dieser Erde nach dem Wetter, Schönes, reiches, buntes, fruchtbares Land. Jetzt im Frühjahr sind selbst seine Wüsten bedeckt von graugrün und violettem Geblüh.

Aber man gönnt dem Land seine Fruchtbarkeit nicht. Vielleicht ist es zu fruchtbar. Vielleicht hat doch der frühere Johann von Gischala recht, und es ist doch der Preis des Weins und des Öls, der den endlosen Krieg stiftet, der um dieses Land geht. Gedüngt mit Blut ist es auf alle Fälle. Vielleicht will die Gottheit, daß es gedüngt werde mit Blut.

Josef rastete in seiner Bergfalte. Alle Bedrängnis und aller Zwiespalt waren von ihm abgefallen. Seine Gedanken wellten auf und ab, und es war ihm recht so.

Die Gottheit hat es ihnen, den Juden, zugeteilt, dieses Land, in dem Milch und Honig fließt. Sie hat ihnen mehr zugeteilt.

»Nicht Zion heißt das Reich, das ich euch gelobte, / Sein Name heißt: Erdkreis.«

Aber die Herrschaft über den Erdkreis, das ist eine vage, ferne Sache. Wenn er es einmal wenigstens von ferne hätte sehen dürfen, das Land seiner Hoffnung, das Land des Messias, des Rechtes, der Vernunft. Aber: »Da kannst du warten, bis dir Gras aus dem Munde wächst.« Josef lachte, an die derben Worte des Akawja denkend. Ein großartiger Mann, dieser Akawja!

Wieder schaut er, genießt er die Sicht. Dieses Galiläa zumindest, das ist da. So viel hat er fallen lassen müssen aus seinen Händen, Hoffnungen und Glauben; dieses Galiläa läßt er nicht fallen, daran klammert er sich jetzt, das hält er.

Vernunft hat er verkünden wollen, das Reich der Vernunft, des Messias. Solch ein Prophetentum, mein Lieber, das ist zu teuer. Wer da den Propheten macht, hat das mit zu vielen Entbehrungen zu bezahlen. Aber süß und ehrenvoll ist es, nichts zu predigen als sein Volk, als seine Nation. Prophetentum dieser Art, das nährt seinen Mann, innen und außen. Es schafft Ruhm und innere Befriedigung.

Aus der Ferne, von unten, kam Geräusch. Josef wußte, daß tief zu seinen Füßen, ihm unsichtbar, eine Straße lief. Das Geräusch schien ihm das Getrabe von Pferden. Unwillkürlich duckte er sich tiefer in die Felsfalte, in deren Schutz er lag.

Wieso eigentlich ist er hier? Was hat er hier zu suchen, hier in Galiläa, mitten im Aufruhr, mitten im Krieg, er, der Alte? Hier kann er nur sich selber verderben, helfen kann er keinem.

Unsinn! Als ob er jemals einem hätte helfen wollen! So alt hat er werden müssen, um zu erkennen, daß er nie einem andern hat helfen wollen, immer nur sich selber. Ich hat er sein wollen, immer nur Ich, und von allem, was er gedacht und geschrieben und sich vorgemacht hat, ist der Psalm vom Ich das einzig Wahre:

Ich will ich sein, Josef will ich sein, So wie ich kroch aus meiner Mutter Leib, Und nicht gestellt zwischen Völker

Und gezwungen, zu sagen:

von diesen bin ich oder von jenen.

Justus hat in Wahrheit helfen wollen, den andern, den fernen Geschlechtern. Armer, großer, ritterlicher Justus! Zur Unzeit bist du geboren, zur Unzeit hast du dich abgemüht, ein Vorläufer, ein Verkünder unzeitgemäßer Wahrheit. Verbissen und unglücklich hast du dein Leben verlebt, verbissen und unglücklich bist du gestorben, vergessen ist dein Werk. Der Lohn des Gerechten.

Die messianische Hoffnung muß sein, gewiß, sonst könnte man nicht leben. Und es muß Leute geben, die den wahren Messias verkünden, nicht den des Akawja, sondern den des Justus. Sie sind auserwählt, diese Leute, aber sie sind zum Unglück auserwählt.

Ich, Josef Ben Matthias, habe es erprobt. Ich hab es gespürt, das echt Messianische, die ganze Wahrheit, und ich war unglücklich. Erst als ich darauf verzichtete, wurde es besser. Und einverstanden mit mir selber, glücklich bin ich nur dann gewesen, wenn ich gegen die Vernunft gehandelt habe. Schöne Zeit, herrliche Zeit, da ich ganz meinem Trieb gefolgt bin, da ich das Buch gegen Apion schrieb, das dümmste und beste, was ich geschrieben habe! Und vielleicht, trotz allem, das Gott am meisten gefällige. Denn wer will entscheiden, welches der gute Trieb ist und welches der böse? Und selbst wenn es diesem bösen entsprungen sein sollte, heißt es nicht in der Schrift:

»Du sollst Gott dienen auch mit dem bösen Trieb!«

Er dehnte die Brust. Leicht und frisch fühlte er sich, leicht ging ihm der Atem aus dem Mund, ganz jung fühlte er sich. Um seine alten Lippen war ein Lächeln, schier töricht vor Glück. Beinah siebzig hat er werden müssen, ehe er so weise wurde, unweise zu sein. Gelobt seist du, Jahve, unser Gott, der du mich hierher hast gelangen lassen und mich noch einmal atmen lässest die süße, reine Luft Galiläas und die wilde, würzige des Krieges!

In seinem Innern wußte er, daß dieses Glück nicht lange dauern wird, daß er nur mehr ein paar Tage haben wird oder vielleicht auch nur ein paar Stunden oder vielleicht sogar nur ein paar elende Minuten. Nein, nicht elende Minuten, sehr gute vielmehr und glückliche.

Er machte sich daran, seinen Weg fortzusetzen, hinunterzusteigen. Er hatte Geräusch gehört und war behutsam. Er vermied jeden breiteren Pfad, duckte sich, wo er gesehen werden konnte, trat vorsichtig auf. Doch einmal trat er ungeschickt. Ein Stein löste sich und fiel unglücklich, so daß man ihn auf der Straße hörte. Die aber auf der Straße zogen, waren römische Reiter und hielten an und machten sich daran, den Berghang abzusuchen.

Josefs Gesicht war nicht mehr so gut wie sein Gehör; er wußte lange nicht, ob es Leute von den Seinen seien oder Römer, die da den Berghang absuchten. Dann kamen sie näher, und er erkannte, daß es Römer waren.

Einen Augenblick durchströmte ihn wilder Schreck und spülte alle Kraft aus ihm weg, Er war heute eine gute Strecke Weges gegangen, auf und ab, auf rauhem Pfad, und plötzlich war seine ganze Frische wieder fort. Er war ein alter Mann, das Herz, das ihm bisher so leicht gewesen, lag ihm auf einmal schwer und schmerzhaft in der Brust wie eine Geschwulst, die Knie versagten ihm, er mußte niederhocken.

Allmählich indes ging die Schwäche vorbei, und es kam über ihn das frühere große Einverstandensein, ja etwas wie Freude, daß er nun am Ziel war. Er hätte damals fallen sollen in dem ersten Krieg, in guter Jugend, in Galiläa. Er ist dem ausgewichen und hat statt dessen ein höchst bewegtes Leben geführt und Kinder und Bücher in die Welt gesetzt, gute und schlechte, und einige leben noch und einige sind verweht, und er hat bewirkt, daß sehr viel Böses geschah, aber doch auch einiges Gute, und jetzt, sehr verspätet, ist es ihm vergönnt, nachzuholen, was er damals sträflich versäumt hat, im Krieg zu sterben, in Galiläa.

Da saß er also in der leichten, klaren Luft und schaute den Männern entgegen, schwachen Leibes, doch frei von Furcht und voll von Erwartung.

Die Soldaten kamen heran und fanden einen alten Juden. Sie beschauten ihn, unschlüssig, er beschaute sie, neugierig.

»Gib die Parole, Jude!« verlangte schließlich der Anführer.

»Ich weiß sie nicht«, antwortete Josef. »Was suchst du hier?« fragten die Soldaten. »Ich habe viele Freunde in Galiläa«, erwiderte Josef, »und ich war besorgt um ihr Schicksal und wollte sie aufsuchen.« — »Und da schleichst du auf heimlichen Pfaden und gehst nicht auf der kaiserlichen Heerstraße?« fragten sie. Und er antwortete: »Ich habe gedacht, die kaiserliche Heerstraße ist voll von kaiserlichen Soldaten. Da hält sich ein alter Mann besser auf den Nebenwegen.« Die Soldaten lachten.

»Das hast du schlau gedacht«, sagte der Anführer, »aber nun wirst du wohl einen noch größeren Umweg machen müssen als deine Bergpfade. Und wer bist du überhaupt? Ein Bauer bist du doch nicht, und aus Galiläa bist du auch nicht.« — »Ich bin Flavius Josephus, vom Zweiten Adel«, sagte Josef, und er wies seinen Goldenen Ring vor, und er sprach jetzt lateinisch, während man bisher aramäisch gesprochen hatte. »Soso?« lachten die Soldaten. »Vom Zweiten römischen Adel bist du? So haben wir uns einen römischen Ritter immer vorgestellt!« — »Da seht ihr«, sagte freundlich Josef, »daß die Wirklichkeit manchmal anders aussieht, als man glaubt. Ich habe übrigens ein gutes Papier.« Und er holte den Ausweis hervor, den man ihm auf der Statthalterei von Cäsarea ausgestellt hatte.

Die Soldaten beschauten sich das Papier nicht lange. »Mit diesem Wisch«, sagten sie, »können wir nichts anfangen. Hier gilt nur *eine* Unterschrift, die von Paulus Bassus!« Josef schaute nachdenklich vor sich hin und sagte: »Euern Paulus Bassus kenne ich sehr gut, und er kennt mich sehr gut.« Da lachten die Soldaten schallend über den Spaßvogel von einem alten Juden, der ein Freund ihres Oberbefehlshabers Paulus Bassus sein wollte. »Da hättest du dir eigentlich«, erwiderten sie, »von deinem Freund die Vorschriften sagen lassen sollen, die gerade er erlassen hat. Wenn auf einer galiläischen Straße ein Jude und Beschnittener getroffen wird, der nicht in einem Nachbarort beheimatet ist, und er kennt nicht die Parole, dann ist er als Spion anzusehen. Bist du ein Jude? Bist du beschnitten?« — »Ich bin es«, sagte der alte Mann. Der Anführer schwieg eine ganz kleine Weile, dann hob er langsam die Schultern und ließ sie wieder fallen, es war beinahe wie eine Entschuldigung.

»Na also!« sagte er. »Du scheinst verständig und begreifst sicher, daß es, wenn wir es kurz machen, nicht böser Wille ist, sondern Dienstvorschrift.« — »Bedanke dich bei deinem Freunde Paulus Bassus!« fügte einer hinzu. Josef sah sie aufmerksam an, einen nach dem andern. »Das möchte ich«, sagte er ruhig, »und ihr tätet gut, es mir zu ermöglichen. Denn ich bin wirklich vom Zweiten römischen Adel, und ich kenne wirklich euern Paulus Bassus sehr gut.«

Seine Stimme, seine Augen, seine ruhige Art machten Eindruck auf die Soldaten. Auch schien der Mann kein Spion zu sein, für einen solchen hätte man sich schwerlich einen so alten, auffälligen Juden ausgesucht. Aber Befehl war Befehl. Dazu war man verspätet, die Streife hatte mehr Zeit beansprucht, als man erwartet. Wenn man sich mit dem Burschen belastete und dadurch noch später ans Ziel kam, wurde man angeschnauzt; wenn man ihn erledigte, war man eindeutig im Recht.

Aber die Soldaten waren nicht bösartig von Gemüt. Sie waren von denen, die seit langem hier im Lande in Garnison standen, sie hatten ab und zu mit Juden zu tun gehabt und sahen in ihnen nicht nur Feinde. »Die Vorschriften«, überlegte einer laut, »heißen: seid human, solange es die militärischen Rücksichten erlauben!« — »Krieg ist Krieg«, sagte ein anderer.

»Höre, Mensch«, schlug der Anführer dem Josef vor, »wir müssen nach Tabara und haben nicht viel Zeit. Wir wollen versuchen, dich mitzuschleppen. Galopp werden wir nicht reiten, aber auch nicht im Schritt. Wir sind schon verspätet. Es ist wie in der Arena. Einige überstehen’s. Wir geben dir eine Chance. Wir binden dich ans Pferd, und wenn du’s schaffst, dann hast du’s geschafft. Ist das ein guter Vorschlag?« — »Ich denke«, sagte der, der zuerst gesprochen, »es ist ein guter Vorschlag und im Sinne des Reglements. Sag selber, Jud!« forderte er den Josef auf. Der schaute ihn lang und nachdenklich an. »Du hast recht, mein Junge«, sagte er. »Es ist im Sinne des Reglements.«

Sie untersuchten ihn. Er hatte etwas Barschaft bei sich, noch ein wenig Mundvorrat, den Ausweis der Statthalterei und am Finger den Goldring des Zweiten Adels. »Das könnte gestohlen sein«, meinten sie und nahmen es ihm ab. Dann stiegen sie hinunter zur Straße und banden ihn einem ans Pferd. Dieser Reiter war ein gewisser Philippus, ein gutmütiger Mensch.

»Ich werde nicht zu schnell reiten, Mann«, versprach er und gab dem Josef Wein zu trinken, damit er sich stärke. Dann ritten sie los.

Wind ging, die Luft war frisch und würzig, der Trab war nicht zu schnell, und die ersten Minuten schien es wahrhaftig nicht ganz ausgeschlossen, daß der Mann es schaffe. Seine alten Füße liefen, er atmete gleichmäßig, und sie sagten: »Na siehst du, nur nicht aufgeben!« Doch dann begann er zu japsen, und dann stolperte er und fiel. Sein Kleid war zerrissen, er blutete, aber es waren nur Abschürfungen, nichts Ernstliches. Er raffte sich auch bald wieder auf und lief weiter. Dann fiel er nochmals, diesmal schwerer, immerhin waren es nur die Arme und das Gesicht. Philippus hielt sein Pferd an, gab seinem Gefangenen nochmals zu trinken und gönnte ihm eine Minute, ehe er weiterritt. Dann aber fiel Josef ein drittes Mal, und diesmal wurde er eine Weile über die Straße geschleift. Es lag trotz des Frühjahrs dicker Staub auf der Straße, das war gut für Josef, aber Steine gab es natürlich auch, und als Philippus endlich hielt, war der alte Jude über und über mit Blut besudelt, seine Augen waren geschlossen, und aus seiner Brust kam ein Röcheln, das unangenehm zu hören war.

Philippus rief den andern etwas zu, und die versammelten sich um Josef. »Was sollen wir nun mit dir anfangen?« sagten sie. »Offenbar hast du verspielt. Sollen wir ihn abtun«, überlegten sie, »oder sollen wir ihn liegenlassen?« Und: »Sollen wir dich abtun, Alter, oder sollen wir dich liegenlassen?« wandten sie sich geradezu an ihn selber. »Wir haben uns ans Reglement gehalten«, erklärte nochmals der Anführer, entschuldigend.

Josef hörte sie reden, aber er verstand sie nicht. Sie sprachen lateinisch, doch er, der Vielsprachige, verstand jetzt nur mehr die Sprache des Landes, und er hätte auch nicht sprechen können. »Ich meine«, schlug schließlich einer vor, »wir überlassen ihn sich selber. Unheil richtet der keines mehr an.« Und so taten sie. Sie hoben ihn noch hoch und legten ihn an den Rand der Straße, unter einen gelben Strauch, so, daß sein Gesicht im Schatten lag. Dann ritten sie weg.

Es war aber die Gegend, in der dieses geschah, ein Hochplateau, öde, nur mit wenig Sträuchern bestanden, doch jetzt, im Frühjahr, trugen diese Sträucher gelbe Blüten. Da lag Josef in einer hellen, milden Sonne, und mit verschwimmenden Sinnen nahm er die gelbgesprenkelte Wüste und die milde, fröhliche Sonne in sich auf.

Der Josef, der nach Rom gekommen war, um Rom und die Welt mit jüdischem Geiste zu durchdringen, Der Josef, der den Feldherrn Vespasian als Messias begrüßt hatte, Der Josef, der die Kriegsgefangene Mara, die Hure des Vespasian, geheiratet hatte und später die ägyptische Griechin Dorion, Der Josef, der als jüdischer Führer in Galiläa gekämpft und dann vom römischen Lager aus mitangesehen hatte, wie Jerusalem und der Tempel verbrannten, Der Josef, der Zeuge gewesen war, wie Titus triumphiert hatte, und der sich gebeugt hatte unter dem Joch seines Triumphbogens, Der Josef, der das streitbare Makkabäerbuch geschrieben hatte und den höfisch konzilianten »Jüdischen Krieg« und die kosmopolitisch laue Universalgeschichte und den patriotisch glühenden »Apion«, Der Josef, der vergebens um seinen Sohn Paulus gerungen hatte und der die Ursache gewesen war, daß sein Sohn Simeon umkam und sein Sohn Matthias, Der Josef, der vom Tische dreier Kaiser gegessen hatte und vom Tisch der Prinzessin Berenike und des Großdoktors Gamaliel und des gewalttätigen Akawja, Der Josef, der die Weisheit der jüdischen Schriften studiert hatte, der Doktoren, der Griechen und der Römer, der immer wieder gestoßen war auf den letzten Schluß des Kohelet, daß alles eitel sei, und der doch niemals danach gehandelt hatte.

Dieser Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe, dem Erdkreis bekannt als Flavius Josephus, lag jetzt auf der Böschung, das Gesicht und den weißen Bart besudelt mit Blut, Staub, Kot und Speichel, veratmend. Das ganze kahle, gelbgesprenkelte Bergland ringsum und der helle Himmel gehörten jetzt ihm allein, die Berge, die Täler, der ferne See, der reine Horizont mit dem einsamen Raubvogel waren nur seinetwillen da und nichts als der Rahmen seines Innern. Das ganze Land war erfüllt von seinem verdämmernden Leben, und er war eins mit dem Land. Das Land holte ihn, und er suchte es. Er hatte die Welt gesucht, aber gefunden hatte er nur sein Land; denn er hatte die Welt zu früh gesucht. Der Tag war da. Es war ein anderer Tag, als er ihn geträumt hatte, aber er war es zufrieden.

Als Wochen vergingen, ohne daß von Josef Nachricht eintraf, wandte sich Mara an den Gouverneur in Cäsarea und an den Großdoktor in Jabne.

Die römischen Behörden bemühten sich ernstlich, es ging um einen Angehörigen des Zweiten Adels, den Rom und sein Hof kannten. Auch der erschrockene Gamaliel tat alles, um Josef aufzufinden. Man schrieb hohe Belohnungen aus für den, der ihn lebendig oder tot beibrächte. Allein man konnte nur ermitteln, daß er zuletzt in Esdraela gesehen worden war; von da an verlor sich jede Spur. Es war schwierig, in dem vom Krieg heimgesuchten Gebiet einen Mann zu entdecken, der verlorengegangen war, es gab Zehntausende von Leichen nach diesem Aufstand.

Ein Monat verging, Pfingsten kam heran, das Pfingsten, von dem die Männer am Tische des Doktors Akawja geträumt hatten, doch es war ein blutiges Pfingsten für Judäa. Und es kam der heiße Monat Tamus, und es jährte sich der Tag, da die Belagerung Jerusalems begonnen hatte, und es kam der Monat Ab, und es jährte sich der Tag, da Jerusalem und der Tempel verbrannt waren. Und noch immer fand sich keine Spur von Josef Ben Matthias, den die Römer Flavius Josephus nannten. Man mußte ihn wohl verloren geben, und Gamaliel mußte darauf verzichten, den größten Schriftsteller, den die Judenheit dieses Jahrhunderts besessen, würdig zu bestatten. Da sagten die Doktoren: »Wie es heißt von Moses, unserem Lehrer: ›Und niemand hat sein Grab erkundet bis auf diesen heutigen Tag.‹« Und alle erkannten, daß dem Josef als Denkmal sein Werk bestimmt war und kein anderes.